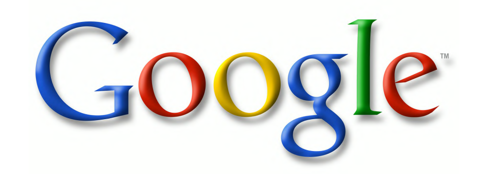
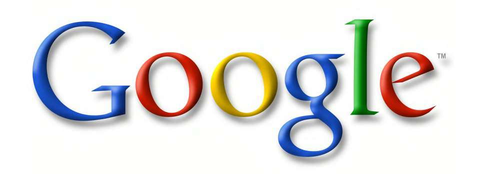
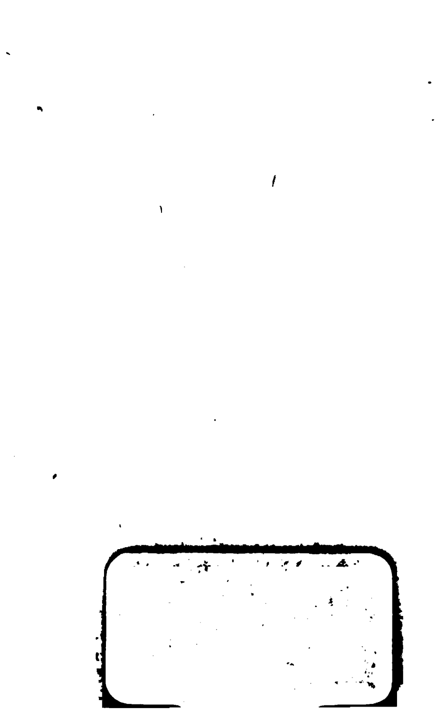
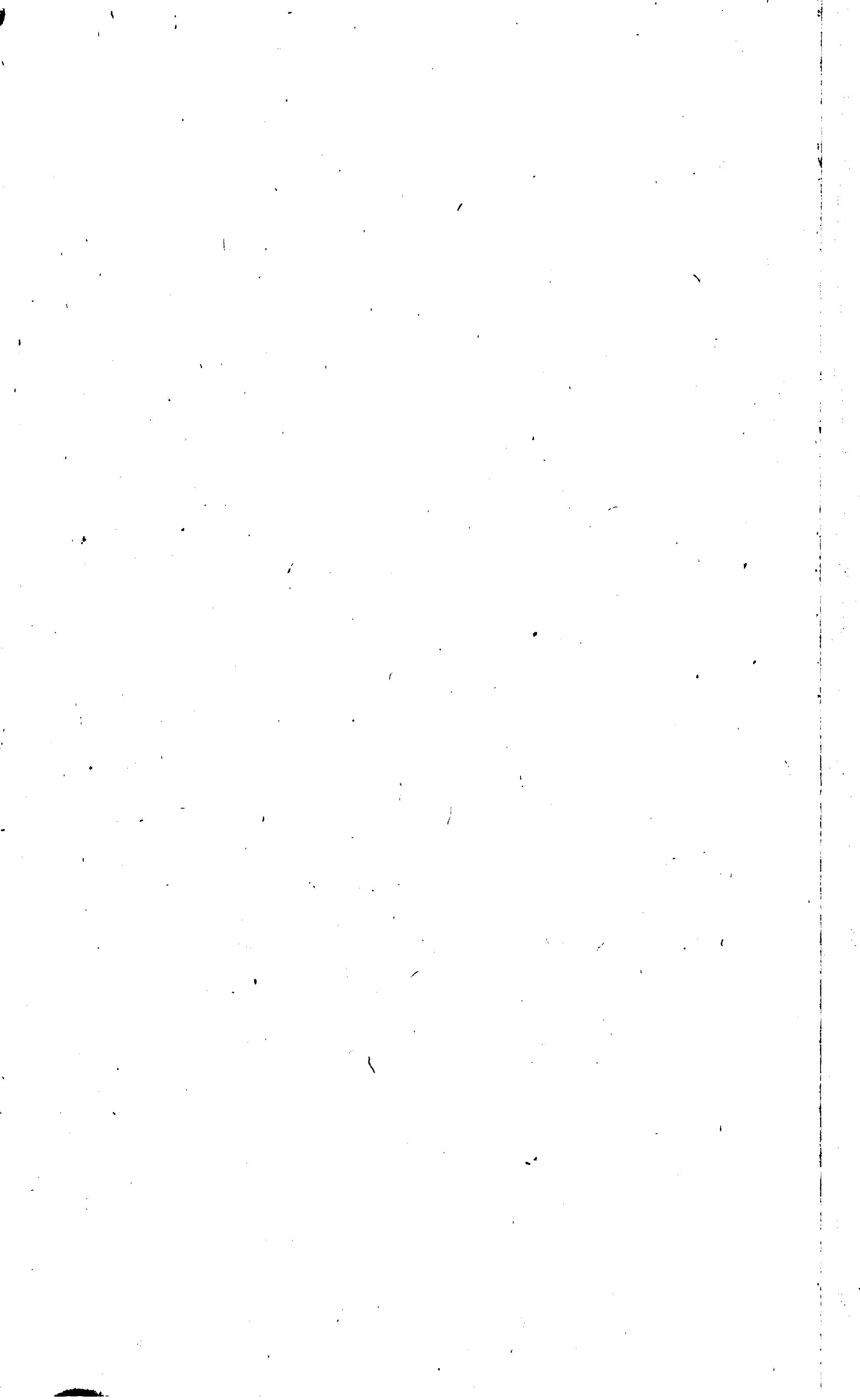
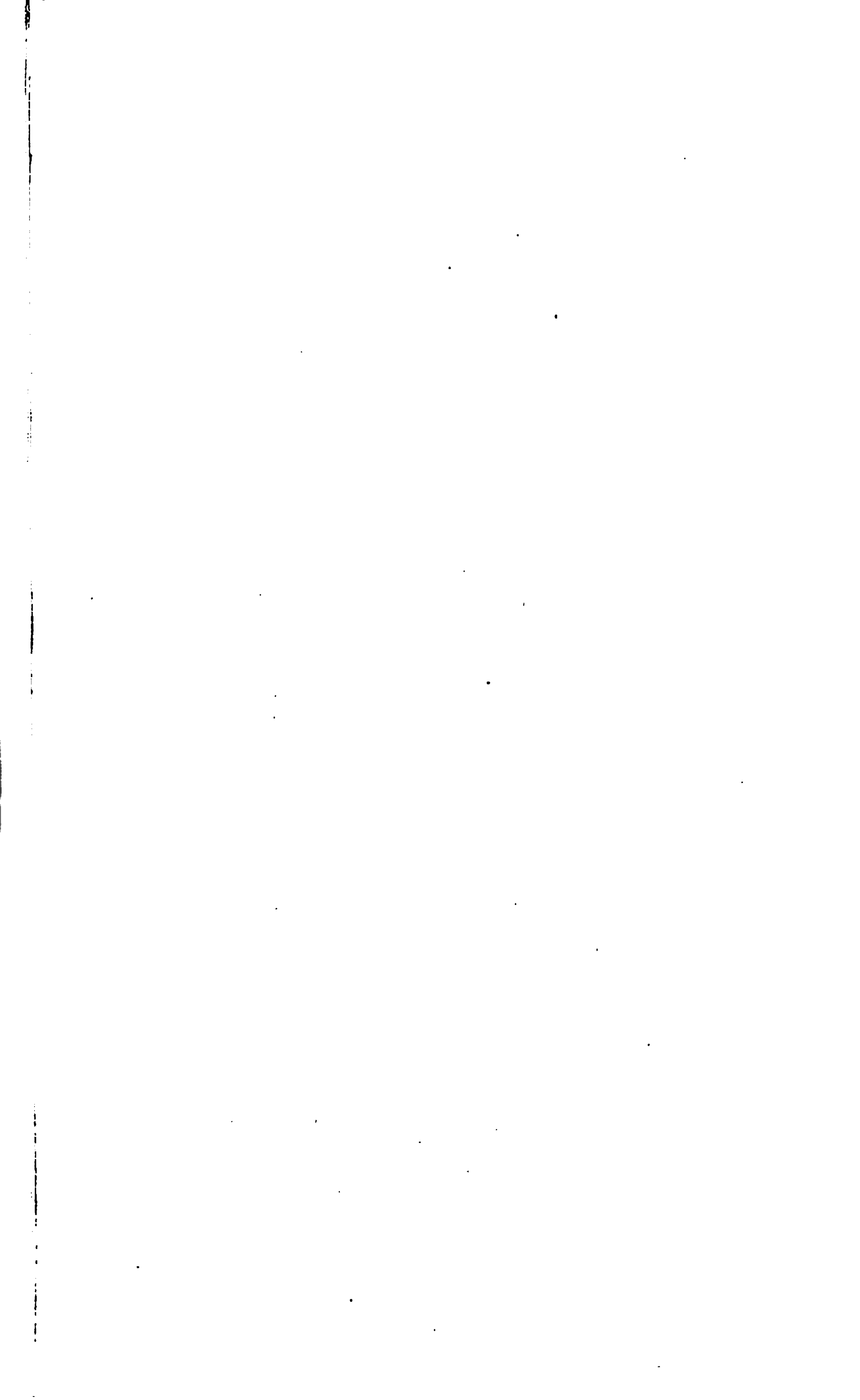


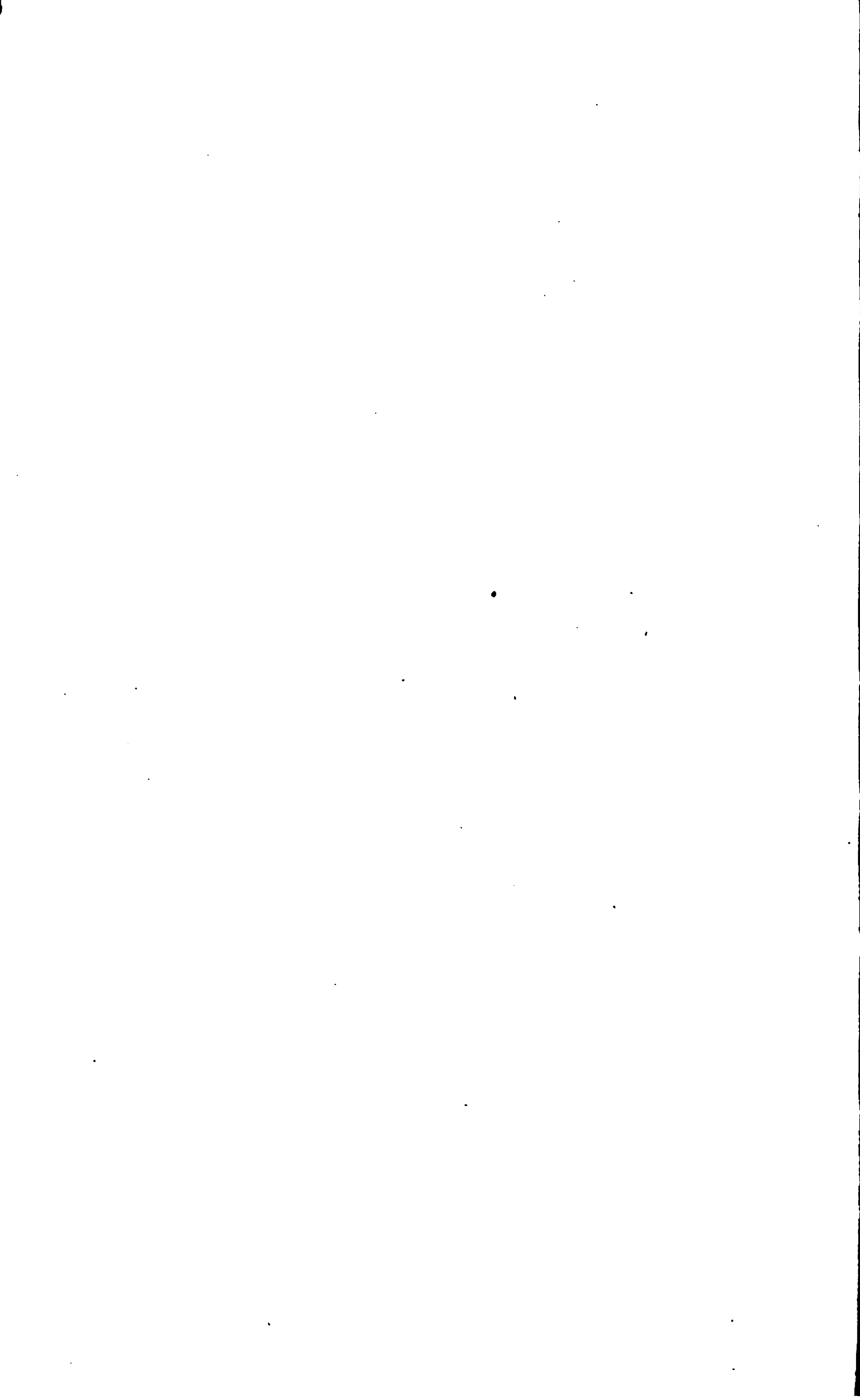


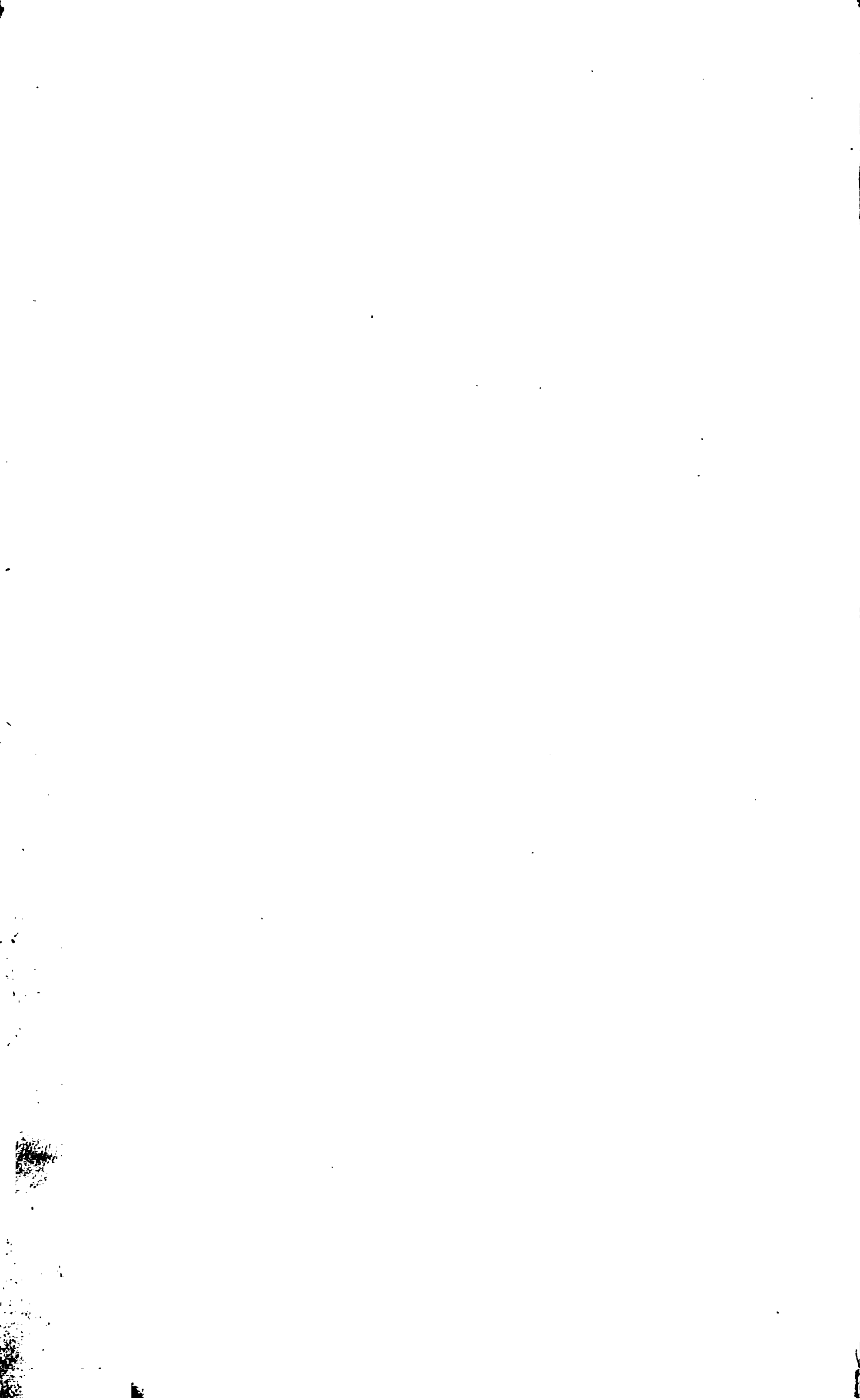














Aus

# Metternich's

# nachgelassenen Papieren.

Herausgegeben

von dem Sohne des Staatskanzlers

**Fürsten Richard Metternich-Winneburg.**

Geordnet und zusammengestellt von Alfons v. Klinkowström.

---

Autorisirte deutsche Original-Ausgabe.

---

**1. Band.**

Mit dem Porträt des Staatskanzlers und zwei facsimilirten Beilagen.

---

**Wien 1880.**

**Wilhelm Braumüller**

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Th. Lawrence pinx. W. Unger sculp.

# Aus Metternich's nachgelassenen Papieren.

Herausgegeben
von dem Sohne des Staatskanzlers

**Fürsten Richard Metternich-Winneburg.**

Geordnet und zusammengestellt von Alfons v. Klinkowström.

---

Autorisirte deutsche Original-Ausgabe.

---

## Erster Theil.

### Von der Geburt Metternich's bis zum Wiener Congreß

1773–1815.

**Erster Band.**

Mit dem Porträt des Staatskanzlers und zwei facsimilirten Beilagen.

---


Wien 1880.

**Wilhelm Braumüller**

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Motto:

„Das sogenannte Metternich'sche System war kein System, sondern eine Weltordnung. Revolutionen ruhen auf Systemen, ewige Gesetze stehen außer und über dem, was mit Recht den Werth eines Systems hat."

Der Fürst Staats-Kanzler.

„Ma biographie par Capefigue me ressemble fort peu. Il paraît que j'ai à l'égard des peintres avec la plume le même sort qu'avec ceux au crayon ou à l'huile, et que ma figure morale doit être difficile à attraper comme ma surface physique. C'est au reste ainsi que s'écrit l'histoire et qu'elle ne devrait pas s'écrire."

Metternich.

# Vorwort.

Ich ehre das Andenken meines verewigten Vaters, indem ich dieses Werk der Oeffentlichkeit übergebe.

Es erscheint zwanzig Jahre nach dem Tode des Staatskanzlers. „Eine solche Pause sei erforderlich, damit der Schriften-Nachlaß für die Leserwelt zur Reife gelange." So ungefähr äußerte sich mein Vater bei verschiedenen Anlässen. Ohne durch eine testamentarische Bestimmung gebunden zu sein, erfüllt kindliche Ehrfurcht diesen auch durch Staatsrücksichten nahe gelegten Wunsch.

In der Art der Behandlung des Stoffes war der Herausgeber nicht beschränkt. Ich wählte jene Form, welche mir die Beschaffenheit des Materiales an die Hand gab.

In einer Denkschrift, die unter dem Titel „Mein politisches Testament" an betreffender Stelle des Werkes dem Leser zur Einsicht vorliegen wird, erklärt der Staatskanzler sein literarisches Schweigen in eigener Sache mit folgenden Worten:

„Ich habe Geschichte gemacht und deshalb die Zeit sie zu „schreiben nicht gefunden. Ich wenigstens habe mir die Fähigkeit „zur Lösung dieser doppelten Aufgabe nicht zuerkannt. Und mich der- „selben nach meinem Rücktritt zu widmen, dafür war mein Alter zu „weit vorgerückt. Entfernt von unerläßlich nöthigen archivalischen „Quellen, hätte ich mein Gedächtniß allein zu Rathe ziehen müssen.

„Ich habe mich diesem Unternehmen nicht unterzogen, sondern suche „Ersatz in der hier bezeichneten Form.

„Die Geschichte meines beinahe neununddreißigjährigen Mini„steriums liegt aufgezeichnet in drei Quellen:

„In dem Archiv des Departements, dem ich vorstand, dessen Acten „den Zeitraum von der Schlacht bei Wagram im Sommer 1809 bis „zum 13. März 1848 umfassen.

„In einer Acten-Sammlung, welche ich unter dem Titel „Mate„rialien zur Geschichte meiner Zeit" hinterlasse.

„In Correspondenzen und Aufsätzen, welche ich während meines „Rücktrittes gepflogen und verfaßt habe.

„Vereint bieten diese Quellen reichhaltigen Stoff für den unpar„teiischen Geschichtsforscher.

„Nicht Eigenliebe noch der Hang zur Rechthaberei liegt meinem „Drange nach dem Bekanntwerden der Ansichten und Gefühle, welche „mir im ganzen Verlaufe meines Geschäftslebens vorschwebten, zu „Grunde. Mein Gefühl ruht auf anderer Grundlage; in ihm herrscht „das geschichtliche Element und die Pflege der Wahrheit vor."

Aehnliche Aeußerungen, wie die hier angeführten, wird der Leser noch an manchen anderen Stellen des Werkes antreffen; überall kommt von Neuem der Gedanke zum Ausdruck, der den Fürsten Metternich abgehalten hat, eine zusammenhängende Geschichte seines Lebens und Wirkens zu schreiben, ein Unternehmen, das sich in der That bei nur einiger Vollständigkeit zu einer Weltgeschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hätte gestalten müssen.

Auch aus der Feder des Sohnes erwartet die Welt nicht die Geschichte dieser Zeit, nicht die Schilderung der großen Kämpfe und der nachgefolgten langen Friedens-Aera, die — so ruhmredig es auch klingen mag — nach dem berühmten Staatskanzler den Namen tragen

wird. Was die Welt aber vom Sohne gern entgegennehmen dürfte und aus erster Hand nur durch ihn empfangen kann, das sind die Aufzeichnungen, Denkschriften, Correspondenzen u. s. w., welche der Staatskanzler in sein Familien-Archiv hinterlegt, und die er selbst als eine Materialien-Sammlung zur Geschichte seines Lebens bezeichnet hat, nicht ohne den bestimmten Wunsch daran zu knüpfen, daß dieser Quellenstoff für die Geschichtschreiber seiner Zeit in die Oeffentlichkeit gelange.

Diesen Schriften-Nachlaß zusammenzustellen, in eine sowol dem Gegenstande als der Zeitfolge entsprechende Ordnung zu bringen und stellenweise durch Nachträge aus dem Staats-Archiv zu ergänzen, das war meine Sorge, wobei mich der Gedanke leitete, das Charakterbild des Fürsten Metternich aus der unverhüllten Wiedergabe seiner Schriften hervorleuchten und ohne die gestaltende Zuthat einer fremden Feder ausschließend durch sich selbst wirken zu lassen.

Die großen Zeit-Abschnitte in Metternich's Leben und Wirken gaben die Richtung für die Abtheilung und Einreihung seiner „nachgelassenen Papiere" in drei Epochen:

Die Erste Epoche, von 1773 bis 1815, beginnt mit Metternich's Geburtsjahr und findet in dem weltgeschichtlichen Ereigniß des Wiener Congresses ihren Abschluß.

Die Zweite Epoche, von 1816 bis 1848, umfaßt die allgemeine Friedens-Aera, die gleichzeitig mit dem Rücktritt des Staatskanzlers von seiner Stellung ihr Ende erreicht.

In die Dritte Epoche, von 1848 bis 1859, fällt die Ruhezeit Metternich's bis zu dessen am 11. Juni 1859 erfolgtem Tode, einem auch für die Geschicke Oesterreichs bezeichnenden Wendepunkte.

Den erwähnten drei Lebens-Epochen entsprechen die ersten drei Theile des Werkes.

Den vierten und letzten Theil desselben füllen Schriftstücke verschiedenen Inhaltes aus, die sich aus mehrfachen Gründen der zeitlichen Eintheilung entziehen und besser in eine Ordnung nach Materien passen.

Vorläufig ist es nur der Erste Theil, die Zeit von 1773 bis 1815 umfassend, welcher in zwei Bänden den Druck verläßt. Dem raschen Erscheinen der nachfolgenden Theile, in angemessen kurzen Zwischenräumen, steht bei dem vorgerückten Stande der bezüglichen literarischen Vorarbeiten kein verzögerndes Hinderniß im Wege.

Das Werk erscheint gleichzeitig in deutscher, französischer und englischer Ausgabe. Da die Schriftstücke des Nachlasses theils in deutscher, theils in französischer Sprache abgefaßt sind, so machte dies bezüglich der französischen und englischen Ausgaben Uebersetzungen nöthig. Nur die deutsche Ausgabe bringt alle Schriftstücke in der Sprache, in welcher sie geschrieben sind, mit einziger Ausnahme der Autobiographie, deren Bruchstücke ihrer Natur nach die Zusammenfassung in ein geordnetes Ganzes mit gleicher Sprache zweckmäßig erscheinen ließen. Die deutsche Ausgabe ist daher die Original-Ausgabe des Metternich'schen Schriften-Nachlasses und erhebt sich dadurch zur Bedeutung eines Quellenwerkes. Ihren deutschen Charakter wahrt sich die Ausgabe, abgesehen von den deutschen Originalien, in den Ueberschriften und Regesten zu den französischen Originalien, in dem Inhalts-Verzeichniß und Personal-Register, in den Anmerkungen, Randnoten u. s. w., mit einem Worte, in dem Gesammtverkehr des Herausgebers mit dem Leser, der in deutscher Sprache geführt wird.

Zur Lösung meiner schweren Aufgabe war mir fremde Beihilfe unentbehrlich. Gern und dankbar spreche ich es aus, daß mir die Mitwirkung bewährter Kräfte zu Theil geworden ist. Männer, hervorragend durch Geist und von lebhaftem Interesse für die Sache beseelt,

gewährten mir die Unterstützung ihres einsichtsvollen Rathes. Insbesondere war es Se. Excellenz der k. k. geheime Rath Baron Aldenburg, der mir mit seiner bewährten Sachkenntniß und großen Erfahrung getreu zur Seite stand. Gleichen Dank schulde ich auch den leitenden wie den ausführenden Regierungs-Organen des k. k. Staats-Archives für die entgegenkommende Bereitwilligkeit, die ich bei ihnen gefunden. Der volle Schatz des k. k. Staats-Archives wäre mir zur Bereicherung dieses Geschichtswerkes zur Verfügung gestanden. Von dieser nicht genug anzuerkennenden pietätsvollen Liberalität habe ich jedoch nur einen beschränkten Gebrauch gemacht, in der Art nämlich, daß ich dort, wo die vom Staatskanzler selbst geleitete zur seinerzeitigen Publication bestimmte Acten-Sammlung einzelne Lücken aufwies, die Completirung der hinterlassenen Materialien aus den öffentlichen Archiven zu bewirken bemüht war. Eine weitergehende Ausbeutung hätte die ganze Natur meines Werkes verändert.

Als eigentlichen Mitarbeiter an dem großen Unternehmen habe ich endlich meinen Freund, den k. k. Hofrath v. Klinkowström, zu nennen. Betraut mit der Sichtung und Ordnung des Schriften-Nachlasses des Staatskanzlers, hat er dem umfangreichen Materiale jene Form gegeben, in der jetzt als Ergebniß seiner mühevollen literarischen Arbeit das Werk in die Oeffentlichkeit tritt.

Nun überlasse ich das Wort meinem verewigten Vater. Der Leser möge den Mann selbst vernehmen, dessen Stimme dereinst an allen Höfen, in allen Kabineten Europas mächtig ertönte, und dem durch lange Zeit die Führerschaft in der conservativen Partei dieses Welttheils zugefallen war. Nicht einen Anderen über ihn, sondern ihn selbst wird der Leser in diesem Werke reden hören, und er wird seinen Worten gerne lauschen, sei es, daß sie uns Abschnitte seines

bewegten Lebens erzählen, sei es, daß sie von einzelnen großen Angelegenheiten seiner Zeit handeln oder uns die Gestalten hervorragender Zeitgenossen vor die Augen führen.

Heute, nach mehr als einem Menschenalter, nachdem über die Ruhe seines Grabes Jahre dahingezogen sind, tritt das Bild des unerschütterlichen Verfechters der staatenerhaltenden Principien noch großartiger hervor, und aus den eigenen Worten wirkt die ganze Macht und der volle Zauber seiner Persönlichkeit auf die Nachwelt. Selbst die Gegner werden, milderen Sinnes, in weihevoller Stimmung den Schatten des großen Staatsmannes wieder an sich vorüberziehen sehen.

Am zwanzigjährigen Gedächtnißtage des Todes meines Vaters

Paris, am 11. Juni 1879.

Fürst Richard Metternich.

# Inhalt

## des ersten Theiles in zwei Bänden.

---

**Erstes Buch.**



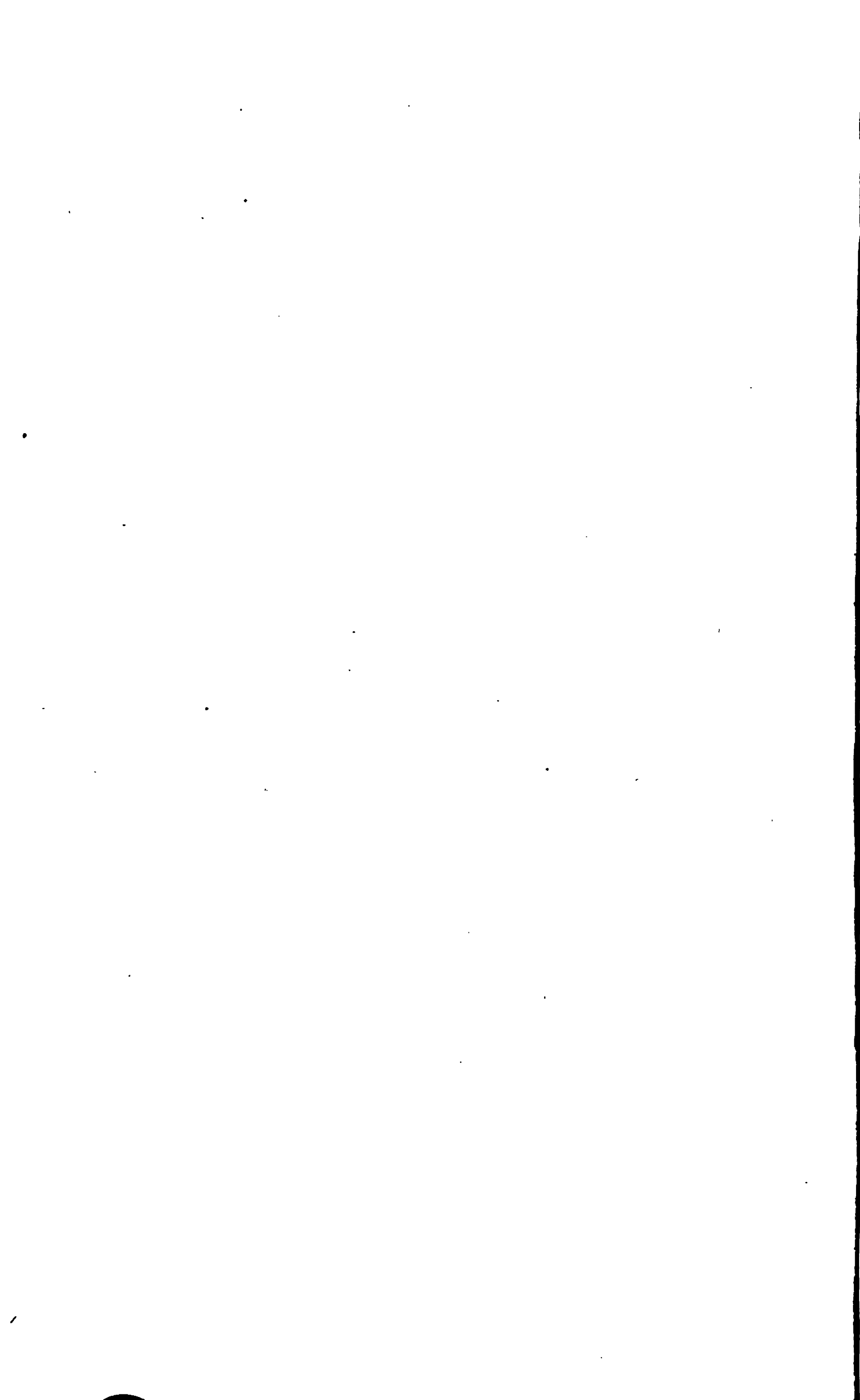
**Zweites Buch.**

**Drittes Buch.**

---

## Berichtigungen zum I. Band.

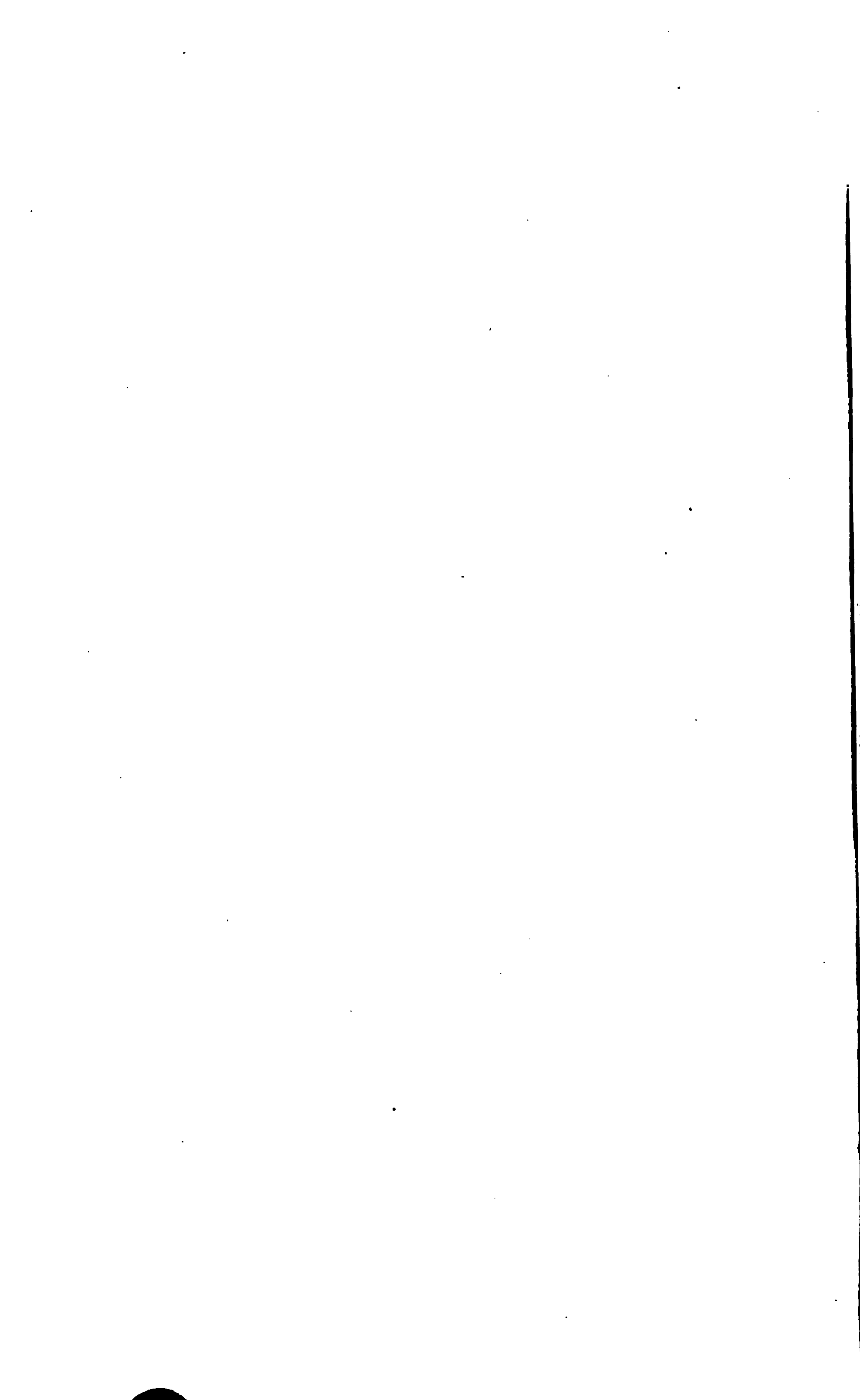
Man lese: Seite 217, Zeile 2 von unten 1804 statt 1806.
„ 295, „ 7 „ oben Dreyer statt Dreger.



# Erstes Buch.

## Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens.

## 1773—1815.



# Erklärung.

Ich lege das anruhende Manuscript in mein Haus-Archiv nieder; dabei leiten mich folgende Beweggründe:

Mein Leben gehört der Zeit, in welcher es verlaufen ist.

Diese Zeit bildet ihrerseits einen Abschnitt der Weltgeschichte; sie war eine Periode des Ueberganges. In solchen Perioden ist das frühere Gebäude bereits eingerissen, das neue besteht noch nicht. Es wird gebaut, und die Zeitgenossen spielen hiebei die Rolle der Werkleute.

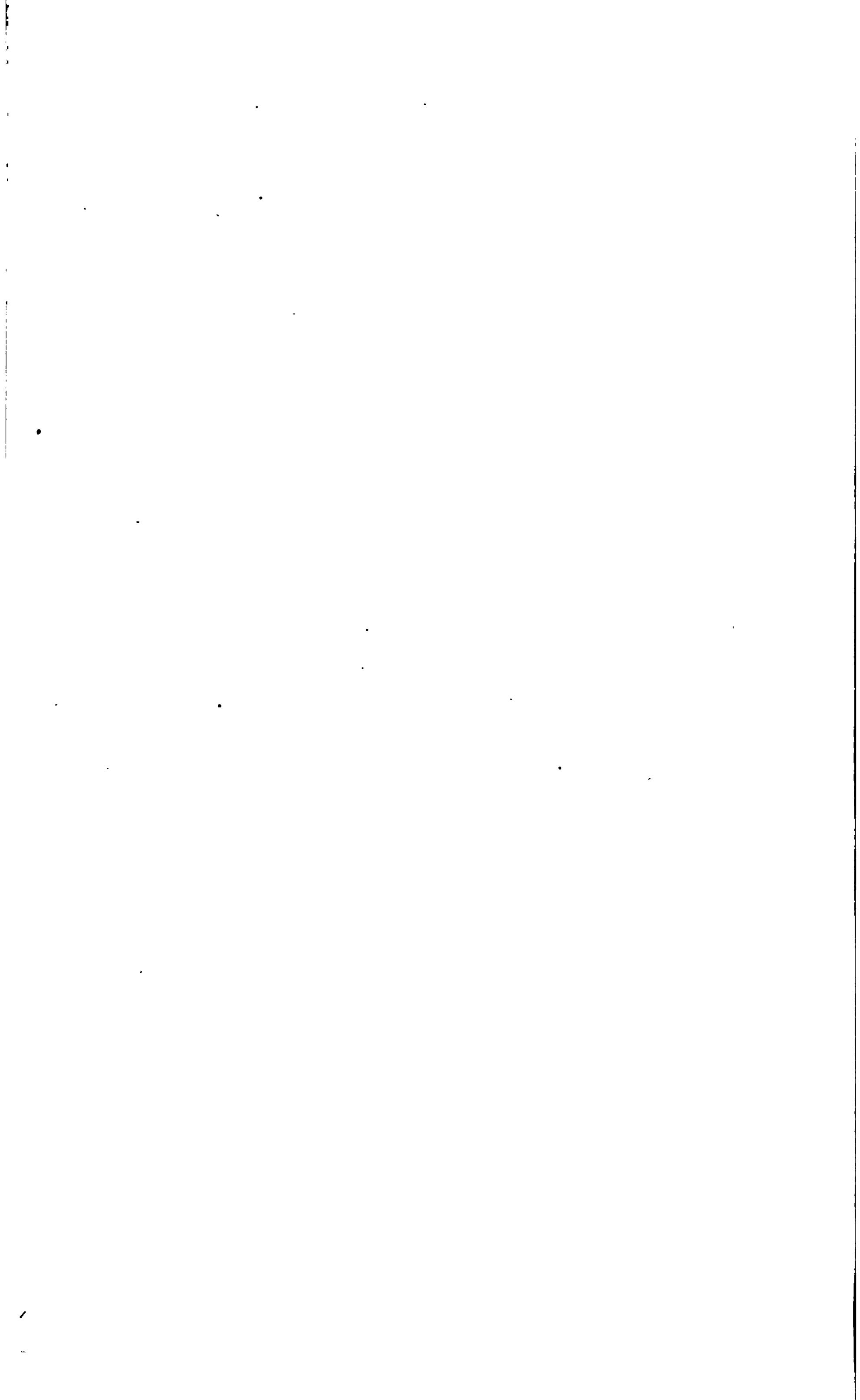
Baumeister melden sich von allen Seiten; nicht Einem ist es beschieden, das Werk vollendet zu schauen, denn hiezu ist das Leben des Menschen zu kurz. Glücklich, wer von sich sagen kann, dem ewigen Rechte nicht in den Weg getreten zu sein. Dieses Zeugniß versagt mir mein Gewissen nicht.

Ich lege in die Hände meiner Nachkommen nicht ein geschlossenes Werk, sondern einen Leitfaden, welcher ihnen die Wahrheit über das, was ich wollte und nicht wollte, zeigen wird. Eingedenk meiner Pflicht gegen den Staat habe ich

---

## Berichtigungen zum I. Band.

Man lese: Seite 217, Zeile 2 von unten 1804 statt 1806.
„ 295, „ 7 „ oben Dreyer statt Dreger.



# Erstes Buch.

## Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens.

### 1773—1815.

Nichts, was zu dessen Geheimnissen gehört, in dieses Manuscript aufgenommen, wohl aber Vieles, von dem es besser ist, daß es bekannt werde, als daß es im Dunkeln verbleibe.

Insbesondere habe ich gewünscht, dem verewigten Kaiser Franz I., der mir in seinem letzten Willen den Namen seines besten Freundes beigelegt hat, einen letzten Dienst zu erweisen, den größten, den ich dem Todten erweisen kann: den, ihn darzustellen, wie er war.

Mein Leben gehört zu den bewegtesten in einer an ungeregelter Bewegung erkrankten Zeit. Aus meiner Darstellung geht hervor, daß ich von meiner frühesten Jugend bis in das sechsunddreißigste Jahr eines mühevollen Ministeriums, wo ich diese Zeilen schreibe, nicht Eine Stunde mir gelebt habe.

Zeuge der Ordnung der Dinge vor der socialen französischen Revolution, und Zeuge oder Theilnehmer aller Ereignisse, welche den Umsturz dieser Ordnung begleiteten und ihm folgten, stehe ich heute unter allen Zeitgenossen allein auf der ragenden Bühne, auf die mich weder mein Wille noch meine Neigung gestellt haben.

Ich erkenne mir sonach das Recht und die Pflicht zu, meinen Nachkommen den Weg zu bezeichnen, auf welchem allein der gewissenhafte Mann den Stürmen der Zeit zu widerstehen vermag. Diesen Weg habe ich in dem Wahlspruch bezeichnet, den ich als das Symbol meiner Ueberzeugung für mich und meine Nachkommen erkoren habe: „Die wahre Kraft liegt im Recht"; außer ihm ist Alles vergänglich.

Die Epoche, welche ich vorzugsweise berücksichtigt habe, ist jene zwischen den Jahren 1810 und 1815, denn sie ist die bedeutendste in meinem Leben gewesen und sie trägt dasselbe Gepräge in der Weltgeschichte. In ihr ward die Richtung entschieden, in der sich die Dinge später gestalteten; die Belege dafür liegen in den Amts-Archiven, aber sie enthalten nur die Resultate der Ereignisse und wenig Behelfe zur Aufklärung der Vorgänge, welche diese Resultate herbeigeführt haben, weil im Verlaufe der Jahre 1813, 1814 und 1815 die Monarchen und die Vorsteher der Kabinete meistens örtlich vereinigt waren.

Sollte — und es ist unvermeidlich — einst eine Lebensgeschichte von mir in die Welt gesendet werden, so wird die Darstellung der mich betreffenden Wahrheit meinen Nachkommen das Mittel bieten, falschen Berichten in den Weg zu treten. Dazu wird es allerdings des Nachforschens in dem Staats-Archiv bedürfen, denn in demselben liegt alles Das, was ich zur Aufnahme in das vorliegende Manuscript nicht geeignet gefunden habe, und selbst abgesehen vom Pflichtgefühle, schon aus Mangel an Zeit nicht hätte aufnehmen können.

Die Männer, welche selbst Geschichte machen, haben nicht Zeit, sie zu schreiben. Mir wenigstens fehlte es daran.

Den Zeitraum zwischen den Jahren 1810 und 1815 habe ich als den wichtigsten bezeichnet, weil er die Epoche umfaßt, in welcher die Versuche Napoleon's zur Gründung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung scheiterten, wodurch Europa in die

natürlichen Folgen der französischen socialen Revolution verfiel, Folgen, welche heute erst in ihrer Entwicklung begriffen sind.

Das in Frage stehende Manuscript hat für immerwährende Zeiten, insoferne dieser Begriff auf menschliche Fürsorge anwendbar ist, in meinem Haus-Archiv zu verbleiben. Ich gestatte jedoch, daß es nach Zeit und Umständen benützt werde, um lückenhafte Geschichtswerke zu vervollständigen oder lügenhafte zu berichtigen, sei es in Betreff der Ereignisse, sei es in Betreff meiner Person*).

Im December 1844. **Metternich.**

---

*) Ich glaube den Zwecken der Geschichte am besten zu dienen und besorge nicht, die Pietät gegen meinen verewigten Vater zu verletzen, wenn ich dessen autobiographisches Memoire aus der Verborgenheit unseres Familien-Archives an das Tageslicht hervorziehe und das Manuscript, ergänzt durch Nachträge und in einzelnen Partien umständlicher ausgeführt, hier folgen lasse.

Der Herausgeber.

# Autobiographische Denkschrift.[1])

## Erstes Capitel.

## Lehrjahre
(1773—1800).

Geburt und Kinderjahre. — Hofmeister Friedrich Simon. — Universität Straßburg. — Kaiserkrönung in Frankfurt 1790. — Eulogius Schneider. — Civilbischof von Straßburg. — Wahl zum Vertreter der katholisch-westphälischen Grafen. — Erzherzog Franz. — Metternich's Vater als bevollmächtigter Minister der Niederlande. — Universität Mainz. — Die französischen Emigrirten. — Ferienzeit in Brüssel. — Juridische Vorlesungen. — Prof. Hofmann. — Kotzebue. — Nicolaus Vogt. — Krönung Kaiser Franz II. in Frankfurt 1792. — Abbé Maury und Mirabeau. — Ball. — Coblenz. — Friedrich Wilhelm II. — Feldzug 1792. — General Dumouriez. — Einnahme von Valenciennes. — Fortsetzung der Studien in den Niederlanden. — Nach London. — Berührung mit dortigen Notabilitäten. — Orientirung im parlamentarischen Mechanismus. — Prinz von Wales. — Kriegsausbruch zwischen Frankreich und England. — Auslaufen der Flotte in Portsmouth. — Der Seesieg von Ouessant. — Besuch des Innern Englands. — Gerücht von Metternich's Gefangennahme. — Landung in Holland. — Erste Reise nach Wien. — Königswart. — Heiratsproject. — Vermälung 1795. — Abneigung gegen die öffentlichen Angelegenheiten. — Tod des Schwiegervaters. — Naturwissenschaftliche Studien. — Congreß von Rastadt. — Rückkehr nach Wien. — Pozzo di Borgo. — Salon des Fürsten de Ligne. — Salon Liechtenstein. — Salon Rombeck. — Thugut. — Aeußerung des Kaisers Franz.

Geboren zu Coblenz im Jahre 1773, fiel meine Jugend in die letzte Periode, welche der socialen Revolution in Frankreich voranging und ihr zur Einleitung diente. Im väterlichen Hause mit treuer Sorgfalt erzogen, wuchs ich heran unter den Eindrücken meiner reichsständischen Geburt, der öffentlichen Stellung meines Vaters im kaiserlichen Dienst, des französischen gesellschaftlichen Lebens und der moralischen Flauheit, welche die kleineren deutschen Staaten vor dem Sturm, der sie bald darauf vernichten sollte, charakterisirte.

Meine Kinderjahre fielen in die Epoche der Basedow'schen und Campe'schen spielenden Erziehungs-Methode. Mein erster Hofmeister war

ein alter Piarist. In meinem neunten Jahre starb er und wurde durch einen anderen Priester ersetzt, welcher mich die Humaniora lehrte, als mein Vater demselben in meinem dreizehnten Lebensjahre einen zweiten Hofmeister beigab. Er hieß Friedrich Simon, war aus Straßburg gebürtig und Protestant, hatte im Basedow'schen Philantropin zu Dessau eine Lehrerstelle bekleidet, daselbst eine Nichte von Campe geheiratet, hierauf in Vereinigung mit einem protestantischen Geistlichen, Schweighäuser, ein Erziehungs-Institut im Elsaß gegründet und später die Leitung eines ähnlichen Institutes zu Neuwied am Rhein übernommen.

Unter der Leitung dieser Hofmeister durchliefen ich und mein um anderthalb Jahre jüngerer Bruder die Gymnasialstudien, als wir im Sommer des Jahres 1788 auf die Universität nach Straßburg geschickt wurden.

Damals erfreute sich die Universität dieser Stadt einer großen Berühmtheit und wurde von vielen Deutschen besucht, welche die Leichtigkeit des Unterrichtes in der deutschen und französischen Sprache dahin zog. In dem Jahre, als ich in dieser Stadt ankam, hatte der junge Napoleon Bonaparte sie soeben verlassen; als Officier in dem zu Straßburg in Garnison liegenden Artillerie-Regimente hatte er daselbst seine Studien für die Waffengattung beendigt. Ich bekam dieselben Professoren der Mathematik und Fechtkunst wie er, eine Thatsache, an die jene Meister sich erst erinnerten, als der kleine Artillerie-Officier nach und nach großer General, erster Consul und Kaiser geworden war. Während meines Aufenthaltes in Straßburg hörte ich nie seinen Namen nennen*). Der Prinz Maximilian von Zweibrücken, der später der erste König von Baiern wurde, war zu jener Epoche Oberst-Inhaber des zu Straßburg in Garnison liegenden Regiments Royal Alsace. Meine Mutter [2]), die zu den Eltern

*) Während meiner Durchreise durch Straßburg im Jahre 1806 besuchte mich ein H. Justet, Fechtmeister, und sagte mir: „Ist's nicht ein seltsames Geschick, das mich berufen hat, Ihnen Fechtlectionen zu geben, kurz nachdem ich welche Napoleon ertheilt? Ich hoffe, daß meine Schüler, der Kaiser der Franzosen und der österreichische Botschafter in Paris, nicht auf den Einfall gerathen werden, sich mit einander zu schlagen."

seiner Gemalin, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt, in vertrauten Beziehungen stand, hatte mich der Aufsicht des Prinzen Maximilian empfohlen. Diese Aufgabe erfüllte er auf die herzlichste Weise, und durch das ganze Leben dieses Fürsten bestanden zwischen uns Beziehungen aufrichtiger Vertrautheit, die nicht ohne einen gewissen Einfluß in mehr als einer öffentlichen Angelegenheit blieben.

Ich verließ die Universität Straßburg im Jahre 1790[3]) zur Zeit der Krönung des Kaisers Leopold zu Frankfurt, wohin mich mein Vater berufen hatte. Die französische Revolution nahm ihren Anfang. Von diesem Augenblicke an war ich ihr steter Zeuge, dann ihr Gegner, und bin es immer geblieben, ohne daß ich jemals durch ihren Strudel mich habe fortreißen lassen. Ich kannte genug Menschen, die in der Anlage ihres Charakters nicht hinlängliche Widerstandskraft gegen den verführerischen Schein von Neuerungen und Theorien besaßen, die mein Verstand und mein Gewissen als nicht haltbar vor dem Richterstuhle der Vernunft und des guten Rechtes beständig verworfen haben. Die Irrthümer, in welche diese Menschen verfallen sind, schreibe ich weit mehr der Schwäche ihres Urtheiles als dem Einflusse des bösen Beispieles zu.

An Gelegenheiten, mit fortgerissen zu werden, fehlte es mir gewiß nicht. Zwischen den Jahren 1787 und 1790 war ich der Leitung eines Erziehers unterstellt, dessen Name dem Fluche des Elsasses anheimgefallen ist; während der Schreckenszeit war er Mitglied des revolutionären Tribunals, welchem Eulogius Schneider, ein entlaufener Mönch der Cölner Diöcese, vorsaß; und er hat seinen Antheil an der Verantwortlichkeit für die Ströme Blutes, die jenes verabscheuungswürdige Tribunal in jener unglücklichen Provinz hat fließen lassen. Mein Religionslehrer zu Straßburg war ein Professor des Kirchenrechtes an der Universität; dieser Geistliche wurde, nachdem er die Civilverfassung des Clerus angenommen hatte, zum Bischof von Straßburg gewählt; später schwur er Religion und Episkopat ab und verbrannte dessen Insignien öffentlich in einer revolutionären Orgie. Ich muß diesen beiden Männern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie niemals meinen Gesinnungen Gewalt anzuthun versucht haben.

Mein Erzieher machte sich während des fluchbeladenen Tages, des 10. August 1792, in Paris bemerklich. Er war es, der dem

Ausschusse der Zehn vorsaß, welchen die, unter dem Namen der Marseiller bekannten, Banditen eingesetzt hatten, um die Operationen des Tages zu leiten. Im Jahre 1806 fand ich den Mann in Paris wieder; damals lehrte er im Collége Louis le Grand die deutsche Sprache, verlor aber, da er, wie alle ehemaligen Jacobiner, bei Napoleon übel angeschrieben war, diesen Platz. Bei der Rückkehr der Bourbonen wurde er vom Herzog von Orleans als deutscher Sprachmeister für seine Kinder erwählt.

Die Lehren des Jacobiners und der Appell an die Volksleidenschaften flößten mir einen Ekel ein, den Alter und Erfahrung in mir nur verstärkt haben. Ich hege die Ueberzeugung, daß ich auch in der niedrigsten Stellung und zu welcher Epoche immer, den Versuchungen, denen ich eine so große Zahl meiner Zeitgenossen unterliegen sah, niemals zugänglich gewesen wäre. Gleichwol muß ich zugeben, daß das Beispiel der Verirrungen, zu denen ein falscher Geist und die Ueberreizung der Leidenschaften führen können, für mich nicht verloren gewesen ist; es übte Einfluß auf den Gang meines eigenen Geistes und trug dazu bei, mich vor Irrthümern zu bewahren, denen viele Leute nur deshalb unterlegen sind, weil ihnen nicht der gleiche Vortheil zu statten kam, solche Abscheulichkeiten mit angesehen zu haben.

Wie ich schon gesagt, begab ich mich im Jahre 1790 zur Krönung des Kaisers Leopold nach Frankfurt, wo mein Vater als österreichischer Botschafter fungirte. Ich wurde von der katholisch-westphälischen Reichsgrafen-Bank zum Ceremonienmeister gewählt und hatte als Collegen von der protestantischen Fraction derselben Bank den Grafen Friedrich v. Solms-Laubach.

Ich zählte da erst siebenzehn Jahre und war durch den Beweis des Vertrauens sehr geschmeichelt, den eine so achtungswerthe Körperschaft mir zu geben befand, indem sie mir Functionen übertrug, die in Anbetracht ihres wichtigen Charakters einem Manne reiferen Alters vorbehalten schienen.

In Frankfurt war es, wo ich zuerst mit dem Erzherzoge, der in der Folge unter dem Namen Franz II. deutscher Kaiser, und später unter dem Namen Franz I. Kaiser von Oesterreich wurde, in persönliche Berührung kam. Er war fünf Jahre älter als ich und hatte

soeben in zweiter Ehe eine neapolitanische Prinzessin geheiratet. Gelegentlich der Krönung machte ich gleichfalls die Bekanntschaft vieler hervorragender Persönlichkeiten, theils des kaiserlichen Hofes, theils der Wiener vornehmen Gesellschaft. Obgleich Sohn eines Abgesandten des Kaisers, war ich doch noch nicht in Oesterreich gewesen. Der einzige Punkt des erbländischen Gebietes, den ich betreten, war das Gut Königswart, auf dem ich im Jahre 1786 einen durch den Tod Friedrich II. abgekürzten Aufenthalt genommen hatte. Dies Ereigniß rief nämlich meinen Vater auf seinen Posten eines bevollmächtigten Ministers des Kaisers bei den drei churrheinischen Höfen und dem westphälischen Kreise zurück.

Die Krönung eines römischen Kaisers zu Frankfurt war gewiß eines der erhabensten und gleichzeitig prachtvollsten Schauspiele, welche die Welt gesehen. Alles, bis zu den geringsten Einzelnheiten, sprach zum Geiste und zum Herzen, ebenso durch die Macht der Ueberlieferungen, wie durch die Vereinigung von so viel Herrlichkeit. Gleichwol verdüsterte ein peinliches Gefühl das bewundernswerthe Bild, das damals die Stadt Frankfurt darbot. Ein Brand, dessen Fortschritte jeden Tag an Ausbreitung gewonnen, verzehrte das benachbarte Königreich. Die denkenden Männer berechneten schon den Einfluß, den das Ereigniß früher oder später außerhalb Frankreichs Grenzen ausüben müsse. Emigrirte begannen bereits nach dem Sitze jenes Reiches zu strömen, das während so vieler Jahrhunderte als Schutzwall gegen eine Bewegung, deren Ursprung man weit vor dem Ausbruche von 1789 suchen muß, gedient hatte; und auch diese schirmende Macht selbst war schon in einem Zustande sichtlichen Verfalles. Mein Geist war damals zu jung, um die Wechselfälle dieser düstern Zukunft zu ergründen; von der Gegenwart umfangen, erfaßte ich mit der ganzen Kraft der Eindrücke des Jugendalters nur den Gegensatz zwischen dem von den ersten Regungen des Jacobinismus besudelten Lande, welches ich soeben verlassen hatte, und dem Orte, an dem die menschliche Größe sich mit einem edlen Nationalgeiste verband. Von einer Masse stumpfer Zuschauer, die sich das Volk betitelten, umgeben, hatte ich eben der Plünderung des Stadthauses zu Straßburg beigewohnt, die von einem trunkenen Pöbel, welcher ebenfalls sich als Volk betrachtete,

verübt worden war. Jetzt hingegen fand ich mich als einen der Wächter der öffentlichen Ordnung in einem Stadthause, wo so viele erhabene Ceremonien in so geringer Entfernung von dem in Brand stehenden großen Staate sich vollzogen. Ich wiederhole es, damals dachte ich nur an diesen Gegensatz, erfüllt von Vertrauen in eine Zukunft, die meinen Jugendträumen zufolge den Triumph dieser machtvollen Organisation über all' jene Schwäche und Verwirrung besiegeln sollte. Ich schlief neben einem Vulcan, ohne an den Erguß der Lava zu denken!

Gegen das Ende des Aufenthaltes, den der kaiserliche Hof in Frankfurt nahm, war es, daß Kaiser Leopold II. meinem Vater die damals so wichtige Stellung eines bevollmächtigten Ministers bei der Generalregierung der österreichischen Niederlande verlieh. Der der diplomatischen Laufbahn entlehnte Titel eines bevollmächtigten Ministers bezeichnete die Functionen dieses Amtes unrichtig, die wahren Attribute desselben wären durch die Benennung „leitender Minister der Generalregierung" besser charakterisirt worden. Der Aufruhr, in dem unedle Persönlichkeiten, wie der Advocat Vandernoot und der Priester Van Eupen, eine so beklagenswerthe Rolle gespielt hatten, war eben beigelegt worden. Nach dem Rathe des Fürsten Kaunitz, der meinen Vater als einen Mann von ruhigem und klugem Geiste und versöhnlichem Charakter kannte, wurde dieser vom Kaiser gewählt, um mit Hilfe des Widerrufes der in den österreichischen Niederlanden von Kaiser Josef II. unklugerweise versuchten Reformen die moralische Pacification dieser Provinzen durchzuführen, was ihm auch gelang.

Von Frankfurt begab ich mich nach der Universität Mainz, um daselbst die Rechte zu studiren. Mein Bruder, von dem ich noch nie getrennt worden war, stand mit mir seit 1787 unter der Ueberwachung eines geistlichen Erziehers, der, ein besonnener, unterrichteter Mann, Zeuge der Verirrungen gewesen, in die mein jacobinischer Erzieher verfallen war. Ich vollendete mein neunzehntes Jahr; genau gesprochen, hatte ich keinen Erzieher mehr, und mein Lenker war mein Freund und Rathgeber geworden. Mein Aufenthalt in Mainz war mir von großem Nutzen und hat positiv auf mein folgendes Leben Einfluß genommen. Meine Zeit war getheilt zwischen meinen Studien und dem

Verkehre mit einer Gesellschaft, die ebensosehr durch Geist, als durch die sociale Stellung ihrer einzelnen Persönlichkeiten ausgezeichnet war. Zu jener Zeit waren Mainz und Brüssel die Vereinigungspunkte der den höheren Classen angehörigen französischen Emigrirten, die damals, wo die Auswanderung freiwillig und keineswegs, was sie bald werden sollte, erzwungen war, noch nicht mit dem Elende zu kämpfen hatten. Im Umgange mit dieser gewählten Gesellschaft lernte ich die vom alten Regime begangenen Fehler kennen; gleichzeitig belehrten mich die Ereignisse, die jeder Tag brachte, über die Absurditäten und Verbrechen, denen eine Nation unvermeidlich verfällt, wenn sie die Grundlagen des gesellschaftlichen Baues untergräbt. Ich lernte ermessen, wie schwer es sei, eine Gesellschaft auf neuen Grundlagen zu errichten, wenn die alten zerstört sind. Auf diese Weise kam ich dazu, die Franzosen zu kennen, sie zu verstehen und von ihnen verstanden zu werden.

Die Ferien-Monate verbrachte ich im Schoße meiner Familie zu Brüssel, wohin mich mein Vater berufen hatte, damit ich in seiner Kanzlei arbeite. In mehr als einer Beziehung war die Stelle des Ministers bei der Generalregierung von allen, die der Kaiser damals zu vergeben hatte, die hervorragendste und zu gleicher Zeit eine der meist beschäftigten. Der Minister vereinte in seiner Person die oberste Leitung aller Zweige, die zu einer selbstständigen Regierung gehören; ein zahlreiches diplomatisches Corps residirte in Brüssel, mithin fand sich der Minister an der Spitze eines politischen Kabinetes. Das Land war soeben aus einer inneren Krise hervorgegangen, deren Folgen noch in allen Richtungen sich fühlbar machten; meine Stellung gab mir demnach Gelegenheit, gleichzeitig zwei Länder zu beobachten und zu studiren, deren eines den Schrecknissen der Revolution preisgegeben war, während das andere noch die frischen Spuren derjenigen, die es eben durchgemacht, aufzeigte. Die Stellung und die Lehren, die ich aus ihr zog, sind in dem langen Verlauf meines öffentlichen Lebens nicht verloren gewesen!

Angesichts der Scenen der Verwüstung, deren Schauplatz Frankreich war, wandte sich mein Geist, einem natürlichen Gefühle folgend, jenen Studien zu, von denen ich mir den meisten Nutzen für meine künftige Laufbahn versprechen konnte. Ich fühlte, die Revolution würde

der Gegner sein, den ich fürder zu bekämpfen hätte, und so verlegte ich mich darauf, den Feind zu studiren und mich in seinem Lager zu orientiren. Ich besuchte die juridischen Vorlesungen und kam in Berührung mit Professoren und Studirenden aller Farben. Wie auf allen deutschen Universitäten hatte sich auch auf jener zu Mainz der Geist der Neuerung entfaltet. Der Gang der Ereignisse in Frankreich erhitzte die Gemüther. Mich umgaben Studirende, welche die Lectionen nach dem republikanischen Kalender aufzeichneten. Einige Professoren, namentlich aber ein gewisser Hofmann, der dazumal (1792) eines der Häupter der Mainzer Clubisten war, beflissen sich, ihre Vorlesungen über Recht mit Anspielungen auf die Emancipation des menschlichen Geschlechtes zu verflechten, wie sie unter Marat und Robespierre so gut in Gang gebracht worden war. Georges Forster, der gelehrte Reisegefährte des berühmten Seefahrers James Cook, lebte in Mainz und versammelte um sich zahlreiche Akolythen der Revolution. Ich besuchte sein Haus und war Zeuge der Verführung, der viele jugendliche Geister zum Opfer fielen. Der Dramaturg Kotzebue bewohnte gleichfalls Mainz; damals war er warmer Anhänger einer Schule, die fünfundzwanzig Jahre später ihre Dolche gegen ihn richtete!

Aus dieser Epoche datiren die Beziehungen zwischen mir und dem Historiker Nicolaus Vogt, dessen Reste auf dem Johannisberg begraben sind. Ich hörte seine Vorlesungen über deutsche Reichsgeschichte; und sei es, daß er errieth, wie viele Hilfsquellen sich mir später aus seinen Lectionen erschließen könnten, sei es, das unsere Beziehungen ihm sympathisch waren, Thatsache ist, daß ich ihn immer unter die Zahl meiner eifrigsten Freunde gerechnet habe. Oftmals habe ich mich der nachfolgenden Anrede erinnert, die er am Schluß einer zwischen uns stattgehabten Erörterung über einen Gegenstand der historischen Kritik an mich gerichtet hat: „Ihr Verstand und Ihr Herz sind auf gutem Wege; beharren Sie darauf auch im praktischen Leben, die Lehren der Geschichte werden Sie dabei leiten. Ihre Laufbahn, so lang sie auch sein mag, wird Sie nicht das Ende des Brandes sehen lassen, der den großen Nachbarstaat verzehrt. Wollen Sie sich nicht Vorwürfen aussetzen, so verlassen Sie nie den geraden Weg. Sie werden angebliche große Männer im Laufschritte an Ihnen vorüber-

kommen sehen; lassen Sie sie ziehen, und weichen Sie nicht von Ihrer Straße ab; Sie werden sie einholen, und wäre es auch nur, weil Sie sich mit ihnen auf deren Rückzugsbewegungen kreuzen werden!" Der brave Mann hatte recht.

Im Juli 1792 wohnte ich der Krönung des Kaisers Franz bei. Ich erfüllte dabei dieselben Functionen, wie bei der seines erlauchten Vorgängers.

Der Anblick, den Frankfurt damals gewährte, war von dem, welchen diese Stadt zwei Jahre früher geboten hatte, bedeutend verschieden. Frankreich war unter die Herrschaft des Schreckens gebeugt. Die Ereignisse drängten sich in rascher Aufeinanderfolge; zu schlagend war der Contrast zwischen dem, was in Frankfurt, und dem, was im benachbarten Königreiche vorging, um den Geistern zu entgehen und sie nicht peinlich zu berühren.

Einen Gegensatz zu diesen Eindrücken bildete der Leichtsinn, der die in der Krönungsstadt versammelten französischen Emigrirten charakterisirte. Die Prinzen der königlichen Familie waren zu Coblenz vereinigt; alle Jene, welche vor der Revolution flohen, berechneten die Dauer ihres Exils gleichmäßig auf zwei Monate. Die Blicke der Besonnenen wandten sich nach den preußischen Armeen, die sich am Rhein sammelten, und nach dem Kriege, der bereits in Belgien zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochen war.

Unter den Persönlichkeiten, die in Frankfurt in höherem Grade meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, nenne ich den Abbé Maury, der daselbst als päpstlicher Nuntius fungirte, und den Vicomte de Mirabeau, gekannt unter dem Sobriquet Mirabeau-Tonneau, den jüngeren Bruder des berühmten Grafen Mirabeau; ein Mann von Geist und großem Muthe, ebenso exaltirt in seinem Royalismus, als sein Bruder revolutionär war. In Abbé Maury erkannte ich den furchtlosen Deputirten der constituirenden Nationalversammlung nicht wieder, und zweifelsohne aus diesem Grunde war ich weniger überrascht, als ich ihn einige Jahre später als Cardinal und dazu als Almosenier der Prinzessin Pauline Borghese, Schwester Napoleon's, wiederfand.

Im Hinblick auf die Umstände hatten die Feste und Ceremonien der Krönung einen vielleicht imposanteren Charakter als die der vor-

gängigen Krönungen. Fürst Anton Esterházy, der als erster Gesandter des Kaisers fungirte, beauftragte mich freundlichst mit der Leitung des Festes, das er nach der Krönung gab. Ich eröffnete den Ball mit der jungen Prinzessin Louise von Meklenburg, die später durch Schönheit und hohe Tugenden als Königin von Preußen sich hervorgethan. Sie war zwei Jahre jünger als ich, wir waren seit unserer Kindheit in Verkehr gestanden, denn die jungen Prinzessinnen von Meklenburg, deren eine Königin von Preußen, die andere Königin von Hannover wurde, waren zu Darmstadt unter der Aufsicht ihrer Großmutter, die mit meiner Mutter auf vertrautem Fuße stand, erzogen worden. Beziehungen aufrichtiger Herzlichkeit dauerten zwischen uns während des ganzen Lebens jener Fürstin fort.

Als die Krönung zu Ende war, verfügten sich die Monarchen und der größte Theil der deutschen Fürsten nach Mainz, wo der Churfürst allen Luxus seines Hofes, der zu jener Epoche der bestbestellte Hof Deutschlands war, entfaltete. Die französischen Prinzen hatten sich ihrerseits hinbegeben; Alles bereitete sich auf die Eröffnung des Feldzuges vor. An den Erfolg desselben knüpften sich große Hoffnungen. Man glaubte allgemein an einen sicheren Sieg. Die französischen Emigrirten betrachteten die Unternehmung als unfehlbar, und die einzige Klage, die man sie vorbringen hörte, bezog sich auf die von der Ansammlung der Armee unzertrennlichen Verzögerungen. Nach ihrer Meinung genügte die Absendung einiger Bataillone, damit die weiße Fahne auf allen Thürmen Frankreichs aufgezogen würde. Ohne Zweifel trug diese hochgradige Täuschung zu der Niederlage bei, welche die preußische Armee bald darauf erlitt.

Von Mainz begab ich mich nach Coblenz, wohin die französischen Prinzen zurückkehrten. Die preußische Armee hatte ein Lager beim Dorfe Metternich bezogen, das eine Meile von der Stadt entfernt liegt. Daselbst trat ich zum erstenmale mit dem Kronprinzen von Preußen in Verkehr, der nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg.

Friedrich Wilhelm II. bot das Bild eines Königs dar. An Wuchs näherte er sich der Größe eines Riesen und mit demselben stand seine Beleibtheit im Verhältnisse. In allen Versammlungen ragte

er um Kopfeslänge über die ihn umgebende Menge hinaus. Seine Manieren waren edel und einnehmend. Die Emigrirten versicherten, es würde genügen, daß er allein an der Grenze erschiene, damit die „Sansculottes" die Waffen streckten. Die Franzosen von damals begriffen die Revolution nicht, und mit einigen wenigen Ausnahmen glaube ich nicht, daß ihnen dies je gelungen. Uebrigens ist diese Schwäche nicht das ausschließliche Erbtheil der Franzosen; denn die Menschen errathen eben nicht die wahren Ursachen und das Ziel der Ereignisse, die unter ihren Augen vorgehen.

Der Feldzug wurde bald darauf eröffnet und zerstreute alle diese Träume. Schon im Plane verfehlt und von einem Manne geleitet, dessen militärischer Ruf einzig auf einer von Friedrich II. über ihn gebrauchten schmeichelhaften Phrase beruhte, endigte er mit einem unheilvollen Rückzuge. Alles, was ich später über diesen Feldzug aufzubringen vermochte, läßt mir keinen Zweifel darüber, daß, wenn der Herzog von Braunschweig, anstatt seine Zeit in der Champagne zu verlieren, gerade auf Paris losgegangen wäre, er in diese Stadt eingezogen wäre. Was das Gelingen einer solchen Operation für Folgen gehabt hätte, läßt sich schwer beurtheilen; für meinen Theil jedoch bin ich überzeugt, daß dadurch die Revolution doch nicht wäre erstickt worden. Abgesehen davon, daß die militärischen Mittel zu schwach waren, um den ersten Erfolg zu behaupten, hatte das Uebel eine zu große Entwicklung erlangt, um in seinem Weiterschreiten einzig durch kriegerische Operationen aufgehalten zu werden, und Europa war über die Tragweite der Revolution zu vielen Illusionen hingegeben, als daß die moralischen Heilmittel mit der Gewalt der Waffen gleichen Schritt hätten halten können.

Im Laufe des Spätsommers begab ich mich nach Brüssel. Der Krieg war im vollen Gange. Meine Universitätsstudien wurden in Folge dieser Ereignisse unterbrochen. Ich kam und ging zwischen Brüssel und der Armee hin und her, bald mit Aufträgen meines Vaters versehen, bald um Freunde zu besuchen. Ich kehrte eben von einem dieser Ausflüge nach Brüssel zurück, als ein Adjutant des commandirenden Generals meinen Vater benachrichtigte, der Befehlshaber der französischen Armee, General Dumouriez, habe soeben die Commissäre des

Conventes verhaften und zu den österreichischen Vorposten führen lassen. Ich wurde beauftragt, sie bei ihrer Ankunft in Brüssel zu empfangen. Lange unterhielt ich mich mit ihnen in dem ihnen angewiesenen Gefängnisse und vernahm ihre Klagen gegen den General, den abzusetzen und zu verhaften ihnen befohlen worden war. Kurz darauf sahen wir den General Dumouriez selbst in den Niederlanden ankommen. Die französische Schreckensherrschaft decimirte die eigenen Befehlshaber, wie die Kartätsche die Soldaten!

Die Hinrichtung von Ludwig XVI. und Marie Antoinette hatte außerhalb Frankreichs, besonders aber in unserer Armee, ein Entsetzen hervorgerufen, das bald in unversöhnlichen Haß überging; während einiger Wochen gaben die Truppen, trotz der Anstrengungen der Officiere, in den Kämpfen keinen Pardon[4]).

Der Feldzug des Jahres 1793 schloß mit der Einnahme von Valenciennes[5]). Ich hatte fast allen Operationen der Belagerung beigewohnt und dadurch Gelegenheit, den Krieg in der Nähe zu sehen; es wäre zu wünschen, daß alle Jene, welche das Geschick zur Leitung der Staatsgeschäfte beruft, dieselbe Schule durchmachen könnten. Im Verfolg meines langen öffentlichen Lebens hatte ich für meinen Theil oft Anlaß, mir zur Erwerbung dieser Erfahrung Glück zu wünschen.

Den Winter von 1793 auf 1794 verlebte ich in den Niederlanden. Ich setzte die Studien des Berufes, zu dem man mich bestimmte, fort und nahm an den Kabinetsgeschäften Antheil. Brüssel war voll von Fremden und die Emigrirten träumten fortwährend vom Ende ihres Exils mit einer Zuversicht, die zu theilen ich weit entfernt war.

Gegen das Ende des Winters wurde der Vicomte Desandroins, Generalschatzmeister der niederländischen Regierung, mit einem Auftrage an die englische Regierung betraut. Ich begleitete ihn nach London und wurde daselbst vom Könige Georg III. mit besonderer Güte und Leutseligkeit empfangen. Die Beziehungen zwischen dem kaiserlichen Hofe und Großbritannien gehörten zu den vertrautesten, und das öffentliche und allgemeine Gefühl sprach sich gegen die Gräuel der französischen Revolution in beiden Reichen mit derselben Energie aus, sowie auch ihre Interessen gänzlich in einander aufgegangen schienen. So unternahm ich denn die Reise nach England unter den günstigsten

Auspicien, und mein dortiger Aufenthalt brachte mich mit den bedeutendsten Männern dieser großen Epoche in Verbindung. Ich kam auf diese Weise in Berührung mit William Pitt, Charles Fox, Burke, Sheridan, Charles Grey (später Lord Grey) und so manchen anderen Persönlichkeiten, die damals und späterhin auf der öffentlichen Bühne eine so große Rolle spielten. Den Sitzungen des Parlaments wohnte ich soviel wie möglich bei und verfolgte besonders mit Aufmerksamkeit den berühmten Hastings-Proceß[6]). Ich suchte mich in dem parlamentarischen Mechanismus zu orientiren, was mir in meiner nachfolgenden Laufbahn nicht ohne Nutzen gewesen ist. Damals war ich zum Posten eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers des Kaisers im Haag ausersehen. Dies wußte man in London, und dieser Umstand verschaffte mir den Zutritt zu einer Sphäre der Gesellschaft, die sonst für einen jungen Menschen von einundzwanzig Jahren fast unnahbar ist. Ich machte die Bekanntschaft des Prinzen von Wales, späteren Regenten des Königreiches und zuletzt Königs unter dem Namen Georg IV. Unsere Beziehungen, die damals ihren Anfang nahmen, dauerten während des ganzen Lebens dieses Fürsten fort. Starke Mißhelligkeiten spalteten zu jener Zeit die königliche Familie von England, der Prinz von Wales hatte sich auf die Seite der Opposition geschlagen. Mein jugendliches Alter hielt mich ab, diesem Prinzen das Gefühl von Mißbilligung auszudrücken, das sein Benehmen in mir hervorrief; gleichwol ergriff ich eines Tages die Gelegenheit, ihm darüber ein Wort zu sagen, an das er mich dreißig Jahre später erinnerte mit dem Zusatze: „Sie hatten damals sehr recht!"

Der Prinz von Wales war einer der schönsten Männer, die ich in meinem Leben getroffen habe. Mit den Vorzügen seiner Gestalt verband er die angenehmsten Formen. Er hatte einen gesunden Verstand und muß wohl einen solchen gehabt haben, weil sonst nichts ihn vor dem Verderben bewahrt hätte, dem er in der schlechten Gesellschaft ausgesetzt war, mit der er verkehrte und in der er sich behaglich fühlte, ohne übrigens je zu erlauben, daß man es ihm gegenüber an Respect fehlen lasse. Er faßte eine große Zuneigung zu mir, und ich glaube, daß er mir für meine Zurückhaltung inmitten einer Gesellschaft, die mir mißfiel, Dank wußte.

Der Krieg zwischen England und Frankreich war ausgebrochen, und die erste Gelegenheit, wo die Seekräfte der beiden Mächte sich mit einander messen sollten, rückte heran. Mehrere hundert Kauffahrer, die für Ost- und West-Indien bestimmt waren, harrten in den Rheden von Spithead und St. Helens des Augenblickes, wo sie unter Segel gehen könnten. Eine große Kriegsflotte sollte die Handelsschiffe gegen einen Angriff decken, zu welchem große Seerüstungen im Hafen von Brest getroffen worden waren. Lebhaft wünschte ich, das Auslaufen der Flotte zu sehen. Als der König davon hörte, hatte er die Aufmerksamkeit, Befehl zu ertheilen, daß mir alle dienlichen Erleichterungen gewährt würden. Eines Tages, als ich ihm aufwartete, theilte er mir mit, er werde mich den Augenblick wissen lassen, wo ich mich nach Portsmouth zu begeben hätte, um dem Abgange der Flotte beizuwohnen, und werde dem Admiral Howe, wie auch dem Hafen-Commandanten alle zur Befriedigung meiner Schaulust nöthigen Weisungen zukommen lassen. Kurze Zeit darauf ließ Se. Majestät mir sagen, der Augenblick meiner Abreise sei gekommen. Mit Briefen der Admiralität für die vorerwähnten Commandanten versehen, machte ich mich nach Portsmouth auf den Weg. Diese Stadt war derart mit Neugierigen angefüllt, daß ich ohne die Aufmerksamkeit des Marine-Commandanten, der mir eine Wohnung hatte vorbehalten lassen, keine Unterkunft gefunden hätte. Am Tage nach meiner Ankunft machte ich dem Hafen-Commandanten einen Besuch und begab mich an Bord des Admiralschiffes, um dem Admiral Howe den Brief einzuhändigen, welchen man mir für ihn mitgegeben hatte. Der Admiral empfing mich mit vollendeter Höflichkeit und versicherte mich, er werde mir den Augenblick der Ausfahrt der Flotten zu wissen thun.

Ich verbrachte drei Tage in Portsmouth mit der Besichtigung der in dieser Stadt befindlichen ausgedehnten Etablissements. In der Nacht vom dritten zum vierten Tage wurde ich durch einen Officier der Suite des Admirals Howe mit der Meldung aufgeweckt, er habe Befehl, mich nach der Insel Wight zu führen; von der Höhe des hinter Cowes gelegenen Berges würden wir die Flotten aus beiden Rheden hervorkommen und sich auf der anderen Seite der Insel vereinigen sehen; auf der Südseite der letzteren werde sich eine Barke zu

meiner Verfügung finden, auf der ich zu dem Admiralschiffe stoßen könne. Wir verließen unverzüglich Portsmouth und landeten im Morgengrauen auf der Insel Wight. Unseren Beobachtungspunkt erreichten wir um 6 Uhr Morgens. Eine frische Brise erhob sich, und dies war das Zeichen zur Abfahrt für mehr als vierhundert Schiffe. Ich rechne dieses Schauspiel zu den schönsten, die ich je gesehen, ja ich möchte sagen, die dem Menschen zu sehen vergönnt sind! Auf das vom Admiralschiffe aus gegebene Zeichen entfalteten die Kauffahrteischiffe ihre Segel, die Flotte für West-Indien zog an der westlichen, die Flotte für Ost-Indien nebst der königlichen Flotte an der östlichen Seite der Insel vorüber. Hunderte von Barken, die mit Schaulustigen gefüllt waren, bedeckten, soweit das Auge reichte, die beiden Rheden, mitten darunter folgten einander die großen Schiffe in der Ordnung, welche große Truppenmassen in Bewegung auf dem Exercierplatze zu beobachten wissen. Vier französische Linienschiffe, welche, von Toulon kommend und mit Emigrirten am Bord, die weiße Flagge aufgehißt hatten, zogen in der englischen Linie mit. Dieses in den Jahrbüchern der Geschichte einzige Ereigniß lieh den Umständen einen Charakter, der in dem Gedächtniß Derer, die davon Zeugen gewesen, nie erlöschen wird. Mehrere Stunden brauchten die Flotten, um im Süden der Insel Wight sich zu vereinigen. Nachdem mir mein Führer das Zeichen zum Aufbruch gegeben, stiegen wir vom Berge herab und schlossen uns dem Admiral Howe am Bord der „Queen Charlotte" an. Vom Admiral mit Aufmerksamkeiten überhäuft, blieb ich daselbst bis zum Abende des 30. Mai.

Ein von der englischen Beobachtungsstation vor Brest detachirtes Avisoschiff brachte die Meldung, die französische Flotte habe sich segelfertig gemacht und stoße in See. Trotz des lebhaften Verlangens, das ich dem Admiral ausdrückte, von dem großen bevorstehenden Ereignisse Zeuge zu sein, befahl er mir, ihn zu verlassen. „Der König hat mich beauftragt," sagte er mir, „Sie Alles sehen zu lassen, aber ich habe Sie lebendig zurückzuschicken und könnte nicht auf mich nehmen, Sie den Gefahren einer Seeschlacht auszusetzen." So verließ ich, des lebhaftesten Bedauerns voll, die Flotte und schiffte mich auf dem Fahrzeuge ein, das der Admiral mit seinen Berichten an die Admiralität

nach Portsmouth abgehen ließ. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen in Portsmouth kam ich in London an. Die Stadt war beleuchtet und die Bevölkerung überwältigt von der Begeisterung über die Nachricht von dem großen Seesiege am 1. Juni auf der Höhe von Quessant. Diese Nachricht war wenige Stunden vor mir angekommen. Ich blieb in London zwei Tage und reiste am dritten nach Portsmouth zurück, um die Flotte mit ihren Prisen daselbst einlaufen zu sehen.

Das Admiralschiff, das ich einige Tage vorher in dem prächtigsten Stande verlassen hatte, war eines der am härtesten mitgenommenen. Da es mit dem französischen Admiralschiff in Kampf gerathen war, gewährte es den Anblick einer Ruine. Ein guter Theil seiner Bemannung war getödtet oder kampfunfähig gemacht worden. Admiral Howe, der zu meiner lebhaften Befriedigung unversehrt geblieben, kehrte mit Lorbeern bedeckt zurück.

Ich sollte in der Mitte des Sommers nach den Niederlanden zurückreisen, aber die Kriegsereignisse brachten es anders. In Erwartung, wie sie sich entwickeln würden, besuchte ich das Innere von England. Da der Feind in die Niederlande eingerückt war, schiffte ich mich im Beginne des Herbstes in Harwich ein, um nach Helvoetsluys überzufahren. Es überfiel uns ein starker Sturm, der uns bis in die Rhede von Dünkirchen verschlug, das gerade der Commodore Sir Sidney Smith bombardirte. Durch mehr als zwei Stunden dem Kreuzfeuer ausgesetzt, hatte ich es nur einer plötzlichen Drehung des Windes zu verdanken, daß ich einer so gefährlichen Lage entkam. Es verbreitete sich in Folge dessen, von den damaligen Zeitungen ausgestreut, das Gerücht, ich sei von den Franzosen gefangen genommen worden. Diese falsche Nachricht drang bis zu meinem Vater, und er war im Einvernehmen mit dem Oberbefehlshaber der österreichischen Armee eben im Begriffe, wegen meiner Befreiung sich an die französische Regierung zu wenden, als er meine Landung in Holland vernahm. Ich hielt mich in diesem Lande so lange Zeit auf, als nöthig war, um den Haag, Amsterdam und einen Theil Nordhollands zu besuchen und verfügte mich hierauf zur Generalregierung der Niederlande an den Nieder-Rhein, wohin sich diese zurückgezogen hatte.

Im Anfang des Monats October reiste ich mit meinem Vater nach Wien. Zum erstenmale besuchte ich diese Hauptstadt. Im Monate Februar desselben Jahres war Fürst Kaunitz gestorben und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten dem Freiherrn v. Thugut anvertraut worden. Ich hatte dessen Bekanntschaft zu Brüssel gemacht, woselbst er mit dem Grafen Mercy d'Argenteau, der seit seinem Rücktritt vom Botschafterposten in Paris in der belgischen Hauptstadt lebte, mehrere Monate verbracht hatte. Ich habe schon gesagt, daß ich für die Mission im Haag ausersehen war. Da die Eroberung Hollands durch die von Pichegru befehligte Armee mir nicht gestattete, mich auf diesen Posten zu begeben, wartete ich die Entwicklung der Ereignisse ohne Ungeduld, aber mit einem Gefühle von Bitterkeit gegen eine Revolution ab, deren Folgen den gesammten socialen Körper bedrohten. Das linke Rhein-Ufer war von den Truppen der französischen Republik eingenommen worden; diese Verluste hatten die Fehler Derjenigen verschuldet, welche die Tragweite und Stärke der Revolution verkannt hatten. Die zum größten Theil auf dem linken Rhein-Ufer gelegenen Besitzungen meines Hauses waren von der großen Nation confiscirt worden; es galt daher, daran zu denken, diejenigen, welche wir in Böhmen hatten und mit denen mein Vater und seine letzten Vorfahren während des ganzen Verlaufes des letzten Jahrhunderts wenig sich abgegeben, so gut als möglich in Ertrag zu bringen. Mein Vater sandte mich hin, an Ort und Stelle die dienlichen Maßregeln zu treffen. Ich verbrachte die Monate November und December allein in Königswart und befaßte mich mit der meiner Obsorge anvertrauten Administration.

Bei meiner Rückkehr nach Wien fand ich meine Eltern mit einem Heiratsproject für mich beschäftigt. Fürst Ernst Kaunitz, ältester Sohn des Fürsten Staatskanzlers, hatte eine einzige Tochter; er hatte mich während eines früheren kurzen Aufenthaltes in Wien kennen gelernt. Vorläufige Besprechungen mit den Eltern machten den Abschluß der Heirat von der gegenseitigen Neigung der jungen Leute abhängig. Ich zählte einundzwanzig Jahre, und der Gedanke, so jung zu heiraten, war mir nie gekommen. Es war mir bald klar, daß meine Eltern viel auf diese Heirat hielten. Nachdem aber die Fürstin Kaunitz kurz

darauf von einer Krankheit befallen wurde, der sie in den ersten Tagen des März 1795 erlag, machte ich die Bekanntschaft der mir Erkorenen erst gegen den Sommer, und es ward unsere Vermälung auf den Herbst desselben Jahres anberaumt.

Fürst Ernst Kaunitz liebte seine Tochter zärtlich und war entschlossen, sich nicht von ihr zu trennen, weshalb ich mich darein ergab, mit ihm gemeinschaftlich zu wohnen. Die Vermälung wurde am 27. September 1795 zu Austerlitz gefeiert, dem Orte, der zehn Jahre später eine so traurige Berühmtheit erlangte.

Ich habe schon erwähnt, daß der öffentliche Dienst wenig Anziehungskraft für mich besaß; ich hätte vorgezogen, im Privatleben zu bleiben und meine Zeit der Pflege der Wissenschaften zu widmen. Zu der Epoche, von der ich spreche, schien das Geschick meine Neigungen begünstigen zu wollen; zu diesem Ende entwarf ich einen Plan, den zu vollführen mir nicht beschieden war.

Ich schulde meinen Lesern die Gründe, die dazu beitrugen, daß ich mich von den öffentlichen Geschäften fernhalten wollte. Noch jung in eine Lage versetzt, die mir erlaubte, den Gang der großen Angelegenheiten vom höheren Gesichtspunkte zu betrachten, fand ich, daß sie anders, als es hätte geschehen sollen, geleitet wurden. „Les affaires ce sont les hommes;" die Geschäfte sind nur der Ausdruck der Eigenschaften wie der Fehler der Menschen, ihrer Neigungen und ihrer Irrthümer, ihrer Tugenden und ihrer Laster. Jedem Vorurtheile unzugänglich und in jedem Dinge nur die Wahrheit suchend, gestattete mir indessen meine Bescheidenheit nicht, die Unzulänglichkeit der maßgebenden Männer anzuklagen, wenn das, was unter meinen Augen vorging, mich nicht befriedigte; vielmehr schrieb ich der Schwäche meines Verständnisses und meiner Unerfahrenheit die Empfindung zu, die mich innerlich den von ihnen eingeschlagenen Weg zu mißbilligen zwang. Mir aber die fehlende Erfahrung zu erwerben, dazu trieb mich weder Neigung noch Pflicht. Mein eigentlicher Beruf schien mir die Pflege der Wissenschaften zu sein, besonders der exacten und der Naturwissenschaften, die ganz eigentlich meinem Geschmack entsprachen. Auch die schönen Künste liebte ich — nichts also weckte in mir den Wunsch, meine Freiheit in Fesseln zu schlagen. Die diplomatische Laufbahn

konnte allerdings meinem Ehrgeize schmeicheln, aber diesem Gefühle war ich mein ganzes Leben lang nicht zugänglich.

Im Herbste 1797 entführte der Tod meinen Schwiegervater. Die häuslichen Angelegenheiten und die Studien blieben meine Beschäftigung. Mit Emsigkeit hörte ich Vorträge über Geologie, Chemie und Physik; damals auch, wie noch später, verfolgte ich aufmerksam die Fortschritte der medicinischen Wissenschaften. Der Mensch und sein Leben schienen mir ein Gegenstand werth studirt zu werden. Während einer langen Reihe von Jahren war Wien reich an großen Aerzten gewesen. Van Swieten und Stoll waren todt, die erste Lehrkanzel hatte nunmehr Peter Franck inne; Quarin ehrte die Wissenschaft durch seine weiten Kenntnisse; Gall setzte, von gewählten Hörern umgeben, seine Vorlesungen fort; Jacquin drang immer weiter in der Botanik vor. Ich gefiel mir in diesem wissenschaftlichen Kreise und ließ die Revolution grollen, mit der mich zu messen ich noch keinen Beruf fühlte. Später sollte die Vorsehung es ganz anders fügen.

Der Congreß von Rastadt drängte mich aus meiner Zurückgezogenheit heraus. Die Grafen des westphälischen Collegiums betrauten mich mit der Wahrung ihrer Interessen. Ich nahm den Auftrag an, mehr aus Pflichtgefühl denn in der Hoffnung, einem in seinem Bestande bedrohten Körper, wie es das Deutsche Reich selbst war, dienen zu können. Ich blieb in Rastadt bis gegen Mitte des Monats März 1799. Als die Auflösung des Congresses bevorstand, führte ich meine Frau und meine Tochter nach Wien zurück. Kurze Zeit nach meiner Rückkehr in diese Hauptstadt vernahm ich die Katastrophe, welche das Ende eines Congresses bezeichnete, der seit seinem Ursprunge und in seiner ganzen Dauer nur das Trugbild eines solchen gewesen war. Bonaparte zu sehen, hatte ich damals keine Gelegenheit. Er hatte Rastadt zwei Tage vor meiner und meines Vaters Ankunft verlassen. In ihrer Eigenschaft als erste Bevollmächtigte des Reiches und der französischen Republik hatten mein Vater und Bonaparte ihre Wohnungen in dem Schlosse der Stadt, und ihre Gemächer waren nur durch den großen Saal getrennt[7]).

An meinen häuslichen Herd zurückgekehrt, nahm ich meine Lebensweise und meine gewohnten Arbeiten wieder auf. Mein Aufenthalt in

Rastadt konnte mich in meinem Widerstreben gegen eine Laufbahn, die meinem Geiste keine Befriedigung gewährte, nur bestärken. Die französische Revolution hatte den Gipfelpunkt ihrer grausamen Tollheiten überschritten, die Republik war nur der klägliche Bodensatz davon; das in sich uneinige Deutschland war durch den von Preußen mit Frankreich zu Basel abgeschlossenen Separatfrieden und durch das System der Neutralität um jeden Preis, dem sich die norddeutschen Fürsten angeschlossen hatten, lahmgelegt. Oesterreich allein blieb auf dem Schlachtfelde, und der Krieg ward schlecht geführt. Lag wohl in einer solchen Situation etwas, das mich hätte ermuntern können, mein friedliches Leben gegen eine Thätigkeit zu vertauschen, die sich nur innerhalb strenger, meinem Unabhängigkeitsgeiste widerstrebender und mein Gewissen beengender Grenzen bewegte?

Diese meine Stimmung könnte leicht auf die Meinung bringen, ich sei damals in verdrießlicher Laune gewesen. Man würde sich irren. Diese Schwäche kannte ich nicht, mein Hang zu ernsten Studien bewahrte mich davor. Ich habe mich nie von der Welt abgeschlossen, mein Leben war das eines Mannes, der ausschließlich die gute Gesellschaft sucht; diese allein hatte stets Anziehungskraft für mich. In meinen Gewohnheiten gehörte der Tag gänzlich den Geschäften, und der Abend war eine zwischen der Arbeit und der Ruhe eingeschobene Erholungszeit. Mit Vorliebe besuchte ich die Salons, in denen ich eine angenehme Conversation zu finden wußte, da ich überzeugt war, daß dieselbe den Geist schärfe, zur Berichtigung von Ideen diene und eine Quelle der Belehrung für Jene sei, die es verstehen, sie nicht in bloßen Klatsch ausarten zu lassen.

Zu jener Zeit gab es in Wien mehrere durch ihren Geist hervorragende Fremde, unter denen ich Herrn Pozzo di Borgo besonders erwähne, der später in den öffentlichen Angelegenheiten eine große Rolle spielte; er ward damals vom englischen Kabinet als geheimer Agent verwendet. Ich begegnete ihm oft in den Gesellschaften, die ich besuchte. Ich fand an ihm einen außerordentlichen Redefluß mit südlicher Wärme im Ausdruck seiner Meinungen. Ein Salon, mit dem ich jedoch nur in entfernter Berührung stand, war der des Marschalls Fürsten de Ligne. Der Fürst selbst glänzte durch eine ihm eigene

Geistesgewandtheit; sein Salon übrigens wurde von einer sehr gemischten Gesellschaft besucht, von der ein großer Theil der Schöngeisterei nachjagte, ohne wirklich Geist zu besitzen. Schon seit mehreren Jahren hatte der Fürst de Ligne mich mit seiner besonderen Güte beehrt; während meines Aufenthaltes in den Niederlanden hatte er gewünscht, mir seine zweite Tochter zur Ehe zu geben, und dies trug mir von seiner Seite den Titel Schwiegersohn ein, den er mir scherzweise bis zu seinem Tode gab. Die Eroberung der Niederlande führten den Fürsten de Ligne mit seiner Familie von Brüssel nach Wien. Eine Grille des Schicksals wollte es, daß die Tochter des Fürsten, die er mir bestimmt hatte, einen Grafen Palffy heiratete, wogegen die schon beschlossene Heirat des Letzteren mit der Tochter des Fürsten Kaunitz, die meine Frau wurde, rückgängig gemacht worden war.

Die Gesellschaft, in der ich mich am meisten bewegte, war die der Fürstin Carl Liechtenstein[5]), einer Tante meiner Frau von mütterlicher Seite und einer jener fünf Fürstinnen, die durch eine Reihe von Jahren die vertraute Gesellschaft des Kaisers Joseph II. gebildet hatten. Dieser kleine Kreis, während der Regierung dieses Monarchen unter dem Namen der Gesellschaft der Fürstinnen bekannt, bestand aus der Fürstin Franz Liechtenstein, der Fürstin Ernst Kaunitz und ihrer Schwester, der Fürstin Carl Liechtenstein, und aus den Fürstinnen Kinsky und Clary. Von Männern hatten außer dem Kaiser Joseph, der Marschall Lascy, der Oberstkämmerer Graf später Fürst Rosenberg und der Fürst de Ligne Zutritt. Nach dem Tode des Kaisers zerstiebte diese Gesellschaft. Die Fürstin Carl vereinigte bei sich einige Trümmer des ehemaligen Kreises und dazu Alles, was Wien an Personen von angenehmen Umgangsformen besaß. Auch die Gräfin Rombeck, Schwester des Grafen Ludwig Cobenzl, der damals Botschafter in St. Petersburg war, hatte ihren Salon eröffnet; dort versammelten sich die Fremden und besonders die französischen Emigrirten.

Ich hatte mein Leben so eingerichtet, daß ich den Winter in der Hauptstadt, die Sommermonate auf dem Lande verbrachte, bald auf den meiner Frau gehörigen Gütern in Mähren, bald in Böhmen auf denen meiner Familie. Von den öffentlichen Angelegenheiten hatte ich mich gänzlich zurückgezogen und blieb ihnen gegenüber nur einfacher

Beobachter. Meine Wahrnehmungen waren keine günstigen für die Sache, die ich mein Lebelang als die der Vernunft und des guten Rechtes betrachtet habe. Von Zeit zu Zeit besuchte ich den Baron Thugut, der in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Staatskanzlei leitete. Von unserem früheren Zusammentreffen habe ich schon gesprochen. In eine nähere Berührung mit ihm suchte ich nicht zu kommen; dazu konnte Nichts mich anregen, denn in den Geschäften strebte ich durchaus nach keiner Stellung, und außerhalb des Dienstes trat Baron Thugut zu Niemand in Beziehung. In den Grundsätzen stimmte ich mit ihm überein, nicht aber bezüglich der von ihm eingeschlagenen Bahn, und die Ergebnisse seiner Ministerschaft haben nur zu sehr bewiesen, daß ich recht hatte.

Zuweilen wartete ich dem Kaiser auf, der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, mir vorzuwerfen, was er als meine Trägheit bezeichnete. Eines Tages, als ich ihm meine Ansichten hierüber auseinandersetzte, sagte er mir: „Sie leben, wie ich an Ihrer Stelle zu leben glücklich wäre! Halten Sie sich mir zu Befehl, das ist Alles, was ich für den Augenblick von Ihnen verlange."

---

## Zweites Capitel.

---

# Eintritt in den kaiserlichen Staatsdienst
(1801—1803).

Thugut's Charakteristik und Rücktritt. — Cobenzl. — Eintritt in den kaiserlichen Staatsdienst. — Unterredung mit Kaiser Franz. — Als Gesandter nach Dresden. — Beginn des öffentlichen Lebens. — Leitende Grundsätze. — Antritt des Postens. — Mr. Elliot. — Dresden als Beobachtungsposten für die nordischen Höfe. — Fabrication diplomatischer Correspondenzen.

Mit dem Abschluß des Friedens von Lüneville (1801) hatte die Schwäche des österreichischen Kabinets, das Hin- und Herschwanken desselben, den Höhepunkt erreicht. Der kaiserliche Hof hatte während eines zehnjährigen Kampfes den destructiven Principien aller seit 1792 aufeinander gefolgten Regierungen Frankreichs einen bald stärkeren bald schwächeren Damm entgegengesetzt, der nur zu sehr den gänzlichen Mangel eines festen Planes erkennen ließ, worin eben der Hauptfehler des Kabinets lag, dem es auch zuzuschreiben ist, daß die gelungenen Unternehmungen des einen Tages am nächstfolgenden wieder zerstört wurden. Mehr als allen anderen Ursachen hat Frankreich seine ungeheuren Erfolge der Inconsequenz der Ministerien zu verdanken, welchen seit dem Tode des großen Staatsmannes, der vierzig Jahre hindurch an der Spitze des Wiener Kabinets gestanden, leider aber in der letzten Zeit von den Gebrechlichkeiten des Alters nicht verschont geblieben ist, die Leitung der Geschäfte zugefallen war. Die Absichten, welche der österreichischen Politik stets zu Grunde lagen, können nicht reiner gedacht werden als sie waren, niemals aber und zu keiner Zeit ward ihre Ausführung vielleicht schlechter geleitet.

Das Ministerium des Baron Thugut zeigt nur eine ununterbrochene Reihenfolge von Mißgriffen und falschen Berechnungen. Als

er auf dem Gipfelpunkt seiner Macht stand, gab es zwei Parteien, die, je nach ihrem Standpunkte, den Minister in geradezu entgegengesetzter Weise verdächtigten. Er ward beschuldigt, an Frankreich verkauft zu sein; man behauptete, daß England ihn in der Tasche habe; es ist bedauerlich für seinen Namen und für Oesterreich, daß Niemand für die Ueberzeugung eingetreten ist, Thugut habe selbstlos den Interessen seines Landes gedient.

Indem wir unsererseits der politischen Haltung Thugut's nichts Fremdartiges unterlegen, fällt uns auch nicht ein, dieselbe auf Verrath zurückzuführen, der immer das gefährlichste und meistens nur ein hinfälliges Mittel ist, um Glück zu machen.

Niederem Stande entsprossen, Sohn eines Schiffers aus Linz, war Thugut in der orientalischen Akademie erzogen und für den subalternen Dienst herangebildet. Schlau und gewandt, verdankte er das Glück seiner politischen Laufbahn diesen Eigenschaften, die, von tiefgehender Verstellung und Neigung zur Intrigue unterstützt, nur allzuleicht für wirkliche Talente gelten.

Er hatte den größeren Theil seines in Constantinopel erworbenen Vermögens in französischen Fonds angelegt; ohne Zweifel war es die Sorge um die Erhaltung dieses Vermögens, welche ihn zur Zeit des Ausbruches der Revolution verblendete oder doch wenigstens in Unthätigkeit hielt. Damals war es auch, wo unter der englischen Partei der Verdacht rege wurde, er sei von Frankreich gewonnen. Als die Schreckensherrschaft später jeden Funken von Hoffnung zerstörte, auch nur den kleinsten Theil seines Vermögens aus dem allgemeinen Bankerott zu retten, und Thugut in voller Ungebundenheit seiner Politik eine veränderte Richtung gab, da geschah es, daß das Publicum, Zeuge dieser Schwenkung, sich der Meinung hingab, englisches Geld habe dieses bewirkt.

Nicht ohne Begabung, bekleidet mit der höchsten Staatswürde, im Dunkel der Zurückgezogenheit lebend und doch mit seinem kalt berechnenden Ehrgeize in alle Zweige der Regierung eingreifend, war Thugut trotz alledem der Bestechung nicht zugänglich. Die Geschichte seines Ministeriums läßt sich in eine Reihe von falschen Berechnungen zusammenfassen, die alle nur dazu beigetragen haben, das Uebergewicht Frankreichs zu stützen und zu fördern[9]).

In Folge des Friedens von Lüneville trat Freiherr v. Thugut von den Geschäften zurück. Graf Cobenzl ward von St. Petersburg abberufen und unter dem Titel eines Hof- und Staats-Vicekanzlers für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Der erste Obersthofmeister, Graf später Fürst Trauttmannsdorff, erhielt interimistisch das Portefeuille. Der Friede mit Frankreich mußte ganz natürlicherweise der österreichischen Diplomatie einen neuen Antrieb geben.

Die Posten in London, in Berlin und St. Petersburg waren besetzt; Gesandte gab es in Stockholm und an einigen kleineren Höfen Deutschlands und Italiens. Der Kaiser empfand das Bedürfniß, die Lücken auszufüllen, die Freiherr v. Thugut nach seiner Gewohnheit, in der er oft zu weit ging, sich hatte bilden lassen. Einzig von dem Kriege gegen die französische Revolution in Anspruch genommen, ließ Thugut Alles unbeachtet, was ihm nicht mit diesem Krieg in unmittelbarer Beziehung zu stehen schien. Er kam dahin, daß er die Depeschen der Missionen zweiten Ranges nicht las und sie folglich gar nicht beantwortete. Bei seinem Abgange vom Ministerium mußte eine Commission ernannt werden, um Hunderte von Berichten, die von jenen Gesandtschaften herrührten, zu entsiegeln und in den Archiven zu hinterlegen.

Graf Trauttmannsdorff berief mich wenige Tage, nachdem er das Portefeuille übernommen, zu sich und eröffnete mir, der Kaiser habe, da er entschlossen sei, die erledigten Stellen in der diplomatischen Laufbahn zu besetzen, ihm befohlen, mir die Wahl zwischen dem Posten in Dresden oder Kopenhagen, oder dem des Ministers von Böhmen beim deutschen Reichstage anheimzustellen. Ich bat ihn, mich über die Sache nachdenken zu lassen und verfügte mich zum Kaiser. Mit Freimuth legte ich Seiner Majestät meine Ansicht über meinen Lebensplan und die Fähigkeiten, die ich zu besitzen glaubte, wie über die, welche ich mir nicht zuerkannte, dar. Der Kaiser nahm mein Glaubensbekenntniß mit seiner gewohnten Güte entgegen, und da er an meinen Patriotismus appellirte, ergab ich mich in seinen Willen. „Euere Majestät," sagte ich, „wollen, daß ich in eine Sphäre trete, für die ich mich nicht berufen glaube; ich unterwerfe mich Ihren Befehlen. Wollen Euere Majestät niemals meinen Willen in Zweifel ziehen, aber mißtrauen Allerhöchstdieselben meinen Fähigkeiten. Ich werde den

Versuch unternehmen, und Euere Majestät werden mir erlauben, mich vom Dienste an jenem Tage zurückzuziehen, an dem ich fürchten werde, nicht zu entsprechen." Der Kaiser antwortete mir lächelnd: „Wer solche Furcht hegt, ist nicht der Gefahr ausgesetzt, den öffentlichen Dienst zu schädigen; ich verspreche Ihnen übrigens, der Erste zu sein, der Sie aufmerksam macht, wenn Sie sich auf falschem Wege befinden."

Ich entschied mich für die Mission in Dresden, da die in Dänemark mir zu entfernt schien und es mir widerstrebte, mich nach Regensburg zu begeben, einzig, um daselbst dem Leichenbegängnisse des edlen Deutschen Reiches beizuwohnen; Dresden hingegen, eine Etappe auf dem Wege nach Berlin oder St. Petersburg, hatte in meinen Augen den Werth eines Beobachtungspostens, der nutzbringend gemacht werden konnte. Da ich schon gezwungen war, mich auf diese Bahn zu begeben, wollte ich mir wenigstens die Aussicht, nützlich zu sein, erhalten. Halb wollte ich nie etwas: einmal Diplomat geworden, entschloß ich mich, es ganz zu sein, und in dem Sinne, den ich mit diesem Stande verbinde. Die Folgezeit hat bewiesen, daß ich richtig gerechnet, denn die Ereignisse trieben mich nur zu sehr auf der einmal betretenen Bahn vorwärts.

Hier, im Beginne meines öffentlichen Lebens, setze ich mir vor, in die Erzählung nur das aufzunehmen, was meine Person angeht, oder vielmehr was dazu dienen mag, die Lücken der officiellen Correspondenzen auszufüllen; denn obgleich die letzteren allein ein wahres Bild der Arbeiten eines Staatsmannes geben, so können doch viele Details in diesen Aufsätzen ihren Platz nicht finden. Ich wünsche, daß Jene meiner Leser, denen ihre Stellung zu den kaiserlichen Archiven Zutritt gewährt, die Acten der Zeit in Verbindung mit der gegenwärtigen Arbeit zu Rathe ziehen; aus dieser doppelten Quelle schöpfend, werden sie leichter die große Epoche beurtheilen können, während welcher das Geschick mir die schwierige Aufgabe gestellt hat, eine active Rolle auf der Weltbühne zu spielen[10]). Bevor ich aber so viele merkwürdige Ereignisse erzähle, die meine Laufbahn bezeichneten, werde ich die aufrichtige Darlegung der Grundsätze vorausschicken, auf welchen die Thaten meines politischen Lebens beruhten. Diese Darlegung wird zur

Erklärung meiner Handlungen und zur Aufhellung mehrerer Punkte der Geschichte meiner Zeit dienen.

Daß mir eine öffentliche Laufbahn widerstrebte, habe ich bereits erwähnt. Ueberzeugt, daß Jedermann für die Thaten seines Lebens einzustehen bereit sein müsse; durchdrungen vom Bewußtsein der unermeßlichen Schwierigkeiten des Unternehmens, eine Gesellschaft, die von allen Seiten in Auflösung begriffen war, wirksam zu unterstützen; auf der anderen Seite vor meinem inneren Richterstuhle fast alle Maßregeln mißbilligend, die ich zur Rettung des durch die Irrthümer des achtzehnten Jahrhunderts tief unterwühlten socialen Körpers ergreifen sah; zu bescheiden endlich, um meinen Geist von so kräftigem Schlage zu glauben, daß er es auch besser machen würde, wenn er es anders machte: war ich entschlossen, eine Bühne nicht zu betreten, auf der eine Nebenrolle zu spielen der Unabhängigkeit meines Charakters widerstand, während ich mich doch nicht dazu tauglich hielt, die eines Reformators zu übernehmen.

Die Sorgfalt, mit der man meine Erziehung nach dem weiten Felde der Politik gelenkt, hatte mich frühzeitig gewöhnt, dessen Ausdehnung zu ermessen. Ich bemerkte bald, daß meine Art, die Natur und den Werth dieses Gebietes aufzufassen, wesentlich von dem Gesichtspunkte verschieden sei, unter dem Alles dies von der ungeheuren Mehrheit der zu großen politischen Rollen berufenen Männer angesehen wurde. Hier mögen die sehr einfachen Grundsätze, auf die ich zu allen Zeiten die gemeinhin mit dem Namen Politik und Diplomatie bezeichnete Wissenschaft zurückgeführt habe, ihren Platz finden.

Die Politik ist die Wissenschaft der Lebensinteressen der Staaten in der höchsten Sphäre. Da jedoch ein isolirter Staat nicht mehr existirt und nur in den Annalen der heidnischen Welt sich findet oder auch in den Abstractionen sogenannter Philosophen, so hat man immer die Gesellschaft der Staaten, diese wesentliche Bedingung der gegenwärtigen Welt, im Auge behalten. So hat denn jeder Staat außer seinen Sonderinteressen auch solche, die ihm mit anderen Staaten, sei es in ihrer Gesammtheit, sei es mit einzelnen Gruppen derselben, gemein sind. Die großen Axiome der politischen Wissenschaft gehen hervor aus der Erkenntniß der wahrhaften politischen Interessen aller

Staaten; in diesen Generalinteressen ruht die Bürgschaft ihrer Existenz, wogegen die Einzelinteressen, denen die tägliche oder vorübergehende politische Bewegung zuweilen eine große Wichtigkeit verleiht und deren Pflege in den Augen einer unruhigen und kurzsichtigen Politik die politische Weisheit ausmacht, nur einen relativen und secundären Werth besitzen. Die Geschichte lehrt uns, daß jedesmal, wenn die Sonderinteressen eines Staates mit den allgemeinen in Widerspruch gerathen, und die letzteren in der eifrigen und ausschließlichen Verfolgung der ersteren vernachlässigt oder verkannt werden, diese Thatsache als ein Ausnahmsfall, als ein Krankheitsfall zu betrachten sei, dessen Entwicklung oder rasche Heilung in letzter Linie über das Geschick dieses Staates entscheidet, das heißt über seinen nahen Verfall oder seine wiedererstehende Blüthe. Was die moderne Welt charakterisirt, was sie wesentlich von der alten unterscheidet, das ist die Tendenz der Staaten, einander sich zu nähern und in irgend einer Weise in einen Gesellschaftsverband zu treten, der mit der, im Schoße des Christenthums entwickelten, großen menschlichen Gesellschaft auf derselben Grundlage ruhe. Diese Grundlage besteht in der Vorschrift des Buches der Bücher: „Thue dem Andern nicht, was Du nicht willst, daß Dir gethan werde." Diese Grundregel jedes menschlichen Verbandes auf den Staat angewendet, heißt in der politischen Welt Reciprocität, und ihre Wirkung ist, was man in der Sprache der Diplomatie „bons procédés", nennt, mit anderen Worten: gegenseitige Zuvorkommenheit und ehrliches Vorgehen. In der alten Welt verschloß sich die Politik in die Isolirung und übte die absoluteste Selbstsucht ohne einen andern Zügel als die menschliche Klugheit. Das Gesetz der Wiedervergeltung errichtete ewige Schranken und stiftete ewige Feindschaften zwischen den verschiedenen Verbänden, und auf jedem Blatte der alten Geschichte findet sich die Gegenseitigkeit des Uebels, das man sich anthat. Die moderne Geschichte hingegen zeigt uns die Anwendung des Princips der Solidarität und des Gleichgewichtes zwischen den Staaten und bietet uns das Schauspiel der vereinten Anstrengungen mehrerer Staaten gegen die jeweilige Uebermacht eines Einzelnen, um die Ausbreitung seines Einflusses zu hemmen und ihn zur Rückkehr in das gemeine Recht zu zwingen. Die Herstellung

internationaler Beziehungen auf der Grundlage der Reciprocität unter der Bürgschaft der Achtung vor den erworbenen Rechten und der gewissenhaften Erhaltung des beschwornen Wortes bildet heutzutage das Wesen der Politik, von der die Diplomatie nur die tägliche Anwendung ist. Zwischen beiden besteht meiner Ansicht nach derselbe Unterschied wie zwischen Wissenschaft und Kunst.

Gerade wie die Menschen täglich die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft übertreten, handeln die Staaten nur zu oft den ewigen Vorschriften zuwider, welche ihren Verband regieren. Die Fehler der Menschen und die, welche die Staaten begehen, unterliegen denselben Strafen; ihr ganzer Unterschied liegt in der Schwere des Vergehens, die zur gewichtigen Individualität der Uebertreter im Verhältnisse steht.

Wenn man in diese Wahrheiten eindringt, was wird aus der selbstsüchtigen Politik, der Politik der Phantasie oder armseligen Gewinnes und besonders aus jener, welche den Nutzen außerhalb der einfachsten Regeln des guten Rechtes sucht, welche das beschworne Wort zum Spotte macht und, kurz gesagt, einzig auf den Anmaßungen der Stärke oder der Geschicklichkeit beruht.

Nach diesem Glaubensbekenntnisse mag man ermessen, was für eine Bedeutung ich Politikern von dem Schlage, oder wenn man will, von der Geltung eines Richelieu, Mazarin, Talleyrand, Canning, Capodistria, Haugwitz und so vieler mehr oder minder berühmter Namen immer beigelegt habe. Entschlossen, nicht ihre Wege zu wandeln und daran verzweifelnd, mir eine meinem Gewissen entsprechende Bahn zu brechen, mußte ich natürlich vorziehen, mich nicht in die großen politischen Angelegenheiten zu stürzen, in denen ich weit mehr Aussicht hatte, materiell zu unterliegen, als durchzudringen; ich sage materiell, denn moralisch zu unterliegen, habe ich nie gefürchtet. Der Mann der Oeffentlichkeit bewahrt immer ein sicheres Hilfsmittel gegen diese Gefahr, das ist — der Rücktritt.

Im Januar 1801 war es, wo ich zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am chursächsischen Hofe ernannt wurde. Der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich war soeben zu Lüneville geschlossen worden, als ich mit Ende desselben

Jahres mein Amt in Dresden antrat[11]). Napoleon Bonaparte war der erste Consul der französischen Republik, die es nunmehr nur dem Namen nach war. Das Deutsche Reich nahte sichtlich seiner Auflösung. Kaiser Paul war im März desselben Jahres eines gewaltsamen Todes gestorben. Europa befand sich in einem Zustande von äußerster Spannung, dem natürlichen Ergebniß der über allen Existenzen schwebenden Ungewißheit. Dresden und ganz besonders der chursächsische Hof bildeten damals zu der allgemeinen Bewegung einen Gegensatz gleich jenem einer Oase in der Wüste. Nach dem Anblicke dieses Hofes allein zu urtheilen, hätte man glauben mögen, die Welt sei stehen geblieben. Alles war daselbst gestellt und geregelt, sowie der letzte Augustus es seinen Nachfolgern hinterlassen hatte. Wenn die Etikette, das Costüm und die präcise Regel eine solide Grundlage für die Reiche sein könnten, wäre Chursachsen unverwundbar gewesen. Die Hoftrachten, die Galatage wie alle Gepflogenheiten waren zu jener Zeit noch, was sie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Die französische Revolution war, nachdem sie die alte Monarchie gestürzt hatte, bereits bei Bonaparte's Consulat angelangt, am sächsischen Hofe aber waren die Reifröcke noch nicht abgeschafft!

Der Churfürst Friedrich August war ein Fürst von soliden Anlagen und seine Regierung wäre dem ruhigen und industriellen Lande lange in gesegneter Erinnerung geblieben, hätte nicht der Sturm, der wenige Jahre später losbrach, dies sanfte und friedliche Regiment zerstört.

Dresden besaß immer ein zahlreiches diplomatisches Corps. Unter meinen Collegen zeichnete sich Mr. Elliot, der englische Gesandte, durch die Eigenart seines Geistes aus. Dieser Diplomat hatte ein merkwürdiges Leben hinter sich. Als junger Officier der Miliz führte er sich durch einen seltsamen Zug in die vornehme Welt ein. Bei den Revuen zu Potsdam drängte sich jährlich eine Menge fremder Militärs um König Friedrich II. Dieser Fürst zeigte bei solchen Gelegenheiten seine Vorliebe für die Franzosen und eben aus diesem Grunde hatte der Obersthofmarschall, dem die Vorstellung der Fremden am preußischen Hofe oblag, die Gepflogenheit, jeden Einzelnen des französischen Militärs namentlich, die Engländer aber Alle en bloc vorzustellen. Als

gelegentlich einer ähnlichen Aufwartung, bei der der junge Elliot sich befand, der Obersthofmarschall zum Könige sprach: „Ich habe die Ehre Eurer Majestät zwölf Engländer vorzustellen", fiel ihm Elliot mit lauter Stimme in's Wort: „Sie irren sich, Herr Marschall, es sind nur elf", drehte sich um und ging. Einige Jahre später kam Elliot nach Berlin als außerordentlicher Gesandter. Friedrich II. hatte den Auftritt zu Potsdam nicht vergessen und der König war, da Elliot nur Majorsrang besaß, von seiner Ernennung wenig erbaut. Er entschloß sich, seine üble Laune dem Londoner Hofe und dessen Vertreter merken zu lassen und wählte einen Grafen Lusi für den Posten in London. Graf Finkenstein wurde beauftragt, dem englischen Gesandten diese Ernennung anzuzeigen und that dies mit folgenden Worten: „Der König hat zu seinem Gesandten in London den Grafen Lusi, Major in seiner Armee, gewählt, dessen Name Ihnen aus dem Rufe, welchen er sich als Parteigänger im siebenjährigen Kriege erworben, bekannt sein wird. Seine Majestät schmeichelt sich, daß Ihr Hof von dieser Wahl befriedigt sein werde." Elliot antwortete ohne zu zögern: „Der König, Ihr Herr, hat offenbar Keinen wählen können, der ihn besser verträte." Es ist natürlich, daß mit diesen Manieren Mr. Elliot sich in Preußen nicht beliebt machen konnte.

Durch Umstände, die sich gleichfalls aus seiner eigenthümlichen Haltung ergaben, erfolgte seine Abberufung aus Berlin und seine Versetzung nach Kopenhagen, wo er auf eigene Faust Dänemark den Krieg erklärte, in der Absicht, den König von Schweden aus der Gefahr, welcher derselbe durch die Einnahme der Festung Gothenburg ausgesetzt war, zu befreien. Durch diesen Geniestreich erreichte er in der That seinen Zweck, verlor aber nichtsdestoweniger, und gewiß mit gutem Fug, auch diesen zweiten Posten und kam nach Dresden, wo er, als ich daselbst eintraf, schon seit einer Reihe von Jahren englischer Gesandter war.

Damals hatte er sich längst ausgetobt, doch war ihm eine außerordentliche Lebhaftigkeit geblieben und diese wies ihm in den Beziehungen des geselligen Lebens einen ganz besonderen Platz an. Einen Menschen von angenehmerem Umgange habe ich nicht gekannt; mit einem Geiste vom Schlage desjenigen des Fürsten de Ligne gab er

diesem in Nichts nach, ja übertraf ihn vielleicht. Ich sah ihn sehr viel während meines Dresdener Aufenthaltes und zähle meine Beziehungen zu ihm stets zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Vater einer zahlreichen Familie, suchte er derselben eine glückliche Stellung zu verschaffen. Es gelang ihm, seine Ernennung zum Gouverneur der Barbaden durchzusetzen, welchen Posten er später mit dem eines Gouverneurs von Ost-Indien vertauschte, als welcher er in sehr vorgerücktem Alter starb.

Die Dresdener Mission gewährte Interesse als Beobachtungsposten für die nordischen Höfe; nach dieser Seite hin wandten sich also meine Blicke und ich konnte mich von der Wahrheit überzeugen, daß es in der Diplomatie keinen unbedeutenden Posten gibt. Ich befliß mich, meinem Hofe von dem, was ich beobachtete, genauen Bericht zu erstatten, ohne zu dem Auskunftsmittel meines Freundes Elliot meine Zuflucht zu nehmen, der mir eines Tages, als ich ihn fragte, wie er es mache, um an allen Posttagen, deren die Woche zwei hatte, einen Bericht nach London abzuschicken, antwortete: „Die Sache wird Ihnen nicht schwierig erscheinen, wenn ich Ihnen mein Geheimniß enthülle: Gelangt etwas, das für meine Regierung von Interesse sein könnte, zu meiner Kenntniß, so melde ich es; erfahre ich nichts, so erfinde ich meine Nachrichten und widerrufe sie durch den folgenden Courier. Sie sehen, daß ich für meine Correspondenz des Stoffes nie ermangeln kann."

Dieser Scherz war ganz in der Art des Mr. Elliot; indessen ist es gar nicht selten, diplomatischen Correspondenzen zu begegnen, die nach demselben Recepte fabricirt sind, nicht etwa mit der Absicht zu erfinden, sondern aus Leichtgläubigkeit. Dieser Fehler stammt aus einer Schwäche des Urtheils, aus einem Mangel gesunder Kritik, die in keinem Zweige des öffentlichen Dienstes nothwendiger ist, als in der diplomatischen Laufbahn.

## Drittes Capitel.

# Auf dem Gesandtschafts-Posten in Berlin
(1803—1805).

Französisch-russische Mediation. — Ochsenhausen. — Debut in Berlin. — Königin Louise. — Die Höfe der königlichen Familie. — Haugwitz, Hardenberg, Stein. — Das diplomatische Corps. — Uebergangs-Periode Preußens. — Prinz Louis Ferdinand. — Kläglicher Verlauf des Jahres 1804. — Oesterreichs Kriegsrüstungen. — Graf Cobenzl. — General Mack. — Engeres Verhältniß zwischen Oesterreich und Rußland. — Gewinnung Preußens für den Anschluß. — Erzherzog Anton in Berlin. — Dolgoruki und Alopäus. — Die russische Armee an der preußischen Ostgrenze. — Ein Brief des Kaisers Alexander an den König von Preußen. — Des Königs Aeußerung darüber. — Napoleon's Einbruch in Ansbach. — Unterredung Metternich's mit dem König. — Unterhandlungen zum Eintritt Preußens in die Allianz. — Uebler Wille der preußischen Unterhändler. — Unterzeichnung des Potsdamer Vertrages. — Haugwitz' Mission. — Schlacht bei Austerlitz. — Verleihung des Großkreuzes des Stephan-Ordens an Metternich. — Napoleon's Sarkasmus gegen Haugwitz. — Hannovers Vereinigung mit Preußen. — Entlassung Haugwitz'.

Ich blieb in Dresden bis 1803 beglaubigt, bis zu der Zeit, wo Graf Stadion zum Botschafter in Petersburg ernannt und ich ihn in Berlin zu ersetzen bestimmt wurde.

In demselben Jahre fand in Regensburg die französisch-russische Mediation statt, in deren Folge Deutschland eine innere Umwälzung erfuhr, welche die letzten Grundlagen des ehemaligen Deutschen Reiches zerstörte und so den Augenblick seiner vollständigen Auflösung um Vieles näher rückte. Während der ganzen Verhandlung blieb mein Vater in Regensburg, um über die Interessen seines Hauses zu wachen. Nachdem ihm als Ersatz für den Verlust der auf dem linken Rheinufer gelegenen reichsunmittelbaren Besitzungen seiner Familie, die durch die französische Republik confiscirt worden waren, die Abtei Ochsenhausen zugefallen war, begab ich mich im Laufe des Sommers mit meiner Familie in dies neue Besitzthum.

Der Kaiser hatte Ochsenhausen zum Fürstenthum erhoben, sowie er auch die Titel mehrerer anderer Reichsgrafen erhöht hatte, um neue Virilstimmen zu schaffen und so auf dem Reichstage diejenigen zu ersetzen, welche durch die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer erloschen waren. Mein Vater hoffte, daß eine nahe Zukunft seiner Vaterlandsliebe erlauben würde, an dem Werke der Befestigung des Reiches mitzuarbeiten. Weit entfernt, diese Hoffnung zu theilen, hegte ich vielmehr die feste Ueberzeugung, daß die gewaltige Schöpfung Carl's des Großen unabwendbar ihrem Ende zuneige. Bis in seine letzten Grundfesten durch die Mediatisation erschüttert, existirte das Reich bereits nicht mehr, und ich sah seine Elemente zerstreut und außer Stande sich von Neuem zusammenzufügen. Meine Vorahnung war nur zu richtig, und die Ereignisse haben es gar bald bewiesen.

Nachdem ich Ochsenhausen verlassen hatte, verfügte ich mich nach Wien, um mich daselbst auf meine neue Mission vorzubereiten und langte im Monate December desselben Jahres in Berlin an.

Mein Debut daselbst war leicht. Vom König Friedrich Wilhelm III. und von der Königin wurde ich wie ein alter Freund empfangen. Die strenge Etiquette, welche das diplomatische Corps vom preußischen Hofe so entfernt als möglich hielt, wurde in Bezug auf mich nur bei jenen Gelegenheiten beobachtet, wo eine zu meinen Gunsten gemachte Ausnahme den Anschein gehabt hätte, als bezöge sie sich auf meinen öffentlichen Charakter und deshalb das Corps en masse hätte verletzen müssen. Elf Jahre waren vergangen, seit ich die Königin nicht wieder gesehen hatte; ich fand sie von einer wahren Strahlenkrone von Schönheit und Majestät umgeben.

Die Königin Louise war mit sehr seltenen Eigenschaften geschmückt. Durch das, was man gemeinhin esprit nennt, ragte sie nicht hervor, aber sie besaß feinen Tact und eine Entschlossenheit der Seele, von der Beweise zu geben sie wenige Jahre darauf nur zu viel Gelegenheiten fand. Es wäre schwer, von der Majestät und Grazie ihrer Haltung, sowie von dem Ausdruck von Güte und Sanftmuth, die in ihrem Wesen lagen, eine Vorstellung zu geben.

Die königliche Familie theilte sich damals in verschiedene Hofhaltungen: in die des Königs, die der Witwe des Prinzen Heinrich

und die des Prinzen Ferdinand; die beiden Letzteren waren Brüder Friedrich's II. Der Prinz von Oranien, Gemal einer Schwester des regierenden Königs, lebte ebenfalls in Berlin und die Prinzessin, Gemalin des Fürsten Anton Radziwil, erfreute sich gleichfalls der Ehren der königlichen Familie. Die Prinzen Ludwig und August, Söhne des Prinzen Ferdinand, hatten keinen eigenen Hofstaat.

Als ich in Berlin eingeführt wurde, war Graf Haugwitz Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Baron (später Fürst) Hardenberg übte einen großen Einfluß in der Politik. Freiherr v. Stein war Finanzminister. Von diesen Staatsmännern werde ich noch öfter zu sprechen im Falle sein.

Im diplomatischen Corps gab es keine besonders hervorragende Persönlichkeit. Mr. de Laforest, vormals im Departement des Aeußern in Verwendung, hatte den Posten des französischen Gesandten inne, nachdem er früher bei den Regensburger Unterhandlungen als Bevollmächtigter fungirt hatte. Herr v. Alopäus war seit einer Reihe von Jahren Gesandter Rußlands in Berlin und Mr. Jackson vertrat daselbst England.

Preußen befand sich damals in einer Uebergangsperiode. Unmerklich erhob sich diese Macht aus dem Zustande der Erstarrung, in den sie durch den Basler Frieden und durch ein Neutralitätssystem verfallen war, welches Preußen in den von Oesterreich und England und in Zwischenräumen auch von Rußland gegen die französische Revolution geführten Kriegen zum bloßen Zuschauer gemacht hatte. In den Geistern, besonders aber in der preußischen Armee begann eine Reaction sich zu vollziehen, deren Tendenz dahin ging, der fortschreitenden Vergrößerung des zum Kaiserthum gewordenen Frankreich Widerstand zu leisten. Eine Krise nahte heran und ward hervorgerufen durch die Aussicht auf einen neuen Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich. Das Lager von Boulogne wurde von dem größeren Theile der politischen Wahrsager als Vorbereitung zu einer Landung in England betrachtet; einige besser unterrichtete Beobachter sahen in demselben die zur Wiederüberschreitung des Rheines bereitgestellte französische Armee, und dies war auch meine Meinung*).

---

*) In einer meiner längeren Unterredungen mit Napoleon auf der Reise nach Cambrai, wohin ich den Kaiser im Mai 1810 begleitete, kam das Gespräch

Alles deutete somit auf Erneuerung des Krieges. Das von dem Grafen Haugwitz und Herrn Lombard geleitete preußische Kabinet fürchtete dies Ereigniß; nicht so die Männer der That in der Armee, an deren Spitze sich Prinz Louis Ferdinand bemerklich machte. Diese drängten vielmehr zum Kriege und sprachen sich laut für die Betheiligung Preußens an demselben aus. Berlin war demnach in zwei Lager getheilt, die sich unter einander nicht schonten. Ich habe hier des Prinzen Louis Ferdinand in eingehender Weise Erwähnung zu thun.

Diesen Prinzen schmückten sehr große Eigenschaften, die noch gehoben wurden durch die Vorzüge der äußeren Erscheinung, durch edle Haltung und feines Benehmen. Mit schneller Auffassung und klarem Geiste begabt, vereinigte Prinz Louis Ferdinand Alles in sich, was zu einem ausgezeichneten Manne gehört; leider ist die schlechte Gesellschaft nicht ohne Einfluß auf sein Leben geblieben. Es gab in ihm zwei verschiedene Menschen: den einen für Alles empfänglich, was groß, edel und nützlich; den anderen, der auf alle diese Gaben der Natur nicht achtete. Ich hatte viele Beziehungen zu diesem Prinzen, der sogar eine Neigung zu mir faßte, aber die Fehler, die ich soeben bezeichnet habe, errichteten eine Schranke zwischen uns. Mein ganzes Leben hindurch habe ich schlechte Gesellschaft verabscheut; der Prinz Louis war von solcher umringt. In den politischen Grundsätze begegneten wir uns, aber unser Geschmack und unsere Lebensweise wichen zu

---

auf seine großen Kriegsvorbereitungen, die er in den Jahren 1803—1805 zu Boulogne getroffen hatte. Ich gestand ihm offen, daß ich dieselben auch zu jener Zeit nicht als gegen England gerichtete Offensiv-Anstalten habe ansehen können. „Vous avez eu bien raison," erwiderte mir Napoleon lächelnd, „jamais je n'eusse été assez sot, pour entreprendre une descente en Angleterre, le seul cas excepté d'une révolution intérieure dans ce pays. L'armée rassemblée à Boulogne était de tout temps l'armée contre l'Autriche. Je ne pouvais la placer autre part sans exciter de l'ombrage et devant la former quelque part, elle remplissait à Boulogne le double but de son rassemblement et de jeter de l'inquiétude en Angleterre. Le jour d'une insurrection en Angleterre j'y faisais passer un détachement de mon armée, pour soutenir l'insurrection; je ne tombais pas moins sur vous, car mes forces étaient échelonnées à cet effet. Aussi avez vous vu en 1805, combien Boulogne était près de Vienne."

sehr von einander ab, als daß eine wahre Vertrautheit zwischen uns möglich gewesen wäre. —

Das Jahr 1804 verlief in jenem kläglichen Zustande, der weder Krieg noch Friede ist. Der Himmel war mit donnerschwangeren Wolken bedeckt, doch sollte der Blitz erst im Jahre 1805 aus denselben fahren.

In Oesterreich traf man für die Eröffnung eines Feldzuges große Vorbereitungen. Graf Ludwig Cobenzl hatte den Posten des Vicekanzlers inne, er und Graf Colloredo, Kabinetsminister, galten als die Lenker der Politik des Kaiserthums. Graf Colloredo war kein Staatsmann von Bedeutung; Graf Cobenzl, ein offener Kopf, hatte in seiner Eigenschaft als Botschafter des Kaisers viele Jahre am Hofe Katharina's II. und im vertrauten Verkehr mit ihr verlebt — eine Gunst, die er mit dem Fürsten de Ligne, dem französischen Botschafter Grafen Ségur und anderen liebenswürdigen Männern theilte, welche jene Herrscherin um sich zu versammeln liebte. Vorzugsweise im Salon glänzend, war Graf Ludwig nicht der Mann dazu, ein Kabinet zu leiten.

Durch die Niederlagen der früheren Feldzüge aufgeklärt, im Besitze der Erfahrung, daß die in jenen Feldzügen angewandten Mittel ungenügend seien, und daß man Napoleon andere Generale als die, welche in den vorhergehenden Kriegen das Commando geführt hatten, entgegenstellen müsse, richtete Kaiser Franz sein Augenmerk auf den General Mack, der in der Meinung der Armee hoch stand. Die Ereignisse bewiesen später, wie unglücklich diese Wahl war. Mack besaß schätzenswerthe Eigenschaften, aber zu einem Oberbefehlshaber hätte er nie berufen werden sollen. Seine Intelligenz, Arbeitskraft und Ausdauer befähigten ihn zur Stellung eines General-Quartiermeisters; die Aufgabe, eine Armee zu befehligen, überstieg seine Kräfte.

Beim Herannahen eines Krieges, auf den sich vorzubereiten Napoleon Alles aufgeboten hatte, war zwischen den Höfen von Wien und Petersburg das Band wieder fester geknüpft, welches der Ausgang des Feldzuges von 1799 und die Ausschreitungen Paul's I. sehr gelockert hatten. Zu Ende des Jahres 1804 war es, wo ich die ersten

Mittheilungen bezüglich des großen Unternehmens erhielt, zu welchem auch Preußen heranzuziehen die beiden Höfe ein überwiegendes Interesse hatten. Diesem Beitritte die Wege zu ebnen, war meine Aufgabe [12]).

Bei den bekannten Gesinnungen der damals mit der Lenkung der preußischen Politik betrauten Männer schien es mir schwer, dahin zu gelangen. Je schroffer die Parteien in Berlin sich gegenüberstanden, desto schwerer war es, die der Vernunft entsprechenden Interessen daselbst zur Geltung zu bringen. Der Kaiser sandte seinen Bruder Erzherzog Anton nach Berlin. Seine Anwesenheit hatte keinen Erfolg. Er kehrte nach Wien zurück, ohne die Frage auch nur berührt zu haben. Kaiser Alexander sandte später einen der jungen Rathgeber, mit denen er sich seit seiner Thronbesteigung umgeben, den General-Adjutanten Fürst Dolgoruki, einen Mann voll Geist und Feuer, aber für einen seiner Natur nach heikeln Auftrag keineswegs geeignet. Da er von seinem Herrn angewiesen war, in allen seinen Schritten sich an mich anzuschließen, konnte ich sein Benehmen wohl beeinflussen, nicht aber es beherrschen. Der russische Gesandte in Berlin, Herr v. Alopäus, hatte seinen Posten seit einer langen Reihe von Jahren inne, er stand zu den einflußreichsten Persönlichkeiten der Regierung in vertrautesten Beziehungen — gleichwol hatte Kaiser Alexander zu seiner Thatkraft kein Zutrauen. So wurde ich von diesem Monarchen eingeladen, das seinem Minister Fehlende zu ersetzen.

Der stets ausweichenden Sprache des preußischen Kabinets müde, entschloß sich Kaiser Alexander endlich zu dem gefährlichsten Schritte. Er wollte nämlich den König von Preußen mit sich fortreißen, indem er ihn in die Lage setzte, der Gewalt zu weichen, und ließ seine Armee an die Grenzen Ostpreußens vorrücken, wo sie Halt machte. Diese militärische Bewegung hatte den Zweck, die Unterhandlung, mit der die Vertreter Rußlands und Oesterreichs beauftragt waren, zu unterstützen. Dadurch wurde aber der Zweck doch nicht erreicht — die Drohung reizte eher zum Widerstande. Unter dem Einflusse seiner verschiedenen Rathgeber gerieth der König immer mehr in's Schwanken und konnte zu keinem rechten Entschlusse gelangen. Es entspann sich damals zwischen beiden Monarchen ein Briefwechsel, der auch zu

keinem bestimmten Resultate führte, und Kaiser Alexander, dessen Ungeduld täglich wuchs, neigte sich immer mehr zu einer Gewaltthat. Aus dieser Zeit erinnere ich mich eines seltsamen Vorfalles, den ich nicht unerwähnt lassen will.

Ich erhielt eines Tages die Kunde, Kaiser Alexander werde einen großen Schlag führen. Zu einer gegebenen Stunde sollte ein Courier bei Herrn v. Alopäus eintreffen mit einer Mittheilung an den König, daß die russische Armee ohne weiteres Zögern die Grenzen des Königreiches überschreiten werde. Der thatsächliche Einmarsch der Truppen sollte mit der Stunde der Anzeige zusammenfallen. Als ich diese Nachricht empfing, berechnete ich die Zeitabstände und gelangte zur Ueberzeugung, daß jede Vorstellung zu spät käme; hätte ich noch zurecht kommen können, ich würde an Kaiser Alexander das dringende Ersuchen gerichtet haben, von einem Plane abzustehen, der unfehlbar damit enden müßte, Preußen in Frankreichs Arme zu werfen. Es war eben um die Zeit, wo die Katastrophe von Ulm sich vorbereitete; die österreichischen Streitkräfte rückten in Gewaltmärschen auf diesen Punkt vor. Nichts verbürgte den Erfolg des von Kaiser Alexander so schlecht berechneten Schrittes, besonders mit Rücksicht auf den Charakter Friedrich Wilhelm's III. Es blieb mir nichts übrig, als die Ereignisse abzuwarten.

Der russische Courier sollte bei Herrn v. Alopäus in den Abendstunden eintreffen. Um 9 Uhr begab ich mich zu diesem Gesandten, den ein leichtes Unwohlsein bei sich zu Hause zurückhielt. Unter den nichtigsten Vorwänden blieb ich bei ihm bis gegen Mitternacht; da verkündete mir das Geräusch eines Wagens, der am Thor seines Hotels stehen blieb, daß der Augenblick der Krise gekommen sei. Man meldete die Ankunft eines Couriers aus dem russischen Hauptquartier; Herr v. Alopäus ließ sich die Depeschen überreichen und begann sie unverzüglich zu eröffnen. Wir traten an ein Pult hin, an dem der alte Gesandte stehend zu schreiben gewohnt war.

Trotz seines vorgerückten Alters hatte sich Herr v. Alopäus eine Lebendigkeit bewahrt, die an Ungestüm streifte. Als er die ziemlich voluminösen Depeschen auf das Schreibepult gelegt hatte, glitten mehrere Papiere zur Erde, die wir aufhoben. Außer den Folioblättern, die

hinabgefallen waren, hatte ich sehr wohl einen Brief in kleinem Format bemerkt, und in der That fand sich in den Depeschen ein Brief von der Hand des Kaisers an den König von Preußen angeführt, von dem eine Abschrift beigelegt war. Mit diesem Briefe kündigte Seine Majestät dem Könige an, daß sie ihrer Armee Befehl gebe, in das preußische Gebiet einzurücken. Der Inhalt der Depeschen, deren Lesung wir eben beendigt hatten, brachte Herrn v. Alopäus außer Fassung; er würde auf mich dieselbe Wirkung hervorgebracht haben, wäre ich nicht früher davon unterrichtet gewesen. Herr v. Alopäus verlor sich in übrigens sehr richtige Betrachtungen über die Gefahr der Lage und sagte mir zuletzt: „Die Würfel sind gefallen, mir bleibt nichts mehr übrig, als mich der Befehle des Kaisers zu entledigen und dem Könige den Brief Seiner kaiserlichen Majestät zu übergeben."

Aber der Brief war verschwunden. In seinem starren Schrecken, da er ihn nicht fand und den ganzen Ernst der Verwicklungen ermaß, die sich aus der Nichtausführung der Befehle seines Gebieters ergeben mußten, fühlte Herr v. Alopäus sich versucht, die Abwesenheit des Autographs einem Vergessen des Absenders zuzuschreiben. Was mich betrifft, so hatte ich einen versiegelten Brief vor meinen Augen vorbeifliegen gesehen, und jetzt war er nicht mehr da! Durch länger als eine halbe Stunde suchten wir auf und unter allen Möbeln, ohne etwas entdecken zu können, als Herr v. Alopäus in einer Regung der Verzweiflung mit beiden Händen zum Kopfe fuhr; in diesem Augenblicke fiel der Brief des Kaisers zu Boden; er war in den Rückfalten eines der Aermel seines Schlafrockes hängen geblieben.

Die damals beabsichtigte Ueberschreitung der preußischen Grenze durch die Russen unterblieb jedoch. Kaiser Alexander besann sich eines Besseren, und es wurde nunmehr versucht, durch eine Zusammenkunft der beiden Monarchen den Schwankungen des Königs ein Ende zu machen, indem der Kaiser auf ihn directer wirken sollte.

Unsere Unterhandlungen befanden sich in dieser neuen Phase, als Fürst Dolgoruki den Auftrag erhielt, dem König einen neuen Brief des Kaisers zu übergeben, worin derselbe den König aufforderte, zur bereits besprochenen Zusammenkunft baldigst einzutreffen und zugleich die Drohung von dem Durchzuge seiner Truppen durch preußisches

Gebiet wiederholte. Herr v. Alopäus schrieb an den Minister um die Gewährung einer Audienz, mit der dringenden Bitte, es mögen angesichts des Ernstes der Sache Fürst Dolgoruki und er in dem kürzest möglichen Zeitraume von dem zu Potsdam weilenden König vorgelassen werden.

Am selben Tage fand sich Dolgoruki bei mir ein. Ich kam mit ihm bezüglich der Sprache überein, die er in der Audienz beim König zu führen hätte und versicherte ihn meinerseits der besten Unterstützung. „Ich fürchte jedoch," sagte ich ihm, als wir uns trennten, „daß die Folge dieses Drängens die Allianz Preußens mit Frankreich sein wird." Der Fürst machte sich verbindlich, unmittelbar bei seiner Rückkehr von Potsdam mir über die Erklärungen, die stattgefunden hätten, Mittheilung zu machen.

Fürst Dolgoruki und Herr v. Alopäus erschienen am 6. October bei mir. Folgendes hatte sich zugetragen. Die beiden genannten Herren hatten an diesem Tage den Brief des Kaisers Alexander dem Könige übergeben. Seine Majestät las denselben und erklärte, ohne einen Augenblick zu zaudern, daß er, da er den kriegführenden Mächten die Neutralität Preußens angetragen habe, von dem Augenblick an, wo eine Macht durch Verletzung seines Gebietes diese Neutralität gebrochen habe, sich mit derselben im Kriege betrachte. „Kehren Sie zum Kaiser, Ihrem Herrn, zurück," fügte der König hinzu, „melden Sie ihm meine unabänderliche Entschließung. Ich werde Ihnen sofort einen dieselbe bestätigenden Brief schicken." Damit verabschiedete der König die beiden Abgesandten.

Kaum hatten aber dieselben Potsdam verlassen und Baron Hardenberg, der aus Anlaß dieser Audienz ebenfalls im Palais anwesend war, sich angeschickt, den beiden Herren nach Berlin zu folgen, als dieser nochmals zum Könige berufen wurde. Seine Majestät hatte soeben die Nachricht erhalten, daß Napoleon in das neutrale preußische Gebiet bei Ansbach eingebrochen sei, um die in Ulm concentrirte österreichische Armee zu umgehen. Der König sagte zu seinem Minister: „Das Blatt hat sich gewendet; begeben Sie sich sogleich zum Fürsten Dolgoruki. Er wird einen Brief mitnehmen, durch welchen ich dem Kaiser ankündige, daß ich ihm die Grenzen meines

Königreichs öffne." Nie vielleicht hat man so wichtige Ereignisse in einem entscheidenden Augenblicke zusammentreffen gesehen.

Der Brief des Königs von Preußen an den Kaiser von Rußland wurde dem Fürsten Dolgoruki übergeben und der König lud mich ein, zu ihm nach Potsdam zu kommen.

Ich hatte mit dem Könige eine lange Unterredung, die mich in meiner Anschauung über das Gewagte in dem vom Kaiser Alexander unter so gewichtigen Umständen unternommenen Schritte bestärkte. Dieser Fürst, lebhaft und voll Thatkraft, aber von unbeständigem Wesen, immer in Gefahr sich zu überstürzen und die Dinge nur von dem Standpunkte seiner Lieblings-Ideen aufzufassen, hatte sich bei seiner Thronbesteigung mit einem von Leuten seines Alters, die er mit dem Titel Freunde beehrte, gebildeten Rathe umgeben. Zu denselben gehörten Fürst Adam Czartoryski und Fürst Dolgoruki. Der Erstere führte die Geschäfte des auswärtigen Amtes; der Letztere war unter den Generaladjutanten derjenige, welchen Seine Majestät am meisten zu Rathe zog, und der, wie schon früher erwähnt, von einer glühenden Einbildungskraft beherrscht, mehr als ein Anderer dazu beigetragen hatte, den Kaiser auf den Gedanken zu bringen, dem Könige Friedrich Wilhelm die Hände zu binden — ein Unternehmen, das Angesichts des Charakters dieses Fürsten scheitern mußte. Die Haltung des Königs von Preußen war auf strenge Neutralität berechnet und dabei handelte er im guten Glauben. Die Aehnlichkeit und das Zusammenfallen der Gewaltschritte Napoleon's und Alexander's ließ dem Könige nur die Wahl der Abwehr zwischen zwei Insulten; er zauderte nicht, sich über die in der Form weniger verletzende hinwegzusetzen. Alexander hatte allerdings auf ebenso peremptorische als ungewöhnliche Weise den König von der von ihm gefaßten Entschließung, Preußens Neutralität nicht zu beachten, in Kenntniß gesetzt; Napoleon dagegen hatte die Neutralität dieser Macht zugelassen und jetzt sie verletzt. Der König sah in dem Vorgange Napoleon's die schwerere Verletzung[13]).

Unmittelbar nachdem Alexander den Brief des Königs, dessen Ueberbringer der Fürst Dolgoruki gewesen, empfangen hatte, machte er sich auf den Weg nach Potsdam. Der König lud den regierenden Herzog von Braunschweig ein, ebenfalls dahin zu kommen und sofort

begann die Unterhandlung zum Eintritte Preußens in die Allianz der zwei Kaiserhöfe. Dieselbe ward einerseits vom Kaiser Alexander und mir geführt, auf Seite Preußens aber vom Grafen Haugwitz für den politischen Theil und vom Herzog von Braunschweig, dem der König den Oberbefehl über seine Armee zugedacht hatte, für den militärischen. Dem Letztgenannten war General v. Pfuel zugetheilt. Fürst Adam Czartoryski, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Kaisers von Rußland, war der officielle Träger der Worte seines Herrn; thatsächlich leitete der Kaiser selbst die Verhandlung. Von dieser Epoche datiren meine Beziehungen zu Seiner kaiserlichen Majestät, Beziehungen, die später vertraute wurden [14]).

Vom ersten Augenblicke an fiel dem Kaiser und mir der üble Wille der preußischen Unterhändler auf. Mit schlecht verhülltem Eifer wandten sie alle erdenklichen Winkelzüge an, um Abmachungen, welche Angesichts der unheilvollen Ereignisse des Krieges an der Donau immer dringender wurden, in die Länge zu ziehen. Gewiß waren diese Ereignisse danach angethan, dem preußischen Kabinete zu denken zu geben; gleichwol faßte es von allen Entschließungen die schlechteste. Nachdem der Bruch mit Frankreich stattgefunden, hätte der König entweder von Neuem seine Neutralität auf die Gefahr hin, dieselbe ein zweites Mal durch die eine und andere der kriegführenden Mächte verletzt zu sehen, verkünden, oder aber in kürzester Frist seine Streitkräfte den Verbündeten anschließen und so durch thatkräftigen Entschluß die Chancen des Krieges zu ihren und seinen eigenen Gunsten wieder herzustellen versuchen sollen. Eine so einfache Berechnung hatte in dem Kopfe des Grafen Haugwitz keinen Raum und sie sagte auch dem wankelmüthigen Wesen des Herzogs von Braunschweig nicht zu. Die beiden Unterhändler gaben der schlechtesten Wahl den Vorzug, sie entschieden sich für ein Schaukelsystem.

Endlich faßte der König einen Entschluß. Der Allianz-Vertrag zwischen den drei Höfen wurde am 5. November zu Potsdam unterzeichnet [15]), worauf Kaiser Alexander unverweilt nach dem Hauptquartier des Kaisers Franz aufbrach.

Graf Haugwitz, der sich der Unterfertigung des Allianz-Vertrages nicht entziehen konnte, hatte sich ein Hinterpförtchen offen gelassen.

Er ließ sich zu Napoleon schicken, um demselben von Seite des Königs zu verkünden, daß dieser entschlossen sei, seine Streitkräfte mit denen der beiden Kaiserhöfe zu vereinigen, falls die französische Armee in ihrem Siegeslaufe nicht inne halte. Die Tage, welche für diesen Schritt aufgehen mußten, waren im Voraus berechnet und gezählt. Bei seiner Abreise hatte der Czar in meine Hand die Vollmacht niedergelegt, auch in seinem Namen über die strenge Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen zu wachen. Ohne Zeitverlust setzte sich die preußische Armee nach der oberen Donau in Marsch.

Zu dieser Zeit eben vollzog sich die letzte Phase des Krieges von 1805. Nachdem Graf Haugwitz seine Abreise von Berlin um mehr als acht Tage über den abgemachten Zeitpunkt hinaus verzögert hatte, fand er Napoleon nicht mehr in Wien und begab sich zu ihm nach Brünn. Anstatt aber sich des ihm gewordenen Auftrages zu entledigen, gab er seiner Sendung den Charakter eines einfachen Höflichkeitsactes des Königs, seines Herrn; Napoleon schickte ihn nach Wien zurück. Er bereitete sich vor, eine Schlacht zu liefern, zu der auch Kaiser Alexander seinerseits hindrängte. Napoleon befand sich in einer sehr gefährlichen Lage. Erzherzog Karl rückte in Gewaltmärschen mit der italienischen Armee durch Steiermark vor; die preußische Armee war gegen Regensburg in Bewegung; endlich waren die aus Paris über die innere Lage Frankreichs einlangenden Nachrichten sehr beunruhigender Natur. Hätten die verbündeten Armeen statt die Schlacht von Austerlitz anzubieten, in entsprechender Entfernung Halt gemacht, die französische Armee wäre gezwungen gewesen, sich auf Wien zurückzuziehen, und dann hätten die Verbündeten eine kräftige Offensive wieder aufnehmen können. Tirol und selbst Oberösterreich warteten das Ereigniß nur ab, um sich massenhaft zu erheben. So waren die Chancen des Krieges alle zu Gunsten der Verbündeten, und nie wäre eine Lage bedenklicher gewesen, als die Napoleon's. Kaiser Franz erschöpfte persönlich alle Gründe, um den Kaiser Alexander davon abzubringen, eine Schlacht zu liefern. Sie wurde begonnen, ihre Ergebnisse liegen im Preßburger Frieden verzeichnet[16]). Der Kaiser verlieh mir in Anerkennung der Verdienste, die er in meinem Antheile an dem Abschlusse des Bündnisses mit Preußen zu sehen geruhte, das Großkreuz des St. Stephan-

Ordens. Dieses Bündniß war, Dank der Haltung des Grafen Haugwitz, ein fruchtloses geblieben [17]). Letzterer stellte sich dem Kaiser Napoleon nach dessen Eintreffen in Wien vor und brachte ihm seinen Glückwunsch zur gewonnenen Schlacht, worauf Napoleon ihn fragte, ob er im entgegengesetzten Falle ihm auch von der Freundschaft des Königs, seines Herrn, gesprochen hätte. Graf Haugwitz setzte sich über den Sarkasmus hinweg und unterhandelte wegen der Vereinigung des Churfürstenthums Hannover mit Preußen [18]). Napoleon gab dazu in der That seine Zustimmung, denn da er es auf die Vernichtung Deutschlands abgesehen hatte, konnte seinen Plänen nichts besser dienen, als eine derartige Vereinbarung, welche den Bestand des Deutschen Reiches direct angriff und zugleich den Keim eines unheilbaren Bruches zwischen Preußen und Großbritannien in sich barg.

Wien war der Schauplatz aller dieser nicht sehr ehrlichen Abmachungen, die Graf Haugwitz bis zu seiner Rückkehr nach Berlin seinem Herrn, dem Könige, verborgen hielt. Die Rückkehr verschob er so lange wie möglich, indem er bald Gesundheitsrücksichten geltend machte, bald wichtige Geschäfte vorschützte, die er sorgfältig in einen geheimnißvollen Schleier hüllte. Endlich traf er in Potsdam ein und legte dem König von seiner politischen Industrie Rechenschaft ab, wobei er demselben zwischen der Ratification des von ihm sub spe rati abgeschlossenen Actes und der Absetzung des Unterhändlers die Wahl ließ. Der König ratificirte den Vertrag, entließ aber den Grafen Haugwitz aus dem Ministerium und übertrug dasselbe dem Freiherrn v. Hardenberg [19]).

---

## Viertes Capitel.

# Als Botschafter Oesterreichs am Hofe Napoleon's (1806—1809).

Colloredo's und Cobenzl's Rücktritt. — Stadion's Berufung zum Minister des Aeußern. — Metternich's Bestimmung nach Petersburg. — Statt dessen als Botschafter nach Paris. — Beweggründe dieses Wechsels. — Unterredung mit Kaiser Franz. — Wenig Belehrung aus den Archiven. — Abreise von Wien. — Unfreiwilliger Aufenthalt in Straßburg. — Ankunft in Paris. — Beginn des eigentlichen öffentlichen Lebens. — Bei Talleyrand. — Erste Audienz bei Napoleon in St. Cloud. — Jena, der Höhepunkt der Macht Napoleon's. — Die Fehler Preußens. — Dessen Schicksalswandlungen. — Die Fehler Napoleon's. — Bulletins-Methode. — Die gloire nationale. — Napoleon's Rückkehr von den Ufern des Niemen. — Abschieds-Audienz Dalberg's. — Graf Tolstoy. — Graf Nesselrode. — Napoleon's Blicke nach Spanien. — Monarchen-Zusammenkunft in Erfurt. — Graf Romanzow. — Metternich's passive Haltung. – Laffayette. — Barrère. — Kriegerische Absichten Napoleon's auf Spanien. — Die große Audienz vom 15. August 1808. — Champagny's Beschwichtigung. — Ankunft in Wien. — Die Lage Oesterreichs. — Unterredung mit Kaiser Franz. — Metternich's Ansichten über den Krieg. — Napoleon's Haltung. — Abbruch des diplomatischen Verkehrs mit Oesterreich. — Verhinderung der Abreise Metternich's und Ursache davon. — Frankreichs innere Lage. — Einkünfte der französischen Marschälle. — Die Stellung Napoleon's. — Antikriegerische Strömung der Großwürdenträger und der Marschälle Frankreichs. — Charakteristik Talleyrand's, Fouché's und Cambacérès'. — Metternich's Abreise von Paris als Gefangener unter Escorte. — Gerüchte von der Schlacht bei Aspern auf der Reise. — Besuch der Kaiserin Josephine in Straßburg. — Ankunft in Wien. — Metternich's Vater nebst dem Erzbischof von Wien und den Grafen Pergen und Hardegg zu Geiseln bestimmt. — Unterredung mit Champagny in der Wiener Hofburg. — Internirung in der Villa am Grünberg. — General Savary's Besuch daselbst. — Sonstige Besuche am Grünberg. — Abreise an den Ort der Auswechslung. — Gegenbefehl in Wieselburg. — Napoleon's Entschuldigung. — Nachtquartier in Acs. — Scharfes Feuer einer österreichischen Batterie auf Metternich's Wagen. — Rückkehr nach Raab. — Endliche Auswechslung in Acs. — Oberst Avy. — Zusammenkunft mit dem Palatin in Komorn. — Empfang von Seite des Kaisers Franz in Wolkersdorf. — Stadion's niedergeschlagene Stimmung. — Beschießung der Lobau. — Vorbereitungen zur Schlacht. — Botschaft des Erzherzogs Karl und Antwort des Kaisers Franz. — Rückzug der österreichischen Armee. — Das Hauptquartier in Znaim.

Die Folgen der Schlacht bei Austerlitz machten das Verbleiben der Männer, welche den Krieg von 1805 unternommen hatten, im Amte unmöglich. Graf Colloredo, der Kabinetsminister, und Graf Cobenzl,

der Hof- und Staats-Vicekanzler, zogen sich zurück und der Kaiser nahm zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Grafen Stadion, seinen Botschafter in Petersburg. Da Kaiser Alexander gewünscht hatte, mich auf dem Posten eines Botschafters bei ihm zu sehen, erhielt ich den Befehl, Berlin zu verlassen und mich über Wien nach meiner neuen Bestimmung zu verfügen[20]). Anfangs April in dieser Hauptstadt angekommen, stieg ich beim Grafen Stadion ab, der mir mittheilte, daß ich, anstatt nach St. Petersburg zu gehen, mich nach Paris zu verfügen hätte. Graf Philipp Cobenzl, für den Botschafterposten in Frankreich bestimmt, war eben von Napoleon abgelehnt worden, der mich als dasjenige Organ Oesterreichs bezeichnete, das am tauglichsten sei, die Beziehungen anzuknüpfen, die er von nun an zwischen beiden Reichen hergestellt zu sehen wünschte.

Was ich später über die Gründe, welche damals Napoleon vorschwebten, erfahren habe, ist Folgendes: Mein französischer College in Berlin war der weiter oben erwähnte Herr de Laforest, ein Vertrauensmann des Fürsten Talleyrand. In den Augenblicken starker Spannung, die dem Abschlusse der Allianz zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen vorausgingen, war die Stellung des Herrn de Laforest eine sehr schwierige geworden. Da es zu meinen Gewohnheiten gehört, die Geschäftsfragen nicht mit den Personenfragen zu vermengen, so bestrebte ich mich, meine Beziehungen zu meinem französischen Collegen auf einem Fuße freimüthiger Höflichkeit zu erhalten. Diese Beziehungen dauerten in den verschiedenen Phasen der Ereignisse fort. Das entging Herrn v. Talleyrand nicht, dessen Politik der Begründung guter Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich nicht feindlich war. Graf Philipp Cobenzl hatte sich in Paris abgenützt, man wollte dort eine neue Persönlichkeit: die Wahl fiel auf mich.

Wie ein Blitzstrahl traf mich diese Veränderung meiner Bestimmung, als ich sie vernahm. Nur ungern entsagte ich dem Posten in St. Petersburg, denn die persönlichen Beziehungen, in welche ich zu dem Kaiser Alexander getreten war, hatten mich hoffen lassen, daselbst meinem Monarchen auf eine nützliche Weise zu dienen und zugleich auf eine solche, die meinen politischen Anschauungen mehr zusagte, als die Art von Thätigkeit, welche in Paris gegenüber Napoleon meiner wartete.

Auf der anderen Seite bot die Aufgabe, Oesterreich unmittelbar nach dem Preßburger Frieden in Frankreich zu vertreten, eine solche Summe von Schwierigkeiten, daß ich besorgte, ich sei ihnen nicht gewachsen. Tags darauf erschien ich beim Kaiser Franz und war so frei, ihm die Verlegenheit meiner Lage zu schildern. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Güte, belobte mich über meine Haltung in Berlin und stellte mir die Nothwendigkeit, mich in das, was er mein Geschick nannte, zu fügen, in Ausdrücken dar, die mir es unmöglich machten, mich seinem Willen zu entziehen.

So war ich in eine meinen Neigungen widerstreitende Richtung gerathen, aber entschlossen, dieselben jederzeit dem Pflichtgefühl unterzuordnen, suchte ich mir klar zu machen, was für eine Linie ich einzuhalten haben werde. Napoleon erschien mir als die Fleisch gewordene Revolution, während ich in der Macht, die ich bei ihm zu vertreten hatte, die sicherste Hüterin der Grundlagen erblickte, welche allein die allgemeine Ruhe und das politische Gleichgewicht verbürgen. Wenn ich meine Aufgabe unter diesem Gesichtspunkte betrachtete, ging mir die hohe Wichtigkeit der von mir zu erfüllenden Functionen auf. Ich fürchtete zwar nicht, in die falschen Bahnen zu gerathen, auf welche so viele Menschen durch erhitzte Einbildungskraft und vorzüglich durch ihre Eigenliebe hingerissen werden, weil ich mich gerade von diesen Fehlern frei fühlte, aber ich erkannte anderseits die vielen und gefährlichen Klippen meiner neuen Stellung und glaubte daher vorerst all' meinen Ehrgeiz darauf beschränken zu sollen, wenigstens das Böse dort zu verhindern, wo ich die Unmöglichkeit sah, das Gute zu bewirken.

Ich sah mich in den Archiven der Kanzlei um, fand aber daselbst nur wenig Hilfsmittel zu meiner Belehrung. Noch war die französische Revolution von den Männern, die das Geschick dazu berufen hatte, sich mit dieser ungeheuren socialen Katastrophe zu beschäftigen, nicht begriffen worden. Die von Napoleon in einem so kurzen Zeitraume durchmessene Laufbahn hatte viele Beobachter verblendet und ihnen nicht die Muße gelassen, mit Ruhe und Unparteilichkeit die Bedingungen, auf denen seine Existenz beruhte, zu erwägen. Dieser Aufgabe unterzog ich mich mit Vorliebe, überzeugt, wie ich war, daß die Analyse dieses personificirten Productes der Revolution mir nothwendigerweise Auf-

schluß darüber geben werde, wie dieser Mann von so niederem Ausgangspunkte sich zu solcher Höhe erschwingen konnte. Die Einen sahen in Napoleon nur den großen General; Andere suchten den Grund seiner Erhebung in seinem überlegenen politischen Geiste; noch Andere endlich wollten ihn nur als einen vom Glücke begünstigten Abenteurer gelten lassen; Alle vergaßen, daß zur Erklärung des erstaunlichen Glückes dieses Mannes es unumgänglich sei, seine persönlichen Eigenschaften mit den Verhältnissen, unter welchen er gelebt, in Zusammenhang zu bringen.

Ich verließ Wien im Juli 1806. In Straßburg angelangt, hinderte man mich an der Weiterreise; den Befehl hatte man in Paris gegeben, aber der Vorwand, dessen sich die Localbehörden bedienten, war, sie könnten in Ermanglung einer positiven Weisung mich meine Reise nicht fortsetzen lassen. Die wahre Ursache dieser so ungerechtfertigten Maßregel war jedoch die Anwesenheit Herrn v. Oubril's in Paris, durch dessen Vermittlung Napoleon zu einer Abmachung mit dem russischen Hofe zu gelangen gehofft hatte. So lange diese Abmachung, welcher Kaiser Alexander später seine Zustimmung verweigerte, nicht zu Stande gekommen war, schien dem Kaiser der Franzosen meine Gegenwart in Paris nicht erwünscht. Wäre ich daselbst bei Zeiten eingetroffen, würde in der That mein Einfluß auf den jungen und unerfahrenen Unterhändler denselben verhindert haben, sich auf eine für ihn so peinliche Weise zu compromittiren. Als die Verhandlungen mit Herrn v. Oubril einmal sub spe rati abgeschlossen waren, erhielt ich die Ermächtigung, meine Reise nach Paris fortzusetzen, wo ich denn am 4. August ankam. Tags darauf begab ich mich zum Fürsten von Benevent (Talleyrand), damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den ich persönlich noch nicht kannte. Er empfing mich mit den Formen vollendeter Herzlichkeit, zeigte sich einem System enger Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich geneigt und rühmte sich der Mäßigung, die er während der Preßburger Friedensverhandlungen entfaltet hatte. Da diese Behauptung begründet war, nahm ich meinerseits Stellung und setzte ihm auseinander, was der Kaiser unter freundschaftlichen Beziehungen, die nicht mit Unterwerfung verwechselt werden dürften, verstehe.

Im Grunde fing erst hier mein öffentliches Leben an. Alles Vorgängige dürfte bereits die Unabhängigkeit meines Charakters gezeigt haben. Als Mann von Grundsätzen wollte und konnte ich mich nicht beugen, wenn es ihre Vertheidigung galt. Binnen einem kurzen Zeitraume hatte mich das Schicksal dem Manne gegenüber gestellt, der zu jener Epoche die Weltangelegenheiten beherrschte; ich fühlte in mir die Pflicht und den Muth, niemals den Umständen ein Opfer zu bringen, das ich nicht als Staats- wie als Privatmann vor meinem Gewissen verantworten könnte. Der Stimme dieses Gewissens folgte ich, und ich glaube nicht, daß es eine gute Eingebung Napoleon's war, als sein Wunsch mich zu Functionen berief, die mir ermöglichten, seine Vorzüge zu würdigen, aber auch seine Fehler kennen zu lernen, welche ihn zuletzt in's Verderben geführt und Europa von dem Drucke befreit haben, unter dem es geschmachtet.

Dieses Studium gab mir die Mittel an die Hand, deren Wirksamkeit zu erproben ich wenige Jahre darauf Gelegenheit hatte.

Ich führte mich bei Napoleon ein, ohne bei der ersten Audienz in St. Cloud eine Ansprache zu halten, wie es Sitte meiner Collegen war. Ich beschränkte mich darauf, ihm zu sagen, daß in Entsprechung seines eigenen Wunsches berufen, den Kaiser von Oesterreich bei ihm zu vertreten, ich bei jeder Gelegenheit bestrebt sein würde, die guten Beziehungen zwischen beiden Kaiserreichen auf denjenigen Grundlagen, auf welchen allein ein dauernder Friede zwischen unabhängigen Staaten errichtet werden könne, zu befestigen. Napoleon antwortete mir ebenfalls in einfachen Ausdrücken, und in unseren späteren persönlichen Beziehungen wirkte die Stimmung dieser ersten Anknüpfung nach.

Frankreich empfand zu jener Zeit das Bedürfniß nach Ordnung und würde leicht dieser Richtung gefolgt sein, wäre es nicht durch Napoleon's Eroberungsgeist in ein System gedrängt worden, das schließlich sein Verderben herbeiführte. Der Krieg mit Preußen war nahe bevorstehend. Doch hätte es von Napoleon abgehangen, ihn zu vermeiden. Er wollte es nicht, und die Folgen würden die von Napoleon getroffene Wahl gerechtfertigt haben, wenn er nicht den Sieg mißbraucht hätte.

Die Erzählung von Ereignissen, die der diplomatischen und militärischen Geschichte angehören, wird man hier nicht finden; die Materialien

für die Geschichte der Zeit sind aus den in den Staats-Archiven aufbewahrten officiellen Correspondenzen zu schöpfen. Es gehört nicht zu dem Plane, den zu verfolgen ich mir vorgesetzt, die Masse von Arbeiten zu verzeichnen, die ich in dem langen Verlauf meines öffentlichen Lebens zu liefern in der Lage war. Die vorliegende Ausarbeitung ist einzig dazu bestimmt, die Kenntniß dessen zu vermitteln, was meine Individualität betrifft und auf die moralische Verfassung Bezug hat, in welche mich die Ereignisse meiner Zeit versetzt haben, und zwar sowol diejenigen, deren bloßer Zuseher ich war, als diejenigen, in welchen ich selbst eine Rolle gespielt habe.

Nach meinem Dafürhalten bezeichnet der Sieg von Jena den Höhepunkt der Macht Napoleon's. Hätte er, anstatt die Vernichtung Preußens anzustreben, seinen Ehrgeiz darauf beschränkt, diese Macht zu schwächen und in solchem Zustande dem Rheinbunde anzufügen, das unermeßliche Gebäude, das zu errichten ihm gelungen war, würde eine Grundlage von Beständigkeit und Dauer gewonnen haben, welche der Friede von Tilsit ihm nicht verschaffte, ja zu deren Erschütterung derselbe wesentlich beigetragen hat, weil seine Bedingungen hart und überspannt waren[21]).

Den Fehler, den Preußen beging, da es 1805 seine Kräfte nicht mit denen Oesterreichs und Rußlands vereinigte, erneuerte es noch durch seine Schilderhebung im Jahre 1806; und doch verdankt man diesen gehäuften Fehlern eben in letzter Reihe die Befreiung Europas von dem Joche, das Napoleon's Eroberungsgeist ihm auferlegt hatte. Für den König Friedrich Wilhelm III. war der Krieg von 1806 keine Sache der Berechnung, sondern vielmehr die Wirkung einer Aufwallung, der zu widerstehen dieser Fürst die Kraft nicht besaß. An der Spitze der kriegerischen Bewegung stand der Prinz Louis Ferdinand von Preußen und eine schwache Elite der Armee; die große Masse der letzteren wie das Volk waren unter den Einfluß der Neutralität gebannt, welche der König seit dem Basler Frieden zu erhalten gewußt, und die, besonders seit der Auflösung des Deutschen Reiches, Preußen eine Art Protectorats über Norddeutschland eingetragen hatte. Diese Stellung trug das Gepräge der Schwäche an sich, und obgleich sie den kurzsichtigen Plänen von Männern wie Graf Haugwitz, Kabinets-

Secretär Lombard und General v. Pfuel schmeichelte, hinderte sie Alles, was einem Aufschwunge gleich gekommen wäre. Als Napoleon im Jahre 1805, um eine einfache strategische Combination gelingen zu machen, das neutrale preußische Gebiet zu verletzen wagte, zeigte er, wie gut er die Zustände Preußens kenne, und sicher war das Benehmen des Grafen Haugwitz nach der Schlacht bei Austerlitz nicht danach angethan, ihm über die Thatkraft dieser Macht eine andere Meinung beizubringen. Daher bin ich überzeugt, daß der politische Fehler, den Napoleon nach seinen ungeheuren Erfolgen während des ganzen Verlaufes des Feldzuges von 1806 beging, zum großen Theil die Folge der falschen Vorstellung war, die er sich über die vollständige Erschöpfung der preußischen Macht gebildet hatte. Nachdem Napoleon dies Königreich auf die Verhältnisse des Tilsiter Friedens reducirt hatte, glaubte er es seinem natürlichen Tode überlassen zu können und seiner Ansicht nach waren die Königreiche Westphalen und Sachsen die natürlichen Erben der preußischen Hinterlassenschaft.

Ich erlaubte mir im Jahre 1810 Napoleon auf das aufmerksam zu machen, was mir ein Rechnungsfehler von seiner Seite gewesen zu sein schien. Er widerstritt mir nicht und fügte hinzu: „Ich war einmal im Zuge und mußte das begonnene Werk vollenden. Sie sehen übrigens, was Preußen taugt!“ Wenige Jahre später bewiesen die Ereignisse, daß Napoleon in seinen Berechnungen nicht unfehlbar war; sie haben die meinigen gerechtfertigt.

Es gibt in der Geschichte der Staaten wenige Abschnitte, die so staunenswerthe Schicksalswandlungen aufzuweisen haben, wie die Geschichte Preußens vom Tode des großen Friedrich bis nach dem Frieden von Tilsit. Im Verlaufe von vier Regierungen aus der Stellung eines Churfürstenthums zu einer Macht ersten Ranges emporgestiegen, fand sich diese Monarchie nach den Feldzügen 1806 und 1807 bis in die Grundlagen ihres Bestandes erschüttert. Alles scheint Widerspruch in den Jahrbüchern Preußens und diese Jahrbücher umfassen kaum ein Jahrhundert. In weniger als diesem Zeitraume erreichte das unfruchtbare und schwach bevölkerte Land eine Machtstufe, die seinen Herrschern mehr als einmal die Rolle von Schiedsrichtern über Europa zuwies, und diese Machtstufe erreichte es unter Erschütterungen und

Stürmen, die es von Innen und von Außen bedrohten. Seit dem Jahre 1740 gab es für Preußen keinen Augenblick, wo seine Armee nicht in thätiger Verwendung gewesen wäre. Sein Heeresstand, außer allem Verhältnisse mit der Volkszahl und den Hilfsquellen des Landes, weit entfernt, diese zu erschöpfen, führte die Monarchie vielmehr zu einer Höhe der Macht, an die selbst die kühnsten Träume ihrer großen Fürsten nicht hinanreichten. Friedrich II. sagte auf dem Todtenbette zu seinem jungen Neffen, daß seine Nachfolger mehr leisten werden als er, wenn sie seine Eroberungen zu behaupten wissen. Sie haben dieselben aber verdoppelt. Und nicht umgeben von weniger civilisirten Nationen bildete und vergrößerte sich dieser Staat. Er machte vielmehr alle seine Eroberungen gegenüber von Mächten, die ihm an Ansehen oder Reichthum überlegen waren. Die Umwälzungen, die seit 1789 die civilisirte Welt zu verschlingen drohten, dienten zu seiner Vergrößerung. Alle Mächte, die mit Frankreich Krieg führten, erschöpften sich. Preußen allein zog aus allen Umständen Vortheil, indem es in der Reihe der unterdrückten Staaten ruhigen Schrittes seinen Weg ging und sich dem Eroberer gefügig zeigte. Jeder Feldzug bot ihm einen Vorwand, den Bereich seines Einflusses auszudehnen, jeder Waffenstillstand besiegelte entweder seine Uebergriffe gegen schwache und furchtsame Nachbarn oder bewirkte, daß diese aus freien Stücken sich unter sein Banner stellten; jeder Friedensschluß endlich trug ihm einen Lohn für Anstrengungen ein, die es doch nur zur eigenen Vergrößerung gemacht hatte. Das waren die Folgen des mächtigen Impulses, den das Genie seiner ersten Könige dem Lande gegeben hat. —

Die Beobachtungen, welche ich während der ganzen Dauer des Krieges 1806 und 1807 in Frankreichs Hauptstadt selbst anstellen konnte, standen mit dem, was die Regierungsorgane über die Zustände des Landes zu verbreiten bemüht waren, in absolutem Widerspruche. Ich hatte Gelegenheit, mich von der äußersten Sorgfalt zu überzeugen, die der Kaiser anwandte, um die Wirkung seiner Siege zu vergrößern[22]. Der gewonnenen Schlacht ging in Paris die kunstgerecht vorbereitete Nachricht von einer Niederlage voraus; die Mitglieder der Regierung selbst thaten, als schwebten sie in lebhafter Besorgniß, während bald darauf die Kanonen des Invalidenpalastes einen ihnen schon bekannten

Sieg verkündeten. Indem Napoleon sich eines so kleinlichen Mittels bediente, verfolgte er ohne Zweifel den doppelten Zweck, seinem Erfolge mehr Glanz zu geben und seiner Polizei das Mittel zu bieten, die Gesinnung der Individuen kennen zu lernen. Bezüglich des ersteren Gesichtspunktes mag er bis zu einem gewissen Grade seinen Zweck erreicht haben; nicht so in Betreff des letzteren. In Paris herrschte damals ein Stumpfsinn, erzeugt durch das Gefühl der Wucht, mit der der Kaiser auf allen Classen der Gesellschaft lastete. Es hätte daher auch, mit Ausnahme von Agents provocateurs, keine irgendwie hervorragende Persönlichkeit gewagt, eine der Regierung unliebsame Meinung laut zu äußern; was aber die Maulhelden betrifft, so sind sie nirgend zu fürchten. Die Empfindung, welche im Pariser Publicum die Nachricht einer von Napoleon gewonnenen Schlacht wach rief, war keineswegs die der Freude; es war die der Genugthuung, Frankreich den Folgen entronnen zu wissen und zu sehen, daß seine innere Ruhe nicht Gefahr liefe, in Folge eines derartigen Ereignisses gestört zu werden. Der Kaiser konnte mit gutem Fug zu jener Zeit sagen: „La France c'est moi.“ Die revolutionären Elemente waren nur gedämpft. In Europa zählte das Land nicht einen Freund; so war es denn immer ein Gefühl der Beunruhigung, welches die Befriedigung über einen Sieg der französischen Armeen beherrschte, denn Jeder wußte, daß diese Siege stets neue nöthig machten, um das Werk zu vollenden, dessen Ausdehnung Niemand ermessen konnte. Das unter der Restauration so magische Wort der „Gloire nationale“ übte damals nicht die nämliche Wirkung. Mit geringen Ausnahmen hätte die Nation gerne den Ruhm für die Sicherheit hingegeben. Unter der Restauration wurde der Appell an die „Gloire“ eine Waffe der bonapartistischen und revolutionären Opposition; unter dem Kaiserthum waren die Gegner in der Verwerfung der kriegerischen Tendenzen einmüthig.

Siegestrunken kehrte Napoleon von den Ufern des Niemen nach Paris zurück. Den ersten Eindruck von dem unumschränkten Machtbewußtsein des unersättlichen Eroberers empfing das diplomatische Corps bei der üblichen Vorstellung, wo der Reihe nach die versammelten Vertreter der fremden Mächte die unangenehmsten Dinge aus dem Munde des Kaisers anzuhören hatten[23]). Sarkasmen aller Art wechselten

ab mit kriegerischen Drohungen. Ich kam noch am besten weg, obgleich bei den Verhandlungen über die Grenzberichtigung zwischen Oesterreich und dem Königreich Italien, die eben damals in der Convention von Fontainebleau[24]) ihren endlichen Abschluß fanden, jene Stimmung Napoleon's in einer für Oesterreichs Wünsche nichts weniger als befriedigenden Weise nachklang.

Um dieselbe Zeit war es auch, daß die Fürsten des neuen Rheinbundes nach Paris kamen, ihrem neuen Schutzherrn zu huldigen und die Glückwünsche zu den neuen Siegen darzubringen. An ihrer Spitze befand sich der Fürst Primas, Freiherr v. Dalberg. Ich hatte ungefähr sechs Wochen nach dem Eintreffen dieses Fürsten eine Audienz bei Napoleon in St. Cloud. Im Vorsaale traf ich den Fürsten Primas, der gekommen war, sich vom Kaiser zu verabschieden. Er sprach mit mir eben von dem ruhmvollen Ansehen des Bundes, von der Dankbarkeit seiner Glieder gegen den Kaiser Napoleon und von den hohen Bestimmungen, zu welchen das deutsche Vaterland berufen sei, als er die Einladung erhielt, in das Kabinet des Kaisers einzutreten. Er blieb ungefähr acht bis zehn Minuten beim Kaiser, dann traf mich die Reihe.

Napoleon entschuldigte sich, daß er mich so lange habe warten lassen. Ich bemerkte, daß wenigstens mir die Zeit schnell vergangen sei, da die Audienz des Fürsten Primas mir nicht lang geschienen habe, zumal für eine Abschieds-Audienz. „Nun, was wollen Sie," sagte mir Napoleon lachend, „dieser Mann ist voll von leeren Träumereien. Er quält mich fortwährend, ich solle die Verfassung von dem, was er das deutsche Vaterland nennt, herstellen. Er will sein Regensburg haben, seinen Reichskammergerichtshof sammt allen Traditionen des alten Deutschen Reiches. Er hat wieder von diesen Albernheiten zu sprechen versucht, aber ich habe kurz abgeschnitten. Monsieur l'Abbé, lui ai-je dit, je m'en vais vous confier mon secret. Les Petits en Allemagne voudraient être protégés contre les Grands; les Grands veulent gouverner selon leur fantaisie; or, comme je ne veux de la fédération que des hommes et de l'argent et que ce sont les Grands et non les Petits qui peuvent me fournir les uns et l'autre, je laisse en repos les premiers, et les seconds n'ont qu'à s'arranger comme ils pourront!" —

Meine persönlichen Beziehungen zu Napoleon gewannen bald den Charakter wieder, den sie gehabt, ehe er in's Feld gezogen war. Um jene Zeit langte General Graf Peter Tolstoy als Botschafter Rußlands in Frankreich an[25]). Kaiser Alexander hatte ihm eingeschärft, sich enge an mich anzuschließen und meine Rathschläge zu befolgen. Graf Tolstoy hatte bis dahin nicht in der Diplomatie gedient, auch hätten ihn die Richtung seines Geistes und seine ausschließlich militärischen Kenntnisse nie diese Laufbahn einschlagen lassen; er unterwarf sich nur dem Willen des Kaisers, als er den Botschafterposten in Paris annahm. Die Wahl des Kaisers Alexander war meiner Ansicht nach der Sachlage vollkommen angepaßt. Als eifriger Conservativer, nach Neigung und Gewissen Gegner des Eroberungssystems, machte dieser „Botschafter wider Willen" aus seinen Gesinnungen kein Hehl und errang darum nicht minder die Achtung Desjenigen, dessen Tendenzen zu überwachen er beauftragt war. Graf Nesselrode, der spätere Vicekanzler des russischen Kaiserreiches, bekleidete damals unter dem Grafen Tolstoy die Stelle des ersten Botschaftssecretärs. Von dieser Zeit datiren die Beziehungen persönlichen Vertrauens zwischen uns, die sich durch die verschiedenen Phasen unseres öffentlichen Lebens hindurch behauptet haben.

Nach dem Frieden von Tilsit waren die Blicke des Kaisers der Franzosen nach Spanien gerichtet. Um die Ausführung seiner Pläne zu sichern, hatte er für nöthig erachtet, Rußland lahm zu legen, nachdem er in zwei aufeinander folgenden Kriegen Oesterreich und Preußen besiegt und die Ostgrenze seines Reiches durch den Rheinbund gedeckt hatte. Das Unternehmen hatte in Erfurt nur zu großen Erfolg. Die Conferenzen, die dort zwischen Napoleon und Alexander stattfanden, waren ein Fallstrick für den russischen Monarchen. Im Grunde richteten sich Napoleon's Gedanken weder gegen das türkische Reich noch gegen Asien, und wenn der Haß, den er England widmete, ihn für einen Augenblick den Gedanken fassen ließ, es in seinen indischen Besitzungen anzugreifen, so bestand dies Project nur als eine von dem Zusammenspiel noch entfernter Umstände abhängige Eventualität. Napoleon beschäftigte sich vielmehr mit der Vervollständigung seines Continentalsystems und mit der Vertreibung der Bourbonen

vom Throne Spaniens. Die Uebertreibung dieser, schon an und für sich, gigantischen Pläne hat wenige Jahre später den Sturz Napoleon's herbeigeführt, so wie seine Unternehmung gegen Spanien, die ohne Zweifel ein ganz verfehlter Gedanke von seiner Seite gewesen ist, den Eintritt der Katastrophe nur beschleunigt hat.

Napoleon verließ im August Paris. Die Geschichte hat es übernommen, die Ereignisse aufzuzeichnen, deren Schauplatz Spanien damals war, und ihre Rückwirkungen auf das Schicksal Europas der Nachwelt zu überliefern. Der Eindruck, den sie auf das österreichische Kabinet machten, war ein lebhafter; ich habe ihn mehr herausgefühlt, als ich auf amtlichem Wege davon Kunde hatte. Da ich aus einer Lage herauszukommen wünschte, die mir nicht die nöthige Aufklärung gewährte, erbat ich mir die Erlaubniß, die Abwesenheit des Kaisers von Paris zu einer Reise nach Wien benützen zu dürfen, um mir daselbst Informationen zu holen und diejenigen, über die ich verfügte, zu überbringen. Nachdem mir dies gestattet wurde, machte ich mich am 4. October auf den Weg und langte am 10. in Wien an.

Die Zusammenkunft von Erfurt erfolgte im Laufe der Monate September und October 1808[26]). Von Wien ward General Baron Vincent unter dem Vorwande, die beiden Kaiser zu begrüßen, dahin gesandt; er hatte seit dem Frieden von 1805 bis zu meiner Ankunft als Gesandter in Paris fungirt. Sein offener und loyaler Charakter, wie die Richtung seines Geistes, hatte ihm Napoleon's Achtung erworben. Kaiser Franz hätte für eine so heikle Sendung keine bessere Wahl treffen können. Sowol durch ihn als durch meinen Collegen Tolstoy von dem, was sich in Erfurt begab, auf dem Laufenden gehalten, mußte ich voraussehen, daß eine Reihe ungeheurer Verwicklungen unfehlbar aus der Annäherung zweier Gewalten, wie die Napoleon's und Alexander's waren, sich ergeben werde: aus einer Annäherung, die keine reelle Grundlage hatte und von Seite des Kaisers der Franzosen nur eine dem russischen Monarchen gelegte Falle war. Aber die Rechnung war falsch, weil Napoleon, als er auf die zeitweilige Täuschung des Kaisers von Rußland speculirte, sich in der Zeit irrte, die er brauchte, um die Umwälzung in Spanien zu bewerkstelligen.

Der Kanzler Graf Romanzow folgte Napoleon nach dessen Rückkehr von Erfurt auf dem Fuße[27]). Er kannte mich seit meiner frühesten Jugend, denn er war zu jener Zeit, wo er als Gesandter Rußlands bei den rheinischen Höfen seinen Wohnsitz zu Frankfurt aufgeschlagen hatte, College meines Vaters gewesen. Während seines Aufenthaltes in Paris unterhielt Graf Romanzow mit mir Beziehungen inniger Vertrautheit und war zugleich in seiner ganzen Haltung bemüht, dem vorgeblichen neuen Verbündeten Rußlands in der ausgesuchtesten Weise zu schmeicheln. Indem Graf Romanzow also handelte, war er in gutem Glauben und nahm, wie ich nicht zweifle, diese Allianz für ernsthaft. Ich bin überzeugt, daß er nur der Stimme seines Gewissens folgte, als er sich bemühte, meine Gedanken in Betreff dieser neuen politischen Phase zu berichtigen. Graf Romanzow, ein Mann von Geist, aber ohne tieferes Verständniß, hatte sich in den Netzen fangen lassen, die Napoleon nach ihm ausgeworfen. Von Seite des Letzteren mit Liebenswürdigkeiten überhäuft, nahm er diese Kundgebungen für bare Münze und ward zuletzt davon so verblendet, daß er im Verlauf einer längeren Unterredung über, ich weiß nicht mehr was für ein bevorstehendes Ereigniß, mich mit folgenden Worten beschwichtigen zu können meinte: „Ich habe Napoleon in meiner Tasche; glauben Sie, daß ich ihn loslassen werde?" Durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen war ich eben vom Kaiser gekommen und hatte aus der Besprechung mit ihm ein Vorgefühl mitgebracht, welches sich gar bald verwirklichte. In diesem Gespräche nämlich hatte sich Napoleon gegen mich über den Kanzler mit vollständiger Offenheit ausgelassen und aus der geringen Meinung, die er von ihm als Staatsmann habe, gar kein Hehl gemacht.

In der allgemeinen Lage der Dinge war meine Stellung eine sonderbare. Auf dem vorgeschobensten Posten stehend, um die Bewegung, deren Mittelpunkt der Kaiser der Franzosen bildete, zu beobachten; bei ihm einen großen Monarchen vertretend, dessen Reich der Last der Umstände unterlegen, aber bereit war, bei der ersten Gelegenheit sich wieder zu erheben; und von dem Gefühl der Gefahr durchdrungen, die mein Land lief, wenn es sich mit Frankreich in einen neuen Krieg einließ, ohne sich wahrscheinlicher Chancen des Erfolges versichert zu

haben: begriff ich, daß meine Aufgabe sich in die Rolle eines ruhigen und so unparteiischen Zusehers zusammenfasse, als dies einem Mann von Herz in einer Epoche, wo die Welt eine sociale Umgestaltung durchmachte, möglich sein konnte. Nirgends war der Kampf der in Gährung begriffenen Elemente heftiger entbrannt als in dem großen Lande, in dem ich wohnte. Außerhalb der Grenzen Frankreichs kannten die Regierungen noch keine andere Sorge, als den politischen Uebergriffen des Eroberers Widerstand zu leisten, der sich die kaiserliche Krone auf's Haupt gesetzt hatte. Der Kampf zwischen den verschiedenen Regierungssystemen bestand, im Grunde genommen, nur in Frankreich. Auf dem Gipfel der Macht durch die sociale Revolution angelangt, war Napoleon damit beschäftigt, den von ihm geschaffenen Thron durch monarchische Institutionen zu stützen. Die Umsturzparteien, welche es mit einem Manne zu thun hatten, der, gleich groß als Gesetzgeber wie als General, sein Land und den Geist seiner Nation besser kannte als irgend einer seiner Vorgänger in der Leitung der Staatsgeschäfte Frankreichs, waren vor Allem darauf bedacht, aus dem Schiffbruch ihrer Werke zu retten, was sie vor den Eingriffen der kaiserlichen Gewalt in Sicherheit bringen zu können meinten — ohnmächtige Anstrengungen, die doch darum nicht minder merkwürdig zu beobachten waren.

Meine unparteiische Haltung erwarb mir das Zutrauen von Seite der hervorragendsten Männer der verschiedenen Parteien, von Napoleon selbst angefangen. Ein einziges Individuum nur machte hievon eine Ausnahme: Lafayette habe ich nie gesehen. Wenn der Kaiser mir von ihm redete, nannte er seinen Namen jederzeit mit dem Ausdruck jener Geringschätzung, die er überhaupt allen Leuten bezeigte, welche er für Ideologen hielt. Unter den eifrigsten Höflingen der kaiserlichen Regierung begegnete man den feurigsten Anhängern eines Regimentes, das, nachdem es Blut in Strömen vergossen hatte, unter dem Directorium in Rauch aufgegangen war. Napoleon sprach von diesen Menschen mit tiefer Verachtung; eines Tages sagte er mir: „Diese Leute, welche noch vor Kurzem die Vollstrecker ruchloser Thaten waren, sie verwende ich heute zum Aufbau des neuen socialen Gebäudes. Es gibt unter ihnen gute Arbeiter; das Uebel war, daß sie Alle haben Bau-

meister sein wollen. So sind übrigens die Franzosen; kaum Einer unter ihnen, der sich nicht für tauglich hielte, das Land zu regieren!"

Unter den traurigen Berühmtheiten einer blutigen Epoche citire ich Barère, der sich mit der Zeit den Spottnamen eines Anakreon der Guillotine erworben hatte. Zu meiner großen Ueberraschung ließ mich dieser Mensch eines Tages um eine Unterredung ersuchen. Ich fand in ihm die Spuren jener falschen Eleganz, die auch Robespierre charakterisirt hatte. Der Beweggrund, der ihn zu mir führte, war, für einen seiner Verwandten eine Gunst zu heischen. Nach seiner Physiognomie zu urtheilen, hätte man ihn für das harmloseste Wesen der Welt halten mögen. Ich werde vielleicht noch von Persönlichkeiten vom Schlage der Barère und der Merlin de Thionville zu sprechen haben, deren Reich mit dem des Schreckens geendet hatte.

Napoleon beschäftigte sich, wie früher erwähnt, mit der Umwälzung Spaniens. Er schickte sich an, persönlich dem Schauplatz näher zu kommen, auf dem das große Drama gespielt werden sollte. Dies letztere konnte Aussichten eröffnen, die das Wiener Kabinet nicht außerhalb seiner Berechnungen lassen durfte. Die in Oesterreich getroffenen Vorbereitungen deuteten auf kriegerische Absichten[28]). Bevor er Paris verließ, wollte Napoleon gegen Oesterreich einen Schlag führen, und wählte zu diesem Ende die feierliche Audienz, die er dem diplomatischen Corps am 15. August, seinem Namenstage, zu bewilligen gewohnt war*).

Diese Audienzen gingen unmittelbar dem Gottesdienste vorher, zu dem sich der Kaiser mit großem Gefolge in die Schloßkapelle von St. Cloud begab. Kurz vor der Mittagsstunde wurde das diplomatische Corps in den Audienzsaal geführt. Ich nahm im Cercle den gewohnten Platz, hatte zu meiner Rechten den Grafen Tolstoy, und das übrige diplomatische Corps war im Halbkreise herum geordnet, dessen Mittel-

---

*) Bis zur Epoche des Concordates hatte der heilige Napoleon keinen bestimmten Tag im Kalender. Der Kaiser der Franzosen erlangte vom Papste Pius VII., daß das Fest seines Schutzheiligen auf den Tag der Himmelfahrt Mariens anberaumt wurde. Da dieser Tag einer der durch die Vereinbarungen mit dem römischen Hofe geweihten großen Feiertage war, wählte ihn der Kaiser, damit sein Namenstag mit einem in ganz Frankreich begangenen religiösen Feste zusammenfalle.

punkt der Kaiser bildete. Bei derlei Festlichkeiten reihten sich hinter ihm die Prinzen seiner Familie, die Minister mit Portefeuille, die Hofchargen und die Adjutanten.

Nach einigen Augenblicken ungewohnten Stillschweigens schritt Napoleon mit berechnetem Ernst auf mich zu. Er blieb zwei Schritte vor mir stehen und richtete mit lauter Stimme und in feierlichem Tone an mich die Frage: „Wohlan, Herr Botschafter, was will der Kaiser, Ihr Herr? Gedenkt er mich nach Wien zurückzurufen?" Diese Anrede brachte mich nicht aus der Fassung; ich antwortete ihm mit Gelassenheit und nicht minder erhobenen Tones. Unser Gespräch nahm, je länger es dauerte, von Seite Napoleon's immer mehr den Charakter einer öffentlichen Manifestation an, und Napoleon hob immer mehr seine Stimme, wie er jedesmal zu thun pflegte, wenn er den doppelten Zweck verfolgte, den Angesprochenen einzuschüchtern und auf die Zuhörer eine Wirkung hervorzubringen. Ich änderte meinen Ton nicht und wies seine gehaltlosen Beweisgründe mit der Waffe der Ironie ab; von Zeit zu Zeit rief Napoleon den Grafen Tolstoy zum Zeugen an, da er aber sah, daß dieser ein unerschütterliches Stillschweigen beobachte, drehte er sich mitten in einem Satze abbrechend um und schritt auf die Kapelle zu, ohne den Rundgang im Cercle gemacht zu haben. Dieser Auftritt hatte über eine halbe Stunde gedauert. Die Kaiserin Josephine und ihr Gefolge warteten in dem Saale, durch den der Kaiser zu kommen hatte, und man wußte sich die Länge dieser sogenannten diplomatischen Audienz nicht zu erklären.

Sobald Napoleon sich aus dem Saale entfernt hatte, drängten sich alle meine Collegen um mich, mir Glück zu wünschen, daß ich, wie sie meinten, dem Kaiser eine Lection ertheilt habe. Wenige Stunden später kam ich zum Grafen Champagny, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der zur Feier des Tages ein großes Festmahl gab. Bei meinem Eintreten sagte er mir, er sei vom Kaiser, seinem Herrn, beauftragt, mich zu versichern, daß die Scene bei der Audienz nichts Persönliches gegen mich haben sollte und daß die Absicht seines Herrn nur dahin gegangen sei, die Lage aufzuklären. Ich versicherte den Minister, daß auch ich den Zwischenfall auf diese Weise auslege und für meinen Theil nicht bedauere, daß der Kaiser mir

5*

Gelegenheit gegeben habe, im Angesichte des vereinigten Europa zu erklären, was der Monarch, den zu vertreten ich die Ehre habe, wolle — und was er nicht wolle. „Europa,“ fügte ich hinzu, „wird zu beurtheilen im Stande sein, auf welcher Seite sich die Vernunft und das gute Recht befinden.“ Herr v. Champagny antwortete nichts darauf[29]).

Zum Verständniß der moralischen Stellung, von der das österreichische Kabinet beherrscht war, genügt es, auf die politischen Verhältnisse, in welchen sich damals Europa befand, hinzuweisen. Oesterreich war unter der Wucht des unglücklichen Ausganges des Krieges von 1805 zusammengebrochen. Unter dem Schutze des Kaisers der Franzosen hatte ein Rheinbund die Stelle des ehemaligen Deutschen Reiches eingenommen, und nach dem letzten Kriege zwischen Frankreich und Preußen waren auch die Fürsten Norddeutschlands in diesen Bund einbezogen worden. Tirol war an Baiern gekommen und das Herzogthum Warschau, unter der Oberherrlichkeit des Königs von Sachsen, wurde zwischen Oesterreich und Rußland eingeschoben. Der Friede von Tilsit hatte die preußische Macht vernichtet, und aus der Zusammenkunft von Erfurt war eine Schein-Allianz zwischen Rußland und Frankreich hervorgegangen, deren doppelter Zweck die stillschweigende Zustimmung der ersteren Macht zu den Uebergriffen der letzteren und die für den vorkommenden Fall abgemachte Theilung des ottomanischen Reiches zwischen beiden sein sollte.

So fand sich Oesterreich in einer Lage, in der es sich unmöglich behaupten konnte. In dieser Empfindung stand das kaiserliche Kabinet nicht allein; Napoleon war ebenso sehr davon durchdrungen und betrachtete Oesterreich als eine seinen neuen deutschen Verbündeten in Aussicht zu stellende Beute. Es lag somit der Wiederausbruch des Krieges nicht blos in der Natur der Dinge, sondern er bildete für unser Reich eine absolute Bedingung seiner Existenz. Diese Frage war in meinem Geiste entschieden. Das, worauf es aber ankam und was nach meiner Ansicht in reife Ueberlegung genommen werden mußte, bestand in der richtigen Wahl des Augenblicks für den Beginn des Krieges und in der Festsetzung des Operationsplanes.

Unmittelbar nach meiner Ankunft in Wien begab ich mich zum Grafen Stadion, in dessen Händen damals das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten lag. Er gab mir Einblick in die Lage; ich

fand, daß man dem Kriege schon näher gerückt war, als ich bei meiner Abreise von Paris hatte muthmaßen können. Ich setzte ihm die Gründe auseinander, die mich bewogen hatten, die Ermächtigung zu einer Reise nach Wien zu verlangen und gab ihm zu verstehen, daß es mir unmöglich sei, den meiner Obhut anvertrauten wichtigen Interessen wirklich dienlich zu sein, wenn ich nicht in die Gesinnung des Hofes vollständig eingeweiht würde. Graf Stadion bezeigte mir seine lebhafte Genugthuung, sich mit mir verständigen zu können. Am folgenden Tage verfügte ich mich zum Kaiser. Eine Unterredung, die mehrere Stunden lang dauerte, gab mir den Eindruck, daß das Kabinet in seiner Action weiter sei als der Kaiser in seiner Entschließung, zwar nicht in Betreff des Krieges an sich, den er mit gutem Fug als unvermeidlich betrachtete, wohl aber in Betreff der Wahl des richtigen Zeitpunktes. Seine Majestät empfahl mir dringend, mich in den Verfügungen, die auszuführen man im Zuge sei, zu orientiren und meine Rathschläge mit denen des Kabinets zu vereinbaren.

Durch diesen Befehl und die ungemeine Wichtigkeit der Umstände kühn gemacht, säumte ich nicht, die Lage, so wie sie war, in's Klare zu setzen[30]). Sie bestand aus folgenden Elementen:

Die materielle Ausrüstung war ihrer Vollendung nahe, so daß die Armee mit dem Anfange des Jahres 1809 in's Feld rücken konnte. Alles war in dieser Hinsicht gesichert, und war es in einem Maße, von dessen Möglichkeit der Feind in Anbetracht der Unglücksfälle des Feldzuges von 1805 sich nicht versehen konnte.

Nicht so stand es mit der moralischen Seite des großen Unternehmens. Ich konnte mich überzeugen, daß das Kabinet in dieser Hinsicht sich mehr als einer Täuschung hingab.

Die Aenderung, welche der ursprüngliche Feldzugsplan erfahren, mußte nothwendig auf die moralische Seite des Unternehmens Einfluß üben, die nach meiner innigen Ueberzeugung in Anbetracht der Verfassung der Geister in Deutschland ebenso berücksichtigungswerth war, als die materiellen Operationen*). . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

---

*) Ueber diese Lücke im Manuscript siehe Anmerkung[31]). D. H.

Da ich von Wien keine Anleitungen erhalten hatte, mußte ich klein beigeben. Nichts konnte Napoleon gelegener kommen. Er fuhr fort, mich nach meiner Rückkunft mit seinem gewohnten Wohlwollen zu behandeln[32]). Die Passivität meiner Rolle bildete das Gegenstück zu der ungeheuren Thätigkeit in den militärischen Verfügungen, deren bloßer Zeuge zu sein ich beschränkt war. Wenn das Pariser Publicum nach meinen Beziehungen zum Hofe urtheilte, mußte es ihm schwer fallen, an den nahen Ausbruch eines neuen Krieges mit Oesterreich zu glauben. Napoleon liebte es, den Franzosen mit Ueberraschungen zu kommen, ihnen seine Kriege nur durch die Kanonenschüsse, die in Folge einer gewonnenen ersten Schlacht vom Invalidenpalaste gelöst wurden, anzukünden. Gerne hätte ich ihm verwehrt, diesmal so zu handeln, was mir leider nicht gelang; denn erst durch seine unvermuthete Abreise von Paris in der Nacht vom 13. zum 14. April, und durch die mir vom Grafen Champagny am 15. gewordene Eröffnung, daß er von seinem Herrn den Befehl erhalten habe, mir meine Päße zur Verfügung zu stellen, wurde ich von dem Bruche unterrichtet, weil der Courier, der mir aus Wien die Nachricht überbringen sollte, in Châlons sur Marne angehalten worden war. Unter Einem gab mir der Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Namen des Kaisers die Versicherung, es würde für die Sicherheit meiner Familie gesorgt werden, falls ich dieselbe nicht mitnehmen, sondern in Paris zurücklassen wollte.

Als ich meine Abreise auf den 19. festgesetzt hatte, verweigerte mir der Oberstpostmeister de Lavalette*) die Pferde unter dem Vorwand, dieselben für den Dienst des Kaisers zu benöthigen. Auf meine wiederholten Bitten folgte stets dieselbe Weigerung, und aus diesem Zustand von Ungewißheit wurde ich erst durch einen Brief des Grafen Champagny gezogen, den er unterm 19. aus München an mich richtete,

*) Einer der ältesten Adjutanten des Generals Bonaparte. Ich hatte seine Bekanntschaft auf dem Rastädter Congresse gemacht, bei dem er Anfangs gegenwärtig gewesen war. Er war es, dem seine Frau nach der Rückkehr der Bourbonen im Jahre 1815 zur Flucht aus dem Gefängnisse verhalf, in welchem ihm ein Urtheil bevorstand, das ihn zum Schicksalsgenossen des Marschalls Ney und des Generals Labédoyère gemacht hätte.

und in welchem er mich benachrichtigte, daß die Ursache der meiner Abreise von Paris bereiteten Hindernisse in der Verhaftung des französischen Geschäftsträgers und der Botschaftsattaches in Wien und deren Abführung nach Ungarn liege. Gleichzeitig eröffnete mir der Minister daß vor Auswechslung des Botschaftspersonales mir nicht würde gestattet werden, Paris zu verlassen.

Das Vorgehen des Wiener Hofes war eine ungewöhnliche und auch ganz unnöthige Maßnahme, hervorgerufen von der Besorgniß, es möchte meine persönliche Sicherheit bedroht werden, da der französische Botschafter sich bereits seit einiger Zeit aus Wien zurückgezogen hatte. In meinen Augen enthielt die Thatsache einen neuen Beweis dafür, wie falsch das österreichische Kabinet Napoleon's Geist und Haltung beurtheilte.

Ich blieb ruhig in Paris und konnte mich durch eigene Beobachtung überzeugen, wie sehr Frankreich des Krieges müde war. Die Nachricht der so gewichtigen Erfolge, welche Napoleon's Feldzugseröffnung bezeichneten, ward in Paris mit einem peinlichen Gefühle aufgenommen, das bereits einer Abneigung gegen den kaiserlichen Eroberer sich näherte. Mein gesellschaftliches Leben blieb dasselbe wie vor dem Bruche, ja ich konnte vielmehr eine Steigerung der Aufmerksamkeiten gegen mich von Seite des Publicums constatiren.

Da ich an diesem Punkte der Erzählung bei dem Ende meines Botschafteramtes in Frankreich angelangt bin[33]), glaube ich einige Worte über die innere Lage dieses Landes sagen und einige Andeutungen über mehrere hervorragende Individualitäten der Zeit geben zu sollen.

Frankreich fühlte das Bedürfniß nach Ruhe, und dies Gefühl herrschte nicht blos in den Massen, es wurde von Napoleon's Waffengenossen selbst getheilt. Diese Leute waren zum großen Theile aus den unteren Graden der Armee hervorgegangen und zum Gipfel der militärischen Ehren gelangt; sie waren mit der fremden Beute und durch die berechnete Großmuth des Kaisers reich ausgestattet worden und wünschten daher das, was sie erworben hatten, zu genießen. Napoleon hatte ihnen ein glänzendes Dasein bereitet[34]). Der Fürst von Neufchatel (Berthier) hatte mehr als 1,200.000 Francs Rente zu ver-

zehren; der Marschall Davoust hatte ein Vermögen gesammelt, das nahezu eine Million Einkünfte abwarf; Masséna, Augereau und viele andere Marschälle und Generale verfügten über ähnliche Reichthümer. Diese Männer wollten ihr Vermögen genießen und es nicht täglich, gerade wie ihr Leben, durch die Wechselfälle des Krieges auf's Spiel gesetzt sehen.

Gleich den Generalen hatten auch viele bürgerliche Existenzen sich zur Höhe großer Reichthümer erschwungen. Eine Quelle des Reichthums, die während der Revolutionskriege für eine Classe abenteuernder Geister bestanden hatte, war versiegt; die Fehde, die Napoleon den pflichtvergessenen Armeelieferanten erklärt, und die strenge Ordnung, die er in der Gebarung mit den Staatsgeldern eingeführt hatte, übte auf diese, vor der Thronbesteigung des Kaisers, in Frankreich so zahlreiche Classe einen Rückschlag und flößte ihr eine Abneigung gegen die kriegerische Politik ein, die vormals von ihnen und ihrer großen Kundschaft mit all' ihren Wünschen umgeben worden war. Die durch die jährlichen Truppenaushebungen in ihren Familien decimirte Nation, weit entfernt, sich für militärische Operationen zu interessiren, die so weit von Frankreichs Grenzen vorgingen, daß selbst die Ortsnamen der neuen Siege im Lande unbekannt waren, verwünschte sogar die Eroberungen, deren politischen Werth sie nicht zu erfassen vermochte. Mit einem Worte, der Geist Frankreichs war auf den Frieden gerichtet, und ein großer Fehler der europäischen Höfe zu jener Zeit war es, daß sie in ihrer politischen Action diese Thatsache nicht in Anschlag brachten. Napoleon hatte die Macht, aber zwischen dem von ihm befolgten System und der Stimmung des von ihm regierten großen Landes bestand ein Widerstreit, der von den Kabineten nicht erkannt wurde. Es wäre sehr vernünftig und nützlich gewesen, denselben nicht von ihren Berechnungen auszuschließen, die trotz Allem, was die französischen Manifeste darüber sagten, doch nur aus dem Gefühle der Selbsterhaltung der Staaten entsprangen. Der Werth, den ich darauf legte, daß schon beim Herannahen des Krieges das richtige Verfahren eingeschlagen werde, erklärt sich aus der soeben niedergeschriebenen Bemerkung. Der allgemeine Irrthum in Europa kam daher, daß man den raschen Uebergang von der nationalen Bewegung

in Frankreich in den stürmenden Ehrgeiz eines Einzelnen übersah. Auch mir wäre es kaum möglich gewesen, diesen Unterschied der Zustände so klar zu erkennen, wie ich ihn in der That erkannt habe, hätte ich nicht die Elemente dazu an Ort und Stelle sammeln können.

Der Kaiser erfreute sich in Frankreich jener Popularität, die immer einem Staatsoberhaupte zu Theil wird, welches mit gleichzeitig fester und gewandter Hand die Zügel der Gewalt zu halten versteht. Der realistische Geist Napoleon's ließ ihn die Bedürfnisse eines Landes, wo der sociale Bau wieder aufzurichten war, erkennen; Krieger nach Außen, war er Gesetzgeber und geschickter Administrator im Innern. So bedauerte denn das Land, ihn und seine Schöpfung beständig den Wechselfällen des Krieges ausgesetzt zu sehen. Frankreich hatte aufgehört von kriegerischem Geiste beseelt zu sein. Nur die revolutionären Parteien hatten in den Jahren zwischen 1792 und dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts die kriegerischen Ideen in der doppelten Absicht genährt, die Armee, die im Innern in eine Gefahr für diese Parteien ausschlagen konnte, außerhalb der Grenzen zu beschäftigen und letztere gegen die fremde Invasion zu vertheidigen. Hätte Napoleon seine Pläne auf die Erhaltung der Eroberungen der Republik beschränkt, er würde seine Popularität vermehrt haben; sein kriegerisches Temperament riß ihn weit darüber hinaus. Er war geborner Eroberer, Gesetzgeber und Verwalter und glaubte gleichzeitig alle drei Richtungen verfolgen zu können; sein unzweifelhaftes Genie lieferte ihm die Mittel dazu. Der Gesinnung der ungeheuren Mehrheit der Nation wäre Genüge geschehen, wenn er sich auf die Regierungssorgen beschränkt hätte.

Diese nationale Strömung wurde damals von dem größten Theile der Großwürdenträger getheilt. Ich zähle hiezu den Fürsten von Benevent (Talleyrand), Fouché, damals Polizeiminister, und eine große Anzahl von Marschällen und Generalen. Die moralische Macht des Kaisers war zu überwältigend, als daß sie offenen Widerstand hätten leisten können; was ihnen blieb, war das Hilfsmittel der Intrigue, welches übrigens dem Charakter der beiden erstgenannten Persönlichkeiten ganz entsprach. Ich hatte während der Dauer meines Botschafteramtes mehrfach Gelegenheit, diese Thatsache zu constatiren.

Herr v. Talleyrand war mit außerordentlichen geistigen Fähigkeiten begabt. Meine langen Beziehungen zu ihm ließen mich erkennen, daß er sich seinem ganzen Wesen nach mehr zum Zerstören als zum Schaffen eigne. Ihn, den Priester, zog sein Temperament auf antireligiöse Bahnen; als Adeliger von Geburt plaidirte er für die Aufhebung seines Standes; unter dem republikanischen Regimente verschwor er sich gegen die Republik; unter dem Kaiserthum neigte er beständig zur Conspiration gegen den Kaiser; unter den Bourbonen endlich arbeitete er an dem Sturze dieser legitimen Dynastie. Zu verhindern, daß etwas Bestimmtes geschehe, dazu war Talleyrand immer geschickt, in entgegengesetzter Richtung konnte ich an ihm nicht die gleiche Fähigkeit erkennen. So beurtheilte ihn auch Napoleon und hatte recht. In einer unserer Unterredungen, die in Folge einer der zahlreichen Austritte des Herrn v. Talleyrand aus dem Ministerium stattfand, sagte der Kaiser zu mir: „Wenn ich etwas machen will, gebrauche ich nicht den Fürsten von Benevent; ich wende mich an ihn, wenn ich eine Sache nicht machen, aber scheinen will, daß ich sie wolle.“ Im Privatleben war Herr v. Talleyrand von ebenso zuverlässigem als angenehmem Umgange[35]).

Fouché[36]) war in Folge der widersprechenden Geistesart beider Männer der vollständige Gegensatz Talleyrand's. Das Wort Nebenbuhlerschaft war auf sie nicht anwendbar. Ihre Gegnerschaft war eine gründliche, denn sie hatte ihre Quelle in der Verschiedenheit der Charaktere. Fouché war Priester gewesen wie Talleyrand, und hatte sich mit Blut und Koth befleckt, während dieser sich in die Theorien jener Schule verlor, die sich selbst die englische nannte. Fouché war ein Feind aller Theorien; er war ein Mann der Praxis, der vor keinem Hindernisse zurückschreckte. Ein tiefer Kenner des französischen Geistes, schritt er mit seiner Zeit fort, immer aber auf den extremen Wegen, überzeugt wie er war, daß nur auf diese Weise ein gleichfalls extremer Zweck zu erreichen sei. Nie hatten die beiden Männer Berührungspunkte unter sich, außer wenn sie sich in der Verfolgung einer Verschwörung gegen die bestehende Ordnung der Dinge kreuzten. Napoleon kannte Beide und bediente sich ihrer Fähigkeiten, wie ihrer Fehler, je nachdem er sie zu Gunsten seiner eigenen Absichten benützen

zu können glaubte. Zu der Zeit, von der ich spreche, hatte sich Fouché als Polizeiminister das Vertrauen der Emigrirten, denen Napoleon die Pforten Frankreichs wieder geöffnet hatte, erworben. Er erwies ihnen alle in seiner Macht stehenden Dienste, und dieselben trugen den Charakter völliger Uneigennützigkeit. Fouché ahnte den Sturz des Kaisers voraus und sah von da ab nur die Rückkehr der Bourbonen als möglich an.

Der Mann, in dessen Regierungstalent Napoleon das meiste Vertrauen setzte, war Cambacérès, weshalb er ihn auch immer zum Leiter der Geschäfte bestellte, wenn er außerhalb Frankreichs in's Feld zog. Mehr als Ein Mal machte mir Napoleon die Analyse der Eigenschaften, die nach seiner Meinung den Erzkanzler auszeichneten. Ich war nicht in dem Falle, mir selbst ein Urtheil über Cambacérès zu bilden, denn er lebte in einer Zurückgezogenheit, aus der er nur hervortrat, um mit seiner Stellung Prunk zu machen. Bei Beginn der Revolution saß er als Advocat im Parlamente von Aix in der Provence, dessen Präsident Herr d'Aigrefeuille war. Der Advocat machte Glück, der Präsident ward zu Grunde gerichtet. Da Beide durch Freundschaft verbunden waren, nahm ihn Cambacérès in sein Haus. Als sein Beschützer auf dem Gipfel seiner Größe angelangt war, bekleidete d'Aigrefeuille bei ihm die Functionen eines Dienstvorstandes. An dem Tage, als Cambacérès mit der Würde eines Erzkanzlers des Kaiserthums — dieser phantastischen Nachahmung der Gebräuche des ehemaligen Deutschen Reiches — bekleidet wurde, womit das Prädicat „Durchlaucht" verbunden war, begrüßte d'Aigrefeuille als der Erste ihn mit diesem Titel. „Wenn wir unter uns sind", sagte Cambacérès zu ihm, „so bedienen Sie sich nie dieses leeren Titels; fahren Sie fort, mich als Freund zu behandeln und beschränken Sie sich darauf, mich „Monseigneur" zu nennen."

Als Napoleon eben das erste Schock Grafen und Barone geschaffen hatte, feierte Cambacérès diesen Tag mit einer Tafel, bei welcher er die Botschafter und ersten Würdenträger des Reiches versammelte. Nach aufgehobener Tafel kamen die Neugeadelten, um ihm ihre Huldigung zu bezeigen. In dem Maße, als die Kammerdiener die neuen Titelträger anmeldeten, ließ sich Gelächter im Empfangssaale

vernehmen; Cambacérès allein trat aus seinem Gleichmuthe nicht heraus. —

Am 16. Mai schrieb mir der Polizeiminister (Fouché), er habe mich in Befolgung der vom Kaiser erhaltenen Befehle aufzufordern, nach Wien abzureisen, um dort gegen das Personale der französischen Botschaft ausgewechselt zu werden. Er verlangte den Tag zu wissen, an welchem ich mich auf den Weg machen zu können glaubte, wobei er mich bat meinen Entschluß zu beschleunigen — mit dem Beifügen, daß ich für die Dauer meiner Reise von einem Gendarmerie-Officier escortirt werden würde. Ich setzte meine Abreise auf den folgenden Tag fest, indeß hielt mich eine Augenentzündung bis zum 26. in Paris zurück. Ich nahm alle Beamten der Botschaft und einige auf der Durchreise in Paris weilende Oesterreicher mit mir, welche ohne diese Gelegenheit Schwierigkeiten erfahren hätten, aus Frankreich hinauszukommen. Meine Familie ließ ich im Botschafts-Hotel zurück. Die Fortschritte, die der Krieg gemacht hatte und die Besetzung Wiens selbst, ließen mich diese Wahl den Wechselfällen einer beschwerlichen Reise vorziehen. Uebrigens kannte ich das Terrain zu gut, um nicht über die friedliche Existenz der Meinen in Paris völlig beruhigt zu sein.

In Châlons sur Marne begegnete mir der erste Zug gefangener Oesterreicher, unter denen sich mehrere mir bekannte Officiere befanden. Ich beeilte mich, aus ihrem Munde Auskünfte zu erholen, die ich mir nicht hätte verschaffen können, da ich jeder anderen Information als der der französischen Armeebulletins seit der Eröffnung des Feldzuges beraubt war. In Lüneville war das Gerücht einer von den Franzosen verlorenen Entscheidungsschlacht im Publicum verbreitet. In Straßburg fand ich dasselbe bestätigt, es bezog sich auf die Schlacht von Aspern. Die Kaiserin Josephine residirte zur Zeit in dieser Stadt. Kaum aus dem Wagen gestiegen, erhielt ich von ihr die Einladung, mich im Laufe des Abends zu ihr zu verfügen. Ich fand sie recht lebhaften Besorgnissen über die Folgen, welche das fragliche Ereigniß nach sich ziehen könnte, hingegeben. Sie machte mich mit den Einzelheiten, die sie erfahren hatte, bekannt, und diese ließen mir über die Bedeutung

der Niederlage keinen Zweifel. Sie lauteten so bestimmt und genau, daß Josephine gar nicht zweifelte, ich würde bei meiner Ankunft in Wien bereits die Friedensunterhandlungen im Gange finden. Die Kaiserin nahm sogar an, ich könnte Napoleon auf der Rückkehr nach Frankreich begegnen! Ich erwähne diese Thatsachen, weil sie den Beweis liefern, wie wenig Vertrauen in Betreff des Ausganges dieses Krieges man im Schoße der Familie Napoleon's selbst hegte.

Am 5. Juni kam ich in Wien an und stieg im Palais Esterházy ab, mit dem Fürsten Paul, der, als meiner Botschaft attachirt, sich in meinem Gefolge befand. Unverweilt verfügte ich mich zu meinem Vater, den ich über eine ihm soeben zugegangene Weisung, sich mit dem Erzbischofe von Wien und den Grafen Pergen und Hardegg bis zur Zahlung einer der Stadt Wien auferlegten Contribution als Geiseln nach Frankreich zu begeben, ganz niedergeschlagen fand. Mein Vater war entschlossen, nur der Gewalt zu weichen, in welchem Plane ich ihn bestärkte, während ich auf der andern Seite auf mich nahm, Napoleon von einer so falschen Maßregel abzubringen. Zu diesem Ende wandte ich mich durch die Vermittlung des Fürsten von Neufchatel direct an den Kaiser, und die als solche bezeichneten Geiseln blieben fürder ohne weitere Beunruhigung in der Hauptstadt. Napoleon that, als falle die Schuld auf die Generalintendanz der Armee.

Am folgenden Morgen besuchte ich Herrn v. Champagny in der Burg, wo er die Gemächer der Kaiserin inne hatte, während Napoleon in Schönbrunn wohnte. Der Minister empfing mich mit honigsüßen Phrasen, aus denen gleichwol ein Gefühl lebhafter Unruhe heraus zu hören war. In Folge der Schlacht von Aspern hatte sich die Lage der französischen Armee verändert. Der öffentliche Geist war seinerseits in Wien wieder erwacht. Die Vorsichten, welche die feindliche Invasions-Armee traf, waren verdoppelt. Die Zeit ging mit entscheidenden Ereignissen schwanger, die von den Parteien auf ihre Weise ausgelegt wurden. Die Zuversicht war nicht auf Seite des Feindes. Herr v. Champagny theilte mir mit, er sei ohne Nachricht über den Tag, an welchem die Beamten der französischen Botschaft an dem zur Auswechslung bestimmten Orte eintreffen würden, und lud mich ein, diesen Zeitpunkt in Geduld zu erwarten. „Denken Sie einstweilen über den möglichen

Ausgang des schwebenden Dramas nach, Sie werden den Kaiser darüber in guter Stimmung finden.“ Ich antwortete, daß ich in meiner Eigenschaft als Gefangener mich mit Geschäften nicht abzugeben hätte, und daß ich die Verfügungen in Betreff meiner Person mit aller Ruhe abwarten würde. Herr v. Champagny ließ mich an diesem Tage an seiner Tafel theilnehmen und ich fand mich mitten im feindlichen Lager in der Eigenschaft eines unbetheiligten Beobachters. So hatte ich nicht Anlaß, mich auf das vorzubereiten, was mir für die nächstfolgende Zeit vorbehalten war.

Am 7. Juni Morgens verfügte sich ein Adjutant des Grafen Andréossy, damals Gouverneur von Wien, zu mir, um im Namen des Kaisers mir zu eröffnen, daß ich nicht in Wien bleiben könne, daß es aber nur von mir abhänge, bis zum Augenblicke meiner Auswechslung einen beliebigen Ort in der Umgebung der Hauptstadt zum Aufenthalt auszuwählen. Ich erklärte mich bereit, den Befehlen des Kaisers zu gehorchen, fügte jedoch hinzu, ich sei factisch aber nicht von rechtswegen Gefangener, und je mehr der Kaiser meine Zwangslage erschwere, desto mehr werde er sein Unrecht steigern. Ich machte den Vorschlag, ein meiner Mutter gehöriges Landhaus am Grünberg, eine halbe Meile von Wien, hart am Garten von Schönbrunn, zu beziehen[37]). Diese Wahl wurde angenommen, worauf ich mich am Morgen des 8. dahin verfügte. Dem Gendarmerie-Officier, der mich seit Paris begleitet hatte, trug ich an, bei mir am Grünberg zu wohnen, und da ich meine unbequeme Lage die Beamten der Botschaft nicht theilen lassen wollte, nahm ich nur die zu meiner Bedienung nöthigen Leute mit. Während meines ganzen Aufenthaltes in diesem Landhause war ich wohl darauf bedacht, mich als Gefangener zu benehmen; trotz häufigen Zusprechens meines Kerkermeisters verließ ich den Umkreis meines Hauses nicht.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Grünberg vernahm ich vor meinem Hause das Getrab eines Pferdes. Ich trat an’s Fenster und erkannte den General Savary, der bei meinem Anblicke dergleichen thuend, als habe er nicht gewußt, daß ich hier wohne, sich vom Pferde schwang und mich besuchte. Savary besorgte im Hauptquartier die Geschäfte eines Polizei-Chefs, ein Amt, das er in gleicher Weise versah, wenn

der Kaiser in Paris residirte, wo Savary an der Spitze einer Polizei stand, deren Aufgabe war, die von Fouché geleitete zu controliren. Die von Napoleon bewohnten Paläste hinwiederum standen unter der Ueberwachung einer dritten Polizei, deren Chef der Obersthofmarschall Duroc war.

General Savary säumte nicht auf Politik die Sprache zu bringen, indem er sich, mit scheinbar natürlicher Offenheit, tadelnd gegen den immerwährenden Krieg ausließ, dessen Gefahren für Frankreich selbst er aufzählte und die Nothwendigkeit hervorhob, endlich zu einem dauernden Zustand des Friedens zu gelangen. Ich ließ ihn seine Phrasen vorbringen, ohne ihn zu unterbrechen, und da er meine Ruhe und Gelassenheit sah, sprach er zu mir: „Warum benützen Sie nicht die Gelegenheit, die Ihnen die Nachbarschaft des Kaisers zu einer Begegnung mit ihm gewährt? Sie wohnen Beide zwei Schritte von einander, die Gärten stoßen zusammen; statt in dem Ihren Luft zu schöpfen, gehen Sie in den Schönbrunner Garten hinüber; gewiß wird der Kaiser hocherfreut sein, Ihnen zu begegnen."

„Diese Befriedigung," versetzte ich, „könnte keine wechselseitige sein; doch immerhin würde nicht dies mich zurückhalten. Den Umkreis des Ortes, an dem ich mich befinde, verlasse ich nicht eher, als an dem Tage, wo ich dazu den Befehl erhalten werde; ich kann nichts halb thun. Wenn ich Gefangener bin, benehme ich mich auch als Gefangener; bin ich frei, so mache ich von meiner Freiheit Gebrauch; besäße ich aber schon zur Stunde die Freiheit, ich würde sie nicht dazu benützen, um mit Napoleon im Garten des Kaisers, meines Herrn, spazieren zu gehen."

„Sie wünschen also nicht den Kaiser zu sehen?" erwiederte Savary; „Sie würden ihn in der besten und friedliebendsten Verfassung finden. Ein Gespräch zwischen Ihnen und ihm hätte vielleicht glückliche Folgen. Sie würden vielleicht für den Kaiser Franz wichtige Andeutungen empfangen. Ich hoffe, Sie vermengen nicht eine gewisse Proclamation[38]) mit Napoleon's wahrer Gesinnung; Alles Worte, in den Wind gesprochen."

„Ich habe Ihrem Herrn weder etwas zu sagen, noch etwas von seiner Seite zu vernehmen," sagte ich zu Savary, „ich bin thatsächlich Gefangener und Gefangene meiner Sorte betrachten sich, wenn sie ihre Pflicht verstehen, als Todte."

Auf diese Erklärung verließ mich Savary. Ich zweifelte nicht daran, daß er von Napoleon beauftragt gewesen, meine Gemüthsverfassung in Betreff einer Zusammenkunft zu sondiren; und hätte ich nicht von allem Anfange die Vorahnung davon gehabt, so würde mir ein vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten in demselben Sinne gemachter Schritt darüber volle Gewißheit verschafft haben. Das zweite wie das erste Mal verweigerte ich eine Zusammenkunft, die von Napoleon in einem Sinne ausgebeutet worden wäre, den ihr geben zu lassen, mir nicht erlaubt war. Es liegt am Tage, daß bei der Stellung der beiden Armeen Napoleon die Wechselfälle einer neuen Schlacht nach der bei Aspern zu vermeiden wünschte und sehr befriedigt gewesen wäre, wenn er sich meiner hätte bedienen können, um das kaiserliche Kabinet auf den Gedanken zu bringen, die ersten Schritte im Interesse einer friedlichen Beilegung zu machen.

Ich erhielt an dem Orte meiner Zurückgezogenheit die Besuche der hervorragendsten Männer Wiens. Ich lernte so die wirkliche Stellung der beiden Armeen kennen und konnte nicht in Zweifel ziehen, daß wir am Vorabende eines Ereignisses standen, dessen Ergebniß über das Schicksal des Feldzuges entscheiden mußte.

Am 17. Juni Abends erschien bei mir Oberst Avy, Generalstabs-Officier, um mir im Auftrage des Marschalls Berthier mitzutheilen, daß ich am folgenden Morgen nach dem Orte der Auswechslung abreisen werde und er den Befehl habe, mich zu begleiten. Ich verließ sohin am 18. meine Wohnung am Grünberg. In meiner Begleitung befanden sich die Attachés der Pariser Botschaft, Fürst Paul Esterházy und Graf Mier, und der Legationsrath Ritter v. Floret. Auf diese Weise bestand mein Gefolge aus fünf Wagen, die von fünfzig berittenen Jägern escortirt wurden. An diesem Tage übernachteten wir im Schlosse des Grafen Harrach zu Bruck an der Leitha. Als wir am 19. in Wieselburg angekommen waren, ließ uns Oberst Avy Halt machen, bis zum Eintreffen der Meldung über die Ankunft des französischen Geschäftsträgers bei den Vorposten. Nachdem der Oberst aber am 21. durch einen Adjutanten des Vicekönigs von Italien (Eugène Beauharnais) vernommen hatte, daß der Commandant von Komorn, General Davidovich, den Tag der Ankunft Herrn Dodun's im Hinblick auf die

Entfernung des Ortes, an dem dieser Geschäftsträger sich befand, nicht genau bestimmen könne, erklärte er, nach seinen Weisungen habe die Auswechslung am 21. zu geschehen, und er im entgegengesetzten Falle nach Wien zurückzukehren; er könne daher nicht länger in Wieselburg warten. Wirklich mußte ich am Abende desselben Tages den Rückweg in meine Internirungsbehausung am Grünberg antreten. Napoleon ließ sich sofort durch einen seiner Adjutanten bei mir für das Geschehene entschuldigen und mir Briefe des Commandanten von Komorn und des Generalstabschefs des Vicekönigs mittheilen, zum Beweise, daß von seiner Seite kein Versehen noch Uebelwollen vorliege.

Am 26. Juni kam Oberst Avy mit der Meldung, der französische Geschäftsträger werde am 28. in Acs, einem zum Zwecke der Auswechslung für vierundzwanzig Stunden neutral zu erklärenden Orte, übergeben werden. Wir machten uns mit Anbruch des folgenden Tages wieder auf die Reise und langten zeitlich früh am 28. in Raab an. Unterwegs erfuhr ich, Preßburg sei in der Nacht vom 26. auf den 27. bombardirt worden. Nach einigen Stunden Ruhe reisten wir unter der Escorte von 50 Dragonern nach Acs weiter, wo ich bei dem General Montbrun, der auf diesem Punkte die Vorposten der französischen Armee befehligte, abstieg. Dem Punkte gegenüber, wo, nahe bei Gönyö, die große Straße längs des Donau-Ufers hinzieht, war eine österreichische Batterie errichtet. Der dieselbe befehligende Officier glaubte, als er vor seinem Angesichte eine Reihe von Equipagen, die eine starke Bedeckung escortirte, vorüberkommen sah, es sei das Gefolge des Vicekönigs von Italien und gab eine volle Ladung ab. Obgleich der Eifer übel angebracht war, konnte ich doch nicht umhin, der Geschicklichkeit unserer Artilleristen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Von den zwei ersten Kugeln ging die eine zwischen den Rädern meines Wagens durch, die andere flog ein paar Fuß über dem Wagendach weg. Darauf verließ meine Escorte die große Straße und zog mich im Eilschritte querfeldein.

Als am 29. der Geschäftsträger am Orte des Rendezvous nicht eingetroffen war, schickte General Montbrun nach Komorn, um sich nach ihm zu erkundigen. General Davidovich antwortete zurück, Herr Dodun könne erst binnen zwei oder drei Tagen bei den Vorposten

übergeben werden. Auf diese Nachricht führte mich Oberst Avy am 30. auf dem Wege über Bony, um die famose Batterie bei Gönyő zu vermeiden, nach Raab zurück. Am Morgen des 1. Juli benachrichtigte der Generalstabschef des Prinzen Eugène den Obersten Avy, der französische Geschäftsträger sei in Komorn eingetroffen und werde um 2 Uhr Nachmittags in Acs sein. Ohne Verzug machten wir uns auf den Weg. Während dieses Hin- und Herfahrens war ich Zeuge einer großen Bewegung gewesen, die in der französischen Armee sich vollzog. Die Truppencorps, die mir begegneten, nahmen ihren Marsch gegen Wien. Da kein militärisches Ereigniß stattgefunden hatte, mußte ich diese Verfügungen auf einen Schlag deuten, den Napoleon vorbereitete.

Bei unserer Ankunft in Acs um 7 Uhr Morgens fanden wir das Schloß, in dem wir kurz vorher das Hauptquartier des Generals Montbrun verlassen hatten, leer. Der Schloßaufseher, den ich ausholte, sagte mir, der Ort sei seit dem vorigen Abende geräumt und nunmehr von einer Abtheilung der ungarischen Insurrection besetzt. Als der Oberst Avy diese Nachricht vernahm, sprang er aus meinem Wagen und rief dem die Escorte befehligenden Officier zu: „Man stelle mir das beste Pferd zur Verfügung!“ Ich hielt den Obersten zurück; „Sie vergessen,“ sagte ich zu ihm, „daß nur die Rollen gewechselt sind. Ich habe mich unter Ihrem Schutze befunden, Sie sind nun unter meinen gekommen, das Völkerrecht wacht über Sie: man wird Sie nicht zum Gefangenen machen.“ In diesem Augenblicke erschien ein österreichischer Generalstabs-Officier mit einer Bedeckung und kündigte uns an, daß der französische Geschäftsträger an dem zur Auswechslung bestimmten Platze sich befinde. Ich forderte den Obersten Avy auf, seiner Escorte Halt zu gebieten und mir persönlich zu folgen. Wir verfügten uns nach dem Orte, an dem wir Herrn Dodun trafen. Ich ging zum österreichischen Corps hinüber, er zum französischen. Ich hörte nichts mehr von diesem Diplomaten; Oberst Avy aber verlor sein Leben in Spanien im Jahre 1810 oder 1811. Seiner persönlichen Aufmerksamkeit gegen mich, von der er bei jeder Gelegenheit während dieser undankbaren Mission Beweise lieferte, sei lobend gedacht.

In Komorn traf ich den Erzherzog Palatin, der über die ungarische Insurrection den Oberbefehl führte. Von ihm vernahm ich, daß

Kaiser Franz im Hauptquartier zu Wolkersdorf weile und mit Ungeduld erwarte, daß ich ihm dahin folge. Ich verbrachte in Komorn die Nacht und erreichte Wolkersdorf am Abende des 3. Juli.

Der Kaiser empfing mich mit jener Herzensgüte, die er mir schon so reichlich bewiesen hatte. Er besprach mit mir den Verlauf der Ereignisse, die seit meiner Abreise von Wien in den letzten Tagen des vorhergehenden Jahres eingetreten waren. Fest und ruhig wie immer, stand er von der Schwierigkeit der Lage durchdrungen in der Erwartung eines den Krieg entscheidenden Ereignisses. Die Bewegungen in der feindlichen Armee, deren Zeuge ich eben gewesen, entsprachen dieser Voraussicht. Seine Majestät benachrichtigte mich, daß sie mich während des Restes des Feldzuges bei sich zu behalten gedächte.

Als ich den Kaiser verlassen hatte, verfügte ich mich zum Grafen Stadion, fand ihn niedergeschlagen und die Situation verloren gebend. Graf Stadion gehörte zu jenen Männern von lebhafter Einbildungskraft und hellem Verstande, die sich leicht den Eindrücken des Augenblickes überlassen. Menschen dieser Kategorie neigen stets zu Extremen; für sie gibt es keine Uebergänge und da die letzteren gleichwol in der Natur der Dinge liegen, so kommen sie den Ereignissen zuvor, statt daß sie dieselben abzuwarten wüßten und arbeiten dann leicht im Blauen. Der Minister gab mir zu, daß die Politik, die ich vorgeschlagen, mehr getaugt hätte, als die man befolgt hatte. Obgleich in diesem Punkte mit ihm einer Meinung, versicherte ich ihn, daß ich das Unglück, das auf unserem Reiche laste, und die ungemeinen Gefahren, denen es ausgesetzt sei, nicht blos der Annahme eines bedenklichen Operationsplanes zuschreibe, die wahren Ursachen unserer Unfälle vielmehr in dem nicht günstig gewählten Zeitpunkte für die Schilderhebung und in der Unthätigkeit der Armee nach dem Siege vom 22. Mai erblicke[39]). Graf Stadion that mir zu wissen, daß er zur Entscheidung der Frage, ob er noch weiter dienen solle, den Ausgang einer Schlacht auf dem linken Donau-Ufer abwarte, deren Erzherzog Carl sich versehe und die in der That in Anbetracht der von der französischen Armee zur Bewerkstelligung eines Ueberganges über die Donau getroffenen Vorbereitungen unverweilt bevorzustehen schien.

Der 4. Juli verlief in Vorbereitungen für eine Schlacht. Ich befand mich beim Kaiser, als eine Botschaft des Erzherzogs Carl ihm die Operation des Feindes und den Entschluß Seiner kaiserlichen Hoheit meldete, denselben festen Fußes zu erwarten. „Sagen Sie meinem Bruder," antwortete der Kaiser dem Adjutanten, „ich sei der Ansicht, man dürfe nicht zu viele Feinde herüberlassen, und er würde gut thun, die schon Herübergekommenen in den Fluß zu werfen." An diesem Tage kam es nur zu partiellen Kämpfen zwischen den Vortruppen. In der folgenden Nacht ging unter heftiger gegenseitiger Kanonade längs der Lobau die französische Armee aus dieser Insel weiter stromabwärts bei Orth und an zwei anderen Punkten über den Donau-Arm.

Am 5. Juli Morgens verfügte ich mich zum Kaiser auf das Schlachtfeld, auf dem das Geschick des Reiches sich entscheiden sollte. Der Kampf wurde bald ein allgemeiner und wir zogen uns erst mit einbrechender Nacht, beim Scheine der das Marchfeld bedeckenden Brände, nach Wolkersdorf zurück. Als wir uns Tages darauf mit dem grauenden Morgen wieder auf unsere Observationsposten verfügt hatten, waren wir Zeugen der uns entscheidend scheinenden Erfolge des rechten Flügels unserer Armee. Gegen 1 Uhr Nachmittags kam jedoch Graf Colloredo, einer der Generaladjutanten des Erzherzogs, mit der Meldung an den Kaiser, daß Seine kaiserliche Hoheit den Rückzug der Armee angeordnet habe[40]). Ohne die Fassung zu verlieren, fragte der Kaiser den Boten, ob der Erzherzog erst im Sinne habe, den Rückzug zu verfügen, oder ob der letztere bereits in Ausführung sei. Als der Kaiser darauf vernahm, die Armee sei bereits in vollem Rückzuge, sagte er zum Adjutanten: „Es ist gut" und fügte, gegen mich gewendet, hinzu: „Wir werden Viel gut zu machen haben." Seine Majestät gab unverweilt Befehl, daß sein Hauptquartier sich nach Znaim verfüge. Wir blieben noch auf der Höhe, die vorwärts von Wolkersdorf die weite Ebene des Marchfeldes beherrscht, und setzten uns darauf in Marsch, um die Nacht in Ernstbrunn zu verbringen. Am folgenden Tag setzten wir unseren Rückzug bis Znaim fort.

---

## Fünftes Capitel.

# Uebernahme der Leitung des Ministeriums des Aeußern (1809).

Uebernahme der Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten an Stelle Stadion's. — Unterredung mit Kaiser Franz. — Unterredung mit Graf Stadion. — In Begleitung des Kaisers nach Komorn. — Waffenstillstand von Znaim. — Champagny's Anerbieten zur Eröffnung von Friedensunterhandlungen. — Altenburg als Unterhandlungsort bestimmt. — Metternich wird Staatsminister. — Kaiser Franz in Totis. — Fürst Johann Liechtenstein Oberbefehlshaber der Armee. — Erzherzog Carl nach Teschen. — General Nugent, zweiter Bevollmächtigter für die Friedensunterhandlungen. — Fruchtlosigkeit der Altenburger Conferenzen. — Eigenthümliches Ansinnen Champagny's. — Fürst Johann Liechtenstein nach Wien gesendet. — Bedenken Metternich's. — Charakteristik Johann Liechtenstein's. — Abbruch der Altenburger Verhandlungen. — Liechtenstein bei Napoleon. — Rückkehr desselben nach Totis. — Geschichte des Wiener Friedens. — Dessen Ratification. — Ende von Metternich's Interim und Antritt der Functionen als Minister des Aeußern. — Rückkehr nach Wien in das Palais der Staatskanzlei. — Reflexionen über die Folgen der Erhebung 1809. — Grundzüge der neuen Stellung. — Orientirung in derselben. — Fürst Carl Schwarzenberg als Botschafter nach Paris. — Erste Mittheilung von Napoleon's Absichten auf die Hand Marie Louisens. — Unterredung mit Kaiser Franz darüber. — Antwort Marie Louisens. — Entscheidung des Kaisers Franz. — Bedeutung des Ereignisses.

Am 8. Juli 1809 ließ mich der Kaiser im Laufe des Morgens zu sich berufen. Er empfing mich mit folgenden Worten: „Graf Stadion hat mir soeben seine Entlassung gegeben; ich übertrage Ihnen an seiner Stelle das Departement der auswärtigen Angelegenheiten."

Ich bat Seine Majestät, diese Verfügung nicht als eine definitiv getroffene zu betrachten. „Zwei Gründe," sagte ich, „bewegen mich zu dieser Bitte: Der eine, daß ich den gegenwärtigen Augenblick zur Aenderung des Ministeriums nicht für geeignet erachte; der andere, in meinen Augen nicht minder wichtige, daß ich mich für diesen Platz nicht tauglich halte. Weder meine Neigung, noch meine Befähigung, soweit ich diese zu kennen glaube, eignen mich für die hohen Functionen,

die Eure Majestät mir anvertrauen will. Nicht auf die Schwierigkeiten des Augenblicks gründe ich diese Meinung, sondern auf die Kenntniß, die ich von mir selbst habe. Ich halte mich für unfähig, das Staatsschiff eines großen Reiches zu lenken; ich würde nichts so machen, wie ich es einsichtsvollere Männer, als ich es bin, habe machen sehen; bei solchem Vorgehen liefe ich aber Gefahr, auf falsche Wege zu gerathen und dieser Gefahr Eure Majestät und den Staat auszusetzen, erlaubt mir mein Gewissen nicht. Ueberdies würde der Austritt des Grafen Stadion aus dem Ministerium am zweiten Tage nach der Schlacht bei Wagram die Bedeutung und die Folgen eines Verzichtes von Seite Eurer Majestät auf die Fortführung einer Sache haben, der Sie bereits so große Opfer gebracht; ich würde diesen Schritt als einen schweren Fehler betrachten."

Mit der Gelassenheit, die ihn selbst in den größten Krisen nie verließ — und welcher Monarch hätte deren mehr durchgemacht als Kaiser Franz? — mit jener Seelenstärke und Festigkeit des Charakters, die das Angebinde von Fürsten, die zum Herrschen geschaffen sind, ausmachen, antwortete mir der Kaiser: „Was Sie mir über Stadion's Rücktritt unter den jetzigen Umständen sagen, ist ganz richtig; aber er ist darauf bestanden und ich habe nachgegeben, weil man nie einen Menschen zwingen darf, in einer Stellung, die er verlassen will, zu verharren, wenn diese ihn zur Handhabung wichtiger Geschäfte beruft. Auf die Schwierigkeiten, die Sie gegen Ihren Eintritt in's Ministerium erheben, wende ich diese Regel nicht an; weit entfernt, dieselben als Hindernisse zu betrachten, haben sie für mich den Werth bestimmender Gründe und befestigen mich in der von mir bezüglich Ihrer Person getroffenen Wahl. Ich fürchte weniger die Menschen, die an ihren Fähigkeiten zweifeln, als die sich zu Allem tauglich halten. Ich rechne auf das Bewußtsein, das Sie von der Schwierigkeit der Stellung haben, und auf Ihren Patriotismus. Verständigen Sie sich übrigens mit dem Grafen Stadion über die zur Durchführung der Aenderung des Ministeriums geeignetste Methode und erstatten Sie mir über Ihre diesfalls getroffene Vereinbarung Bericht."

„Ich werde thun, was Euere Majestät mir befohlen," versetzte ich, „doch, indem ich Eure Majestät ersuche, meine Abneigung, die

auf ganz anderen Gründen beruht, nicht mit der gegenwärtigen Krisis in Beziehung zu glauben, möge mir für den Fall, als meine Bemühungen den Grafen Stadion zum Verbleiben im Amte zu bewegen, keinen Erfolg haben sollten, eine Bitte an Eure Majestät gestattet sein, die Bitte nämlich, mich an dem Tage zu entlassen, wo Eure Majestät mich auf falschem Wege sehen werden."

„Das verspreche ich Ihnen," erwiederte mir der Kaiser, „aber ich hoffe, daß weder ich noch Sie in diesen Fall kommen werden."

Ich begab mich unverzüglich zum Grafen Stadion, den ich in seinem Entschlusse, sich zurückzuziehen, unerschütterlich fand. Eine große Entschlossenheit machte einen der charakteristischen Züge dieses Ministers aus; wäre diese Eigenschaft nicht durch eine in ihren Folgen gefährliche Hast abgeschwächt worden, der Krieg von 1809 hätte nicht unter den Auspicien stattgefunden, unter denen er unternommen worden. Als ich sah, daß meine Anstrengungen, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, fruchtlos seien, lenkte ich unsere Unterredung auf ein Gebiet, auf dem die edle Gesinnung des Grafen Stadion mich keine Niederlage befürchten ließ. Ich rief sein Pflichtgefühl an und wies auf die Folgen hin, die sein plötzlicher Rücktritt haben müßte. Das Ergebniß war folgendes: Wir kamen überein, dem Kaiser vorzuschlagen, er solle dem Erzherzog Carl befehlen, den Rückzug der Armee unter seinem Commando nach Böhmen fortzusetzen und solle den Grafen Stadion als Minister beim Erzherzoge lassen. Seine Majestät möge sich an die Spitze der Armee in Ungarn stellen und ich solle den Kaiser begleiten, ad interim die Functionen eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bei seiner Person versehend. Endlich verständigten wir uns dahin, daß der definitive Austritt des Grafen Stadion aus dem Ministerium bis zur Beendigung des Krieges verschoben und von dessen Ausgang abhängig gemacht werden solle. Wir begaben uns Beide zusammen zum Kaiser, der dieses Arrangement guthieß.

Ich gestehe hier in aller Aufrichtigkeit meines Herzens, daß die Last der Verantwortlichkeit, die mir auferlegt worden, in mir kein anderes Gegengewicht fand als das Pflichtgefühl. Frei vom Stachel des Ehrgeizes, wie ich mein ganzes Leben war, empfand ich nur das Gewicht der Fessel, die mich jeder persönlichen Freiheit berauben sollte,

und wäre bei mehr Reizbarkeit als in meiner Natur lag, unter dem Eindruck meiner neuen Stellung zusammengebrochen.

Bald nach den obigen Beschlüssen verließ der Kaiser Znaim und ich begleitete ihn nach Ungarn. Wir schlugen den Weg über den Jablunkapaß ein und begaben uns gerade nach Komorn. Graf Stadion hingegen schloß sich dem Erzherzog Carl an. Die Reise von Znaim nach Komorn machte ich im Wagen des Kaisers und benützte diese Zeit dazu, um Seiner Majestät die Gesichtspunkte darzulegen, unter welchen ich die Lage der Dinge betrachtete. Aus dem ruhigen und geraden Gedankengang dieses Fürsten, aus dem Eindrucke, den ich von den Aeußerungen seiner starken und reinen Seele empfing, schöpfte ich die Ueberzeugung, daß in allen wichtigen Fragen meine Ansichten mit den seinen immer im Einklang sein würden und daß mir in seinen großen Eigenschaften stets die Stütze gesichert sei, ohne welche ein Minister, seien seine Absichten noch so gut, keinen festen Plan seines Vorgehens mit Aussicht auf Erfolg fassen kann. Wir prüften mit vollständiger Unparteilichkeit die Lage, in der das Reich sich befand; wir erwogen die Aussichten, die der Krieg noch eröffnen konnte, sowie jene, die ein unter beklagenswerthen Auspicien geschlossener Friede böte.

Kurz nach der Ankunft des Kaisers in Komorn erhielten wir die Details von der Schlacht bei Znaim und die Nachricht vom Abschlusse eines Waffenstillstandes zwischen beiden Armeen. Zu gleicher Zeit kam ein an mich gerichtetes Anerbieten Herrn v. Champagny's zur Eröffnung von Friedensunterhandlungen [41]).

Ich fand den Kaiser zur Annahme dieses Erbietens geneigt und schlug darauf dem französischen Minister die Stadt Altenburg im Wieselburger Comitate als Ort unserer Zusammenkunft vor. Bei dieser Gelegenheit machte sich eine sonderbare Formschwierigkeit geltend. Ich wußte nicht, welchen Titel ich annehmen sollte, um an Herrn v. Champagny eine Antwort in der dritten Person zu richten. Mein Name allein konnte nicht als Qualification gelten; ich war nicht mehr Botschafter und war noch nicht Minister. Ich erstattete dem Kaiser von dieser Verlegenheit Bericht, worauf er verfügte, daß ich den Titel eines Staatsministers annehmen solle.

Da die Stadt Altenburg als Ort für die Unterhandlungen angenommen war und gemäß dem Znaimer Waffenstillstand innerhalb der französischen Demarcationslinie lag, so wurde sie neutral erklärt. Der Kaiser nahm Wohnung im Schlosse von Totis, woselbst bald darauf auch der Armee-Obercommandant Fürst Johann Liechtenstein sein Hauptquartier aufschlug. Dieser hatte am 31. Juli zu Littau den Oberbefehl vom Erzherzog Carl, der sich hierauf nach Teschen zurückzog, übernommen. General Graf Bubna erhielt die Bestimmung als militärischer Commissär bei Napoleon. Da ich mit den Functionen eines ersten Bevollmächtigten für die Friedensunterhandlungen betraut war, bat ich den Kaiser, mir einen hervorragenden Militair als zweiten Bevollmächtigten beizugeben. Die Wahl fiel auf den General Grafen Nugent, der während des Feldzuges als General-Quartiermeister des vom Erzherzog Johann befehligten Corps fungirt hatte.

Die Kenntniß, die ich mir von den Männern erworben, mit welchen ich über so wichtige Interessen verhandeln sollte, erlaubte mir nicht, die zu eröffnende Unterhandlung als ein ernstes Unternehmen von Seite Napoleon's zu betrachten. Er hatte das Bedürfniß, seine Armee nach den mit so großen Opfern eben erkauften Erfolgen wieder in Stand zu setzen. Er wußte, daß die österreichischen Streitkräfte ihrerseits sich wieder ergänzen würden; hätte er nicht die Nothwendigkeit eines Haltpunktes in den Operationen gefühlt, er würde seine Vortheile weiter verfolgt haben. Somit konnte ich mir von den Altenburger Conferenzen nichts Anderes erwarten, als daß dieselben entweder uns zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten führen oder enden würden mit einem von Napoleon auf anderen als den von ihm vorgeschlagenen Wegen dictirten Frieden. Die Instructionen, die ich nach dem Verhandlungsorte mitnahm, waren einfacher Natur. Meine Aufgabe beschränkte sich darauf, die moralische Stellung derart in's Klare zu setzen, daß der Kaiser in den Fall kam, eine definitive Entschließung, sei es zu Gunsten der Beendigung des Krieges, sei es zu seiner Fortsetzung zu fassen.

Da ich nicht beabsichtige, mich hier in die Details dieser Scheinunterhandlung einzulassen[42]), während welcher die beiden Armeen einander gegenüber standen, nur damit beschäftigt, die ihnen erreichbaren Ver-

stärkungen an sich zu ziehen, werde ich mich darauf beschränken, eine Thatsache anzuführen, welche das politische Vorgehen Napoleon's und die Servilität seiner Agenten charakterisirt.

Ich eröffnete die Verhandlungen mit dem Verlangen, daß dieselben in förmliche Sitzungen mit Protokollführung und in einfache Besprechungen ohne eine solche eingetheilt würden. Herr v. Champagny sagte mir, zur Führung von Protokollen sei er nicht ermächtigt, doch sei er bereit, über mein Verlangen seinem Herrn Bericht zu erstatten. Trotz der kurzen Entfernung, welche den Ort unserer Zusammenkunft vom Hauptquartier Napoleon's zu Schönbrunn trennte, vergingen Tage ohne eine Antwort von seiner Seite. Als dieselbe endlich eintraf, lautete sie verneinend. Ich erklärte nunmehr, daß ich den Besprechungen zwischen den Bevollmächtigten nicht die Geltung einer Negociation beilegen, sondern sie nur als die Anbahnung einer solchen betrachten könne. In dieser Form zogen sich die Besprechungen durch etwa vierzehn Tage hin, als plötzlich in Folge der Ankunft eines Couriers aus Schönbrunn Herr v. Champagny eine Note an mich richtete, in der er mich benachrichtigte, daß der Kaiser, sein Herr, die Vortheile, die aus der Anwendung der von mir vorgeschlagenen Form sich ergeben könnten, in Erwägung gezogen habe und nicht nur die Führung von Protokollen gestatte, sondern auch wünsche, es möchten bereits redigirte Protokolle mir zur Gutheißung vorgelegt werden, damit die bereits gehaltenen Besprechungen nicht für den Frieden verlorene Zeit blieben. In der That fand sich ein Pack Berichte über Conferenzen, die nicht abgehalten worden waren, der Note des französischen Bevollmächtigten beigeschlossen. Ich antwortete Herrn v. Champagny, daß ich nicht gewohnt sei, zum Ausdrucke meines Gedankens in einer so ernsten Angelegenheit wie diejenige, um derentwillen wir zusammengekommen, mich einer anderen als der eigenen Feder zu bedienen und daher mich nicht herbeilassen könne, meine Unterschrift unter werthlose Schriftstücke zu setzen; gleichwol sei ich bereit, das in den angeblichen Protokollen Enthaltene als von französischen Bevollmächtigten gesprochen zu betrachten, unter dem ausdrücklichen Vorbehalte jedoch, daß meine Worte darin durch jene ersetzt werden, die in authentischen Acten niederzulegen ich bereit sei. Auf diese Erklärung zog

Herr v. Champagny seinen Vorschlag zurück. Die falschen Protokolle enthielten nur Anführungen, die in einem Geiste redigirt waren, der Napoleon gestattet hätte, dieselben im Eventualfalle der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zur Abfassung eines Manifestes zu verwenden. Ich fragte Herrn v. Champagny, wie er es habe auf sich nehmen können, mir einen solchen Vorschlag zu machen, in welchem schon der schlichte Menschenverstand einen eitlen und compromittirenden Versuch erkennen mußte? Er entschuldigte sich mit der Versicherung, nicht er habe den Gedanken dazu gefaßt; die angeblichen Protokolle seien von Napoleon selbst dictirt worden und er müsse zugeben, daß von dem, was den Inhalt der fraglichen Acten ausmache, er weder etwas zu mir gesagt, noch Aehnliches aus meinem Munde vernommen habe. „Napoleon," bemerkte ich ihm, „hat die Gewalt, Ihnen Worte zu leihen, die zu verleugnen Ihre Stellung Ihnen vielleicht verbietet; was er aber in Betreff Ihrer kann, ist ihm in Betreff meiner versagt; er mag Königreiche erobern, nimmermehr aber mein Gewissen!"

Während der geschilderten Unthätigkeit vergingen so mehrere Tage, als meine Voraussicht bezüglich des Verfahrens Napoleon's sich verwirklichte.

Graf Bubna, der, wie schon erwähnt, als militärischer Commissär im Hauptquartier Napoleon's weilte, wurde von diesem aufgefordert, vom Kaiser Franz zu verlangen, daß er den Fürsten Johann Liechtenstein nach Wien schicke. „Die Diplomaten," setzte Napoleon hinzu, „wissen eine Angelegenheit wie die gegenwärtige nicht fertig zu bringen; wir Soldaten verstehen uns besser darauf. Der Kaiser sende mir den Fürsten Liechtenstein, und wir werden den Proceß binnen vierundzwanzig Stunden beendigen; ich werde ihm sagen, was ich wünsche und was ich vom Kaiser verlange, und dieser wird es mir gewähren, weil er gerecht und weise ist. Was ich will, ist nicht das Verderben des Kaiserthums Oesterreich, sondern seine Befestigung. Was ich Verletzendes gegen den Kaiser Franz beim Beginn des Krieges gesagt habe, war nichts als eine Phrase; man erlaubt sich derlei vor der Schlacht, es verfliegt mit dem Pulverdampf der Kanonen."

Ich wurde von der Sendung des Feldmarschalls Fürsten v. Liechtenstein durch einen Adjutanten benachrichtigt, der ihm vorauseilte mit

dem Befehle, sein bevorstehendes Eintreffen in Wien anzukünden. Der Fürst folgte ihm auf dem Fuße und stieg bei mir in Altenburg ab. Er überbrachte mir einen Brief des Kaisers Franz, in welchem derselbe mir mittheilte, diese Sendung habe keinen andern Zweck, als den, endlich von Napoleon's Willensmeinung Kenntniß zu erlangen; der Feldmarschall habe Befehl, Alles anzuhören, über keinen Gegenstand aber sich in eine Erörterung einzulassen. Nachdem der Fürst mir ebenfalls von dem Inhalte seiner Instructionen Kenntniß gegeben hatte, sagte ich ihm: „Wäre ich von Ihrer Sendung benachrichtigt worden, ehe Sie die Vorposten der französischen Armee passirt hatten, ich hätte es auf mich genommen, von Ihnen zu verlangen, daß Sie zuwarten, bis ich mit dem Kaiser gesprochen haben würde. Dies geht nun in Altenburg nicht mehr; Sie sind im Bereiche der feindlichen Armee und müssen Ihren Weg fortsetzen. Ich mache Sie aber aufmerksam, daß von zwei Dingen Ihnen eines widerfahren wird: entweder wird Napoleon Sie auf etwas einzugehen verleiten, was unsere Sache compromittirt, oder er wird Sie hindern, auf Ihren Posten zurückzukehren. Die Armee bedarf ihres Führers; dies weiß Napoleon und darum entfernt er Sie von ihr. Er will den Kaiser zu einem Frieden zwingen, wie ihn dieser nicht abschließen darf, oder ihn der Mittel zur Fortsetzung des Krieges berauben." Der Fürst, den meine Worte gewaltig erschütterten, erklärte sich bereit, nach Totis zurückzukehren. Ich machte ihm begreiflich, daß er den Auftrag, den er übernommen, ausführen, aber auch alle Anstrengungen machen müsse, um nicht von demselben abzuweichen.

Ich fühle mich im Gewissen verpflichtet, hier das Bild des Fürsten Johann Liechtenstein zu entwerfen, eines der ehrenhaftesten Charaktere jener traurigen Zeit. Er war für das Kriegshandwerk geboren, ihm fehlten dagegen die Eigenschaften, die den Staatsmann ausmachen. Von überquellendem Eifer für das Gute, begabt mit ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und einer in jeder Probe Stand haltenden Tapferkeit, warmer Patriot und immer zu allen Opfern bereit, aber jener Ruhe ermangelnd, die erforderlich ist, um die Dinge und die Menschen in ihrem richtigen Werthe zu erkennen, war er schon im Jahre 1805 der Gewalt unterlegen, die Napoleon in so hohem Grade auf Jene

auszuüben verstand, auf die zu wirken er als in seinem Interesse liegend betrachtete. Fürst Johann sah in Napoleon nur den schlichten Soldaten; in dieser Eigenschaft glaubte er sich mit ihm messen zu können. Er täuschte sich selbst und konnte von da ab der Schlauheit eines Mannes nicht entrinnen, der in so seltener Weise die verschiedensten Fähigkeiten in sich vereinigte.

Nachdem der Feldmarschall von Altenburg abgereist war, suchte ich Herrn v. Champagny auf und benachrichtigte ihn, daß ich, da mehrere Tage verstreichen müßten, ehe wir etwas zu thun bekämen, mich nach Totis zu begeben denke, jedoch bereit sei, sobald aus Wien die ersten Nachrichten in Folge der Ankunft des Fürsten Liechtenstein im französischen Hauptquartier eingetroffen wären, nach Altenburg zurückzukehren. „Diese Nachrichten," fügte ich bei, „werden übrigens den Abbruch der Altenburger Verhandlungen bedeuten." Herr v. Champagny wollte meine Voraussagung nicht zulassen. Ich eilte am andern Morgen zum Kaiser und traf in Totis den Grafen Stadion, der seit Kurzem von Böhmen sich dahin begeben hatte.

Meine Befürchtungen verbarg ich dem Kaiser nicht und konnte mich überzeugen, daß er im Punkte der Absendung des Fürsten Liechtenstein nur im Vertrauen auf die von Napoleon eingegangenen Verbindlichkeiten und in Folge eines Ministerrathes, der für den Versuch sich ausgesprochen, nachgegeben hatte. Vor seiner Abreise von Totis war Fürst Liechtenstein den Pflichten seines Dienstes nachgekommen und hatte alle eventuellen Verfügungen für die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten getroffen. So befand sich die von mir zu beobachtende Haltung auf ein passives Zuwarten beschränkt, zumal auch Graf Stadion eingewilligt hatte, für den Fall des Bruches das Ministerium wieder zu übernehmen.

Am Tage nach meiner Rückkehr zum Kaiser erhielt ich von Herrn v. Champagny die Anzeige, Napoleon habe ihn soeben nach Wien berufen, in Folge dessen die Altenburger Verhandlungen als abgebrochen zu betrachten seien.

Mehrere Tage verstrichen ohne Nachrichten aus Wien. Fürst Liechtenstein hatte dem Kaiser von der wohlwollenden Aufnahme, die er bei Napoleon gefunden, Bericht erstattet mit dem Beifügen, daß dieser

jedoch sich geweigert habe, mit ihm auf den Gegenstand seiner Berufung einzugehen, vielmehr ihn zu diesem Ende an den Herzog von Bassano (Maret) verwiesen habe, der damals Minister-Staatssecretär oder was dasselbe ist, Chef des persönlichen Kabinets des Kaisers war. Ich schloß daraus auf die Wahrscheinlichkeit, daß auch meine anderen Vorahnungen unverweilt in Erfüllung gehen werden. Von da ab richtete ich alle meine Sorgfalt auf die Vorbereitungen zum Kriege; die Mittel, über die wir noch verfügten, waren unermeßlich. Die Demonstrationen der russischen Armee auf der galizischen Seite beunruhigten mich nicht. Ich ermunterte den Kaiser, nur nach vorwärts zu blicken. Die Geduld des Kaisers ging zur Neige; Seine Majestät beschlossen die Rückberufung des Fürsten Liechtenstein und ich wurde beauftragt, die entsprechende Expedition vorzubereiten.

Ich machte am 14. October gegen Abend auf der Straße von Totis nach Wien einen Spaziergang, als ich Equipagen auf mich zu kommen sah, die ich als die des Fürsten Johann Liechtenstein erkannte. Der Fürst ließ, als er mich bemerkt hatte, seinen Wagen halten, sprang heraus und sagte mir: „Ich bringe den Frieden, aber auch meinen Kopf mit, der Kaiser wird nach seinem Gutdünken über den einen wie den andern verfügen."

Folgendes war in Wien geschehen. Napoleon, wie bereits erwähnt, hatte sich geweigert, über den Gegenstand, der den Fürsten Liechtenstein zu ihm geführt, in Besprechung einzugehen und den Letztern an den Herzog von Bassano gewiesen. Seinerseits erklärte dieser dem Feldmarschall, daß er, da er nicht Minister der auswärtigen Angelegenheiten sei, die Ankunft des Herrn v. Champagny abwarten müsse, den der Kaiser zum Unterhändler bestimmt habe. Fürst Liechtenstein verlor sich in Protesten, daß er mit keiner Unterhandlung beauftragt sei. Herzog von Bassano achtete nicht darauf. „Sie werden mit Herrn v. Champagny die Sache besprechen," sagte er, „und sich leicht mit einem Manne verständigen, der ebenso versöhnlichen Geistes als von der Willensmeinung des Kaisers unterrichtet ist." Auf die Bemerkung des Feldmarschalls, daß der Ort für die Friedensunterhandlungen in Altenburg sei, versetzte Herzog von Bassano, der Kaiser, sein Herr, habe von dort seinen Bevollmächtigten abberufen, weil man nicht gleichzeitig an

zwei Orten unterhandeln könne. Darauf erklärte Fürst Liechtenstein, daß er sofort Wien zu verlassen gedenke. „Das können Sie nicht," entgegnete ihm Herzog von Bassano, „der Kaiser würde dies als das Zeichen zum Bruch des Waffenstillstandes ansehen; Sie wären es, der, von Ihrer Armee entfernt, deren Schicksal compromittiren würde und so auch das Ihres Landes. Und was braucht es, um eine so erschreckliche Verantwortlichkeit von Ihnen fernzuhalten? Einen kurzen Aufschub, um zu erfahren, was Napoleon dem Kaiser, Ihrem Herrn, vorzuschlagen gedenkt!" In diese Sackgasse festgerannt, entschloß sich Fürst Liechtenstein, zu bleiben.

Nach der Ankunft des Herrn v. Champagny begannen unter dem Namen von Vorbesprechungen Conferenzen, die in der Nacht vom 13. zum 14. October mit der Unterzeichnung eines Schriftstückes ihren Abschluß fanden, welches der französische Minister als das zur Kenntniß des Kaisers von Oesterreich zu bringende Project des Friedensvertrages bezeichnet hatte. Nach der Unterzeichnung der Acte, welcher der Fürst Liechtenstein eben nur diese und keine andere Bedeutung beilegte, kehrte er um 5 Uhr Morgens nach Hause zurück; für 10 Uhr hatte er seine Postpferde bestellt, als er plötzlich mit Tagesanbruch Kanonenschüsse hörte, und auf seine Anfrage, was dies Feuern bedeute, vernahm, es verkünde der Hauptstadt Oesterreichs die Unterzeichnung des Friedens. Er wollte auf der Stelle von Napoleon Rechenschaft über dies Ereigniß fordern, dieser aber hatte soeben Schönbrunn mit seinem Gefolge verlassen!

Dies ist die nur in beschränktem Kreise bekannte Geschichte des Wiener Friedens vom 14. October 1809[43]). Ein Friedensact voll unwürdiger Hinterlist, der jeder völkerrechtlichen Grundlage entbehrte.

Die vom Kaiser zu treffende Entscheidung konnte in einer Gestaltung der Umstände, wie sie damals war, nicht zweifelhaft sein. Ohne sich selbst und sein Reich in der gefährlichsten Weise bloß zu stellen, konnte er die Beendigung des Krieges nicht widerrufen und einen Friedensschluß nicht zurückweisen, der in der Hauptstadt und in mehr als einem Drittheil der ihm noch verbliebenen Lande unter dem Jubel der Bevölkerung bereits verkündet worden war. Der Kaiser ratificirte den Vertrag.

Durch dies Ereigniß an sich hatte das Interim der mir übertragenen Functionen sein Ende erreicht. Ich entfaltete nunmehr den Charakter eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und gestehe freimüthig, daß ich von dem Portefeuille mit mehr Selbstvertrauen, als ich mir im verflossenen Juli zugemuthet hatte, Besitz ergriff. Was eben vorgegangen war, ließ mich in Napoleon eine Seite entdecken, die ihn in meinen Augen bedeutend niedriger stellte und vor meinem Gewissen die von mir zu vertheidigende Sache in gleichem Maße erhob.

Ich kam Ende November mit dem Kaiser nach Wien zurück und stieg im Palaste der Hof- und Staatskanzlei ab [44]).

Die Bedingungen der Acte vom 14. October erhielten nach allen Richtungen ihre loyale Ausführung. Die noch von den französischen Streitkräften und denen des Rheinbundes besetzt gehaltenen Punkte des Reiches wurden geräumt und die Kriegscontribution in den festgesetzten Terminen abgeführt. Die Wiederkehr des Kaisers in seine Hauptstadt glich einem Triumphzuge. Die Bevölkerung derselben wie der Provinzen, die von der Anwesenheit eines Feindes befreit waren, welcher das Raffinement in der Ausnützung aller Hilfsmittel der von ihm besetzten Länder auf's Höchste getrieben hatte, sah über ihre Existenz nicht hinaus. Napoleon hatte in Europas Augen die Geltung einer unwiderstehlichen Macht erlangt, unter deren Joch es ganz und gar sich beugen müsse. In der Meinung der Massen handelte es sich nicht mehr darum, sich diesem Geschicke zu entziehen, sondern dessen Last so viel als thunlich zu vermindern. Meine Gedanken mußten höher gehen. Bei der auf mir lastenden ungeheuren Verantwortlichkeit fand ich nur zwei Punkte, auf die mich zu stützen mir möglich schien: es waren die unerschütterliche Charakterstärke des Kaisers Franz und mein Gewissen.

Die Folgen der Erhebung Oesterreichs im Jahre 1809 waren für das Reich die verheerendsten. Der Wiener (sogenannte) Friedensschluß hatte dasselbe in einen eisernen Zirkel gebannt, seiner Verbindung mit dem adriatischen Meere beraubt und es von Brody, dem nordöstlichen Berührungspunkte mit Rußland, bis zu den südöstlichen Grenzmarken gegen das ottomanische Reich mit einem Ländergürtel umzingelt, welcher unter dem Scepter oder unter dem directen Ein-

flusse Napoleon's stand. Von Freiheit der Bewegung konnte sonach für das Reich nicht die Rede sein, und der Sieger hatte, so viel an ihm lag, gethan, um eine abermalige Kraftentwicklung zu verhindern, indem er durch einen geheimen Artikel im Friedensschlusse das Ausmaß der österreichischen Streitkräfte auf ein Maximum von hundertfünfzigtausend Mann beschränkte.

Zu der harten Aufgabe berufen, die politische Existenz des Reiches unter so widrigen Zuständen zu schirmen, stellte ich mich der allgemeinen Lage des europäischen Continents und der eigenthümlichen des österreichischen Staates gegenüber, und legte die Uebel, welche den Einen und den Andern drückten auf die Wage, an deren Zünglein ich meinen Standpunkt nahm.

Als den Ausgangspunkt der auf Europa lastenden Uebel erblickte ich die sociale Revolution, wie sie im Jahre 1789 sich in Frankreich Bahn gebrochen hatte. Als deren schulgerechte Folge erkannte ich den militärischen Despotismus mit seinem höchsten Ausdrucke in Napoleon. Hatten die Kriege, von der Revolution herbeigeführt, Deutschland und Oesterreich vor der Ansteckung der socialen Theorien während der verflossenen zwanzig Jahre (1789—1809) bewahrt — denn die Völker nehmen nicht gern die ihnen durch die Waffen gebotenen Lehren als Wohlthaten an — so erkannte ich zugleich in Folge der Lage, in welcher Napoleon sich befand, in dem Manne selbst einen Damm gegen die Bestrebungen der anarchischen Theorien in Frankreich und in jenen Ländern, auf welchen sein eiserner Arm lastete. Die socialen Fragen stellte ich sonach in den Hintergrund, in die erste Linie meiner Beobachtung aber die Erhaltung des Kernes, welcher nach den unglücklichen Feldzügen annoch das österreichische Kaiserreich bildete. Daß Napoleon durch seine Gelüste nach bleibender Beherrschung des europäischen Continents die Schranken des Möglichen bereits überschritten habe, dies unterlag in meinen Augen keinem Zweifel. Daß er und seine Unternehmungen den Folgen dieser Ueberstürzung nicht entgehen würden, sah ich voraus. Von dem Wann und dem Wie konnte ich mir keine Rechenschaft geben. Sonach zeichnete mir mein Gewissen die Richtung vor, welche ich einzuschlagen hatte, um einer natürlichen Entwicklung der Lage nicht in den Weg zu treten, und für Oesterreich

die Chancen offen zu halten, welche die erste aller Gewalten, die Gewalt der Dinge, für das schwer bedrohte Heil des Kaiserstaates unter der charakterstarken Regierung seines Monarchen in näherer oder fernerer Zukunft bieten konnte.

Da ich also vor Allem die Entwicklung der Ereignisse nach der Rückkehr Napoleon's in seine Hauptstadt abzuwarten hatte, so benützte ich die mir dadurch gegönnte Muße bei meinem Eintreffen in Wien, um mich in den Anforderungen des mir anvertrauten Departements zu orientiren. Zunächst gab ich der Staatskanzlei eine zeitgemäßere innere Organisation, wobei mir die frühere Einrichtung unter Fürst Kaunitz vorschwebte[45]).

Ueber meinen Vorschlag hatte der Kaiser Franz den Fürsten Carl v. Schwarzenberg zum Botschafter in Frankreich ernannt; die Wahl hätte keine bessere sein können. Die Folge der Ereignisse hat es bewiesen.

Sowol vor als nach dem Abschluß des Wiener Friedens war zwischen Napoleon und dem österreichischen Kabinete nicht ein Wort über die Heiratsabsichten des Kaisers der Franzosen gewechselt worden. Wir waren von den Unterhandlungen unterrichtet, welche Napoleon mit dem russischen Hofe zur Vermälung mit einer Großfürstin angeknüpft hatte, und desgleichen wußten wir, daß Napoleon die einer canonischen Grundlage entbehrende Ehe mit der Kaiserin Josephine zu lösen entschlossen sei. Von dessen Absichten auf eine österreichische Erzherzogin waren wir so wenig unterrichtet, daß, als uns die ersten Anzeichen durch Aeußerungen des Herrn de Laborde zukamen, wir dieselben als ein Traumgebilde betrachteten und der Sache erst dann einen ernsten Charakter beilegten, als Napoleon selbst anläßlich eines Ballfestes meine in Paris zurückgebliebene Frau aufforderte, mir seine Absicht kund zu geben. Damit hatte es folgendes Bewandtniß.

Auf einem Maskenball beim Erzkanzler Cambacérès, für welchen meine Frau eine dringende Einladung erhalten hatte, bemächtigte sich eine Maske, in der sie unverweilt Napoleon erkannte, ihres Armes. Diese Maske führte sie in ein die Flucht der Gemächer abschließendes Kabinet. Nach einigen unbedeutenden Scherzen stellte ihr Napoleon die Frage, ob sie glaube, daß die Erzherzogin Marie Louise seine Hand

annehmen und der Kaiser, ihr Vater, in diese Verbindung willigen würde. Meine Frau, durch diese Frage sehr überrascht, betheuerte, daß es ihr unmöglich sei, sie zu beantworten. Darauf fragte Napoleon weiter, ob sie an der Stelle der Erzherzogin ihm ihre Hand gewähren würde. Meine Frau versicherte ihn, sie würde dieselbe in solchem Falle ihm verweigern. „Sie sind boshaft!" sprach der Kaiser zu ihr, „schreiben Sie Ihrem Gemal und fragen Sie ihn, was er von der Sache denke." Meine Frau weigerte sich dessen und bezeichnete ihm den Fürsten Schwarzenberg als das Organ, durch welches er sich mit dem kaiserlichen Hofe in Beziehung zu setzen habe. Auch säumte sie nicht, den auf dem Ball anwesenden Botschafter von dem, was zwischen dem Kaiser und ihr vorgegangen war, in Kenntniß zu setzen.

Am folgenden Morgen erschien Prinz Eugène bei dem Fürsten Schwarzenberg und machte ihm „im Namen des Kaisers und mit Vorwissen seiner Mutter, der Kaiserin Josephine" die nämliche Eröffnung, worauf der Botschafter erklärte, die erhaltene Mittheilung lediglich ad referendum nehmen zu können.

Nachdem ein Courier mir diese Nachricht gebracht hatte, verfügte ich mich zum Kaiser. „Eure Majestät," sagte ich, „finden sich hiemit in einer Lage, in der der Herrscher und der Vater allein ja oder nein sagen können. Das Eine oder das Andere wird von Ihnen ausgesprochen werden müssen, denn eine ausweichende oder verzögernde Antwort ist nicht möglich."

Der Kaiser sammelte sich einen Augenblick und fragte mich dann, was ich an seiner Stelle thun würde.

„Es gibt Fälle im Leben der Staaten wie der Privatmenschen," erwiederte ich, „wo ein Dritter nicht im Stande ist, sich in die Lage Desjenigen zu versetzen, auf dem die Verantwortung für die Entscheidung ruht. Diese Fälle sind ganz besonders jene, in denen die Berechnung allein zur Herbeiführung einer Entschließung nicht ausreicht. Eure Majestät sind Herrscher und Vater — Ihnen allein kommt es zu, Ihre Pflichten in dieser und jener Richtung zu Rathe zu ziehen."

„Ich lege die Entscheidung in die Hände meiner Tochter," versetzte der Kaiser mit Wärme; „da ich ihr nie Zwang anthun werde, wünsche ich, bevor ich meine Pflichten als Monarch in Erwägung ziehe,

zu wissen, was sie über sich selbst entscheidet. Suchen Sie die Erzherzogin auf und berichten Sie mir, was sie Ihnen sagen wird. Ich selbst will sie nicht von der Sache benachrichtigen, damit es nicht den Anschein gewinne, als wolle ich auf ihre Entschließung Einfluß nehmen."

Ich begab mich auf der Stelle zur Erzherzogin Marie Louise und legte ihr einfach den Fall vor, ohne Umschweife und Phrasen, weder für noch gegen den Vorschlag. Die Erzherzogin hörte mich mit ihrer gewohnten Ruhe an, und nach einem Augenblicke der Ueberlegung fragte sie mich: „Was will mein Vater?"

„Der Kaiser," entgegnete ich, „hat mich beauftragt, Eure kaiserliche Hoheit zu befragen, was Sie in einem für das Schicksal Ihres Lebens so wichtigen Falle zu entscheiden gedenken. Fragen Sie nicht, was der Kaiser will, sagen Sie mir, was Sie wollen."

„Ich will nur, was zu wollen meine Pflicht ist," erwiederte die Erzherzogin; „wo es sich um das Interesse des Reiches handelt, ist dies Interesse zu Rathe zu ziehen, und nicht mein Wille. Bitten Sie meinen Vater, seine Herrscherpflichten zu befragen und dieselben keinem an meine Person geknüpften Interesse unterzuordnen."

Nachdem ich dies Ergebniß meines Auftrages dem Kaiser berichtet hatte, sagte er mir im Tone jener geraden Offenheit, die ihm in den schwierigsten Umständen eigen war: „Ich bin über das, was Sie mir von meiner Tochter bringen, nicht überrascht; ich kenne sie zu gut, als daß ich es nicht hätte erwarten sollen. Die Zeit, welche Sie bei ihr zugebracht, habe ich dazu benützt, meine Wahl zu treffen. Meine Zustimmung zur Heirat wird der Monarchie einige Jahre politischen Friedens sichern, die ich zur Heilung ihrer Wunden werde verwenden können; der Wohlfahrt meiner Völker sind alle meine Kräfte geweiht, ich kann daher in meiner Entscheidung nicht schwanken. Senden Sie einen Courier nach Paris und melden Sie, daß ich die Bewerbung um die Hand meiner Tochter annehmen werde, unter dem ausdrücklichen Vorbehalte jedoch, daß weder von der einen noch von der anderen Seite irgend eine Bedingung daran geknüpft werde; es gibt Opfer, die durch nichts, was einem Handel nahe kommt, befleckt werden dürfen."

Das ist die Wahrheit in Betreff der Heirat Napoleon's mit der Erzherzogin Marie Louise[46]).

Da Napoleon den Fürsten Schwarzenberg ausgeholt hatte, ob einige Zugeständnisse von seiner Seite dem Kaiser Franz angenehm sein könnten, war der Botschafter in der Lage, sich gegen ihn in denselben Ausdrücken, welche der Kaiser selbst gebraucht hatte, zu erklären.

Eine Frage, die ganz natürlicher Weise das Publicum lebhaft beschäftigte, war die der Ehetrennung zwischen Napoleon und Josephine. Diese Frage bestand für die Kirche nicht und folglich auch nicht für den Kaiser. Napoleon hatte unter der ausdrücklichen Clausel der Lösbarkeit des Bandes eine bürgerliche Ehe geschlossen, es war also keine in den Augen der Kirche giltige Ehe. Wäre es anders gewesen, die Sache hätte gar nicht zur Sprache kommen können. Die Auflösung der vorgeblichen ersten Ehe hatte daher nur den Werth einer bloßen Formalität, wie das französische bürgerliche Gesetz sie verlangte.

Daß das Ereigniß die Bedeutung einer zwischen Vergangenheit und Gegenwart gezogenen Scheidelinie besaß, liegt am Tage. Ich fühlte mich nun dazu berufen, meine ernstesten Blicke nach der Zukunft zu richten, und ich glaube dieser Aufgabe nach besten Kräften nachgekommen zu sein.

---

## Sechstes Capitel.

---

# Besondere Mission in Paris (1810).

Was beabsichtigte Napoleon mit der Heirat Marie Louisens? — Marschall Berthier als Brautwerber für Napoleon. — Erzherzog Carl als Vertreter Napoleon's beim Trauacte in Wien. — Marie Louisens Abreise. — Metternich's Mission nach Paris. — Aufenthalt im Hoflager zu Compiègne. — Erste Unterredung Metternich's mit Napoleon. — Wohnung in Paris. — Volksstimmung Frankreichs über die Heirat. — Napoleon's Anerbieten, die Mediatisation der Häuser Schwarzenberg und Metternich aufzuheben. — Verlängerung des Pariser Aufenthaltes. — Stellvertretung durch Metternich's Vater in Wien. — Reise nach Cambrai. — Ballfest bei Schwarzenberg. — Detail-Geschäfte. — Häufige Berührungen mit dem Hofe. — Das europäische Archiv. — Napoleon's Ansichten über England. — Sondirung der türkischen Frage. — Beginnende Spannung mit Rußland. — Wahl des schwedischen Thronfolgers. — Klarheit der Absichten Napoleon's in Betreff Rußlands. — Abschieds-Audienz. — Rückkehr nach Wien. — Reise in's Hoflager des Kaisers Franz nach Graz. — Metternich's Aussprüche. — Schuwalow's Allianz-Anträge. — Stellung zu Preußen.

Da der von Napoleon unternommene Schritt einen ersten Ausgangspunkt haben mußte, so betrachtete ich es als meine nächste und wichtigste Aufgabe, den Beweggründen des Kaisers auf die Spur zu kommen. Der Verbindung Napoleon's mit der österreichischen Kaiserfamilie lag zweifelsohne eine Berechnung zu Grunde. Wohin mochte dieselbe zielen?

Will der kaiserliche Eroberer den Degen in die Scheide stecken und die Zukunft Frankreichs und seiner Familie auf die Principien der Ordnung im Innern und des Friedens nach Außen bauen?

Oder geht der kriegerische Fürst darauf aus, mit Hilfe Oesterreichs eine Dynastie zu gründen und gleichzeitig sein Eroberungssystem fortzusetzen?

Das waren die Fragen, von deren Beantwortung die Entscheidung über die Zukunft abhing. Die erstere dieser Annahmen erschien

mir in Anbetracht des Charakters Napoleon's nicht wahrscheinlich, die andere beruhte auf so unpraktischen Voraussetzungen, daß ich doch nicht mit Sicherheit auf dieselben bauen konnte, so sehr sie auch sonst den Gewohnheiten jenes Fürsten entsprachen. So entschloß ich mich denn, dem Kaiser den Vorschlag zu machen, daß ich mich gleichzeitig mit der neuen Kaiserin nach Paris begebe und dort so lange verweile, bis ich das Wahre in der Sachlage an's Licht gefördert haben würde. Der Kaiser billigte meinen Vorschlag und ich setzte ihn zur gegebenen Stunde in's Werk.

Der mit dem Titel eines Fürsten von Neufchatel und Wagram bekleidete Marschall Berthier war mit dem Auftrage nach Wien entsendet worden, um die Hand der Erzherzogin Marie Louise zu werben. Erzherzog Carl, mit Napoleon's Procuration betraut, vertrat den Bräutigam am Altar, und die Uebergabe der Kaiserin fand zu Braunau statt, wo sie von der Königin von Neapel, der Schwester Napoleon's, empfangen ward. Die österreichische Bevölkerung nahm das Ereigniß mit jenem Gefühle auf, welches nach langen Kriegen und unermeßlichen Opfern jede Aussicht auf Ruhe als Wohlthat begrüßt: sie sah darin ein Unterpfand des Friedens[47]). Des Kaisers und meine Hoffnungen gingen nicht so weit, sie beschränkten sich auf den Gewinn einer Ruhezeit zur Wiedererstarkung unserer Hilfsquellen für den möglichen Fall einer nothwendigen Vertheidigung der Interessen des Reiches.

Um nicht den gleichen Weg wie die Kaiserin Marie Louise einzuschlagen, die über Süddeutschland und Straßburg nach Paris reiste, wählte ich die Straße über Metz nach Compiègne, wohin eine Einladung Napoleon's mich berufen hatte. An dem letztgenannten Orte vereinigten sich mit mir Fürst Schwarzenberg und meine Frau, die von Paris sich dahin begeben hatte. Alle Mitglieder der kaiserlichen Familie fanden sich im Schlosse von Compiègne versammelt, welches der Kaiser zum Empfang seiner neuen Gemalin mit großer Pracht hatte neu einrichten lassen. In dem Augenblicke, als ich in Compiègne eintraf, hatte Napoleon das Schloß eben verlassen, um der Kaiserin entgegen zu eilen, und so wurde ich erst nach seiner ersten Begegnung mit ihr von ihm empfangen.

Napoleon nahm mich mit sichtlichen Zeichen der Befriedigung auf. Er gefiel sich darin, mir die Genugthuung auszudrücken, die er über

den Abschluß der Angelegenheit, die ihn in diesem Augenblicke allein beschäftigte, empfand, ging in alle Einzelheiten über den Verlauf derselben ein und kam immer wieder auf sein Thema zurück, daß wir Nichts außer Acht gelassen hätten, um das glückliche Ereigniß des Augenblicks so süß und angenehm wie möglich zu gestalten. Er sprach mir von dem gänzlichen Vergessen des Vergangenen, von einer glücklichen und ruhigen Epoche, bei der wir nunmehr angelangt wären, von der Unmöglichkeit, daß fürder etwas die zwischen uns begründeten natürlichen Beziehungen stören würde, wogegen ich dem Wunsche Ausdruck gab, mich während meines Aufenthaltes in Paris über mehrere Gegenstände von großer Wichtigkeit für uns und von gemeinsamer Nützlichkeit für beide Kaiserreiche aussprechen zu dürfen[48]).

Das kirchliche Detail über die Angelegenheit der Scheidung lenkte das Gespräch auf den bestehenden Zwist mit dem heiligen Stuhl, und ich fühlte mich berufen, unsere guten Dienste zwischen Papst Pius VII. und Napoleon nicht zu verweigern. Daß dieser Schritt in der Hauptsache von keinem Erfolg gekrönt war, hindert nicht, hier davon Erwähnung zu machen[49]).

Napoleon sprach auch vom letzten Kriege, wobei ihm sehr interessante Geständnisse entschlüpften. „Wenn Ihr," so sagte er unter Anderem, „im Monate September die Feindseligkeiten wieder aufgenommen und mich geschlagen hättet, ich wäre verloren gewesen"; und als er sah, daß er zu viel gesagt habe, nahm er das Wort „verloren" zurück und ersetzte es durch „in große Verlegenheit gekommen". Ich aber ließ ihn nicht los, sondern versicherte ihn, ich halte mich an seinen ersten Ausdruck, und jene Ueberzeugung habe mir in meiner Haltung zu Altenburg viele Kraft verliehen. Ich dankte ihm persönlich dafür, daß er mich zur Zeit der Wiener Unterhandlungen abgelehnt habe und versicherte ihn, daß ich den letzten Frieden nie abgeschlossen hätte. „Nun, was hätten Sie denn gemacht?" unterbrach mich Napoleon.

„Einen unserer wirklichen Stärke entsprechenderen und also weit bessern Frieden hätte ich gemacht, wo nicht, den Krieg."

„Krieg," fiel der Kaiser mir in's Wort, „da hätten Sie Unrecht gethan, ich war schwer aus Wien zu vertreiben, aber Frieden, einen besseren als den Eure Unterhändler in Schönbrunn erzielten, das glaube auch ich."

Soeben eingelangte Nachrichten aus Petersburg meldeten, daß Napoleon's Vermälung dort sehr unangenehm berührt habe. Ich war davon keineswegs überrascht, doch einigermaßen beunruhigt; denn was wir wünschten, bemerkte ich, sei lediglich Friede und Ruhe und es könne daher nicht in unserer Absicht liegen, daß Rußland sich compromittire.

„Was verstehen Sie darunter?" fragte mich Napoleon.

„Rußland habe Furcht," antwortete ich, „und handle unter diesem Einfluß; es fürchte Frankreich, es werde unsere Beziehungen zu Frankreich fürchten und vor lauter Unruhe und Besorgniß in Bewegung gerathen."

„Haben Sie keine Angst," unterbrach mich Napoleon, „wenn die Russen sich compromittiren wollen, werde ich dergleichen thun, sie nicht zu verstehen." Dabei verbreitete er sich weitläufig über seine Beziehungen zu dieser Macht, woraus ich ersah, wie es der ganzen Weisheit und der vollen Bedächtigkeit des Vorgehens von Seite Oesterreichs bedürfen werde, um eine Entzweiung mit Rußland hintanzuhalten. —

Nach einem kurzen Aufenthalt im kaiserlichen Hoflager zu Compiègne begab ich mich nach Paris, woselbst der Kaiser das Hotel des Marschalls Ney mit einem vollständigen Hausstaat zu meiner Verfügung gestellt hatte, wovon ich jedoch nur bei einigen besonderen Anlässen Gebrauch machte. Da ich mit meiner Familie dem Hofe nicht zur Last fallen wollte, so nahm ich meinen gewöhnlichen Aufenthalt in dem Hause, das meine Frau seit meiner Abreise von Paris im Mai 1809 in der Chaussée d'Antin bewohnte.

Das Erscheinen der Kaiserin Marie Louise in Frankreich wurde von dem dortigen Publicum mit demselben Gefühle aufgenommen, das ihre Verehelichung mit Napoleon in Oesterreich hervorgerufen hatte. Frankreich war des Krieges müde. Nach den vielen unheilvollen Kämpfen, die der Eroberungsgeist des französischen Herrschers hervorgerufen hatte, begegneten sich die Sieger wie die Besiegten in dem Wunsche und der Hoffnung eines endlichen Abschlusses. Beweise davon fand ich in allen Classen der Bevölkerung und ganz besonders im Schoße der Familie Napoleon's selbst.

Auch die späteren Unterredungen, die ich mit dem Kaiser hatte, bewegten sich in Erklärungen voll Wohlwollen für Oesterreich. Als

ein besonderes Zeichen seiner Gunstbezeigung trug Napoleon dem Fürsten Carl v. Schwarzenberg (damals österreichischen Botschafter in Paris) und mir an, die Mediatisation unserer Häuser aufzuheben und diese als souveraine Glieder in die Rheinische Conföderation einzureihen, ein Antrag, welchen wir Beide in Anbetracht unserer amtlichen Stellungen in höflichster Form ablehnten.

In meinem Verkehr mit dem Kaiser nahmen wir sozusagen den Faden des Gesprächs dort wieder auf, wo wir ihn vor dem Kriege abgebrochen hatten. Ich war indessen nicht gekommen, das Vergangene zu studiren, sondern einen Ausblick in die Zukunft zu gewinnen, und da ich wünschen mußte, daß mir das bald gelinge, so machte ich eines Tages dem Kaiser bemerklich, daß mein Aufenthalt in Paris nicht von langer Dauer werde sein können. „Eure Majestät," sagte ich ihm, „haben mich als Gefangenen nach Oesterreich führen lassen, jetzt komme ich als freier Mann, aber nicht auch frei von schweren Pflichten nach Paris zurück. Heute, wo ich mit einer ungeheuren Verantwortlichkeit beladen bin, habe ich in Wien meine Pflichten zu erfüllen. Kaiser Franz hat gewünscht, daß ich der Einführung seiner Tochter in Frankreich beiwohne; ich bin seinen Befehlen nachgekommen, gestehe Ihnen aber offen, daß mein Wunsch weiter geht und ich eine Richtschnur finden möchte für mein politisches Verhalten in einer entfernteren Zukunft."

„Ich verstehe Sie," erwiederte Napoleon, „Ihr Wunsch begegnet meinem eigenen. Bleiben Sie noch einige Wochen bei uns und Sie werden mich befriedigt verlassen."

Diese Worte hätten mich zu der Hoffnung ermuntern können, daß mein Aufenthalt in Paris nur von kurzer Dauer sein werde, aber ich kannte Napoleon zu gut, um auf bloßen Anschein etwas zu bauen. Statt vier Wochen wurde ich fast ein halbes Jahr in Paris zurückgehalten. Bei meinem Abgehen von Wien hatte der Kaiser den k. k. Staatsminister Fürsten Franz Georg v. Metternich, meinen Vater, mit der Leitung der Hof- und Staatskanzlei betraut. Da Paris damals der Mittelpunkt der Geschäfte war, konnte meine Abwesenheit von Wien nur dann eine Aenderung in dem Gange meines Departements mit sich bringen, wenn der interimistische Leiter von meinen Ansichten

abwich; davon konnte bei meinem Vater keine Rede sein, und so sah ich mit meiner Entfernung von der Hauptstadt keinen Nachtheil für die Geschäfte verknüpft und blieb fest dabei, Napoleon nicht zu verlassen, bevor ich nicht den wahren Zweck meiner Reise nach Frankreich erreicht hätte. Die weitere Folge dieser Erzählung wird beweisen, daß ich ihn erreicht habe.

Im Mai führte Napoleon seine Gemalin nach Brüssel. Der Kaiser hatte mich eingeladen, ihn nach Cambrai zu begleiten, und so war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem die jugendliche Kaiserin allenthalben von der Bevölkerung empfangen wurde. In St. Quentin wünschte Napoleon ausdrücklich, daß ich einer Audienz beiwohne, zu welcher er die Obrigkeiten des Ortes befohlen hatte. „Ich möchte," fügte er bei, „Ihnen zeigen, wie ich mit diesen Leuten zu sprechen pflege." Ich sah, wie der Kaiser sichtlich bestrebt war, mir die Vielseitigkeit seiner administrativen Kenntnisse zu beweisen.

Nach der Rückkehr von der Reise dauerten die Festlichkeiten fort, die Paris der neuen Kaiserin bereitete. Unter denselben ragt besonders das vom Fürsten Schwarzenberg zur Vermälungsfeier veranstaltete Fest hervor, das einen so verhängnißvollen Ausgang nahm[50]).

Ich beschäftigte mich mit einigen Verhandlungen über die Ausführung einzelner Bestimmungen des letzten Friedensschlusses[51]) und brachte dieselben mit Leichtigkeit zu der von uns gewünschten Lösung. Sichtlich wollte Napoleon uns Beweise seines guten Willens geben; mir lag ob, aus dieser Stimmung zu Gunsten einiger meiner Sorgfalt übertragenen Detail-Angelegenheiten Nutzen zu ziehen[52]). Nichtsdestoweniger herrschte das große Interesse, das mich nach Paris geführt hatte, in meinen Gedanken vor und diente meinen Handlungen als Leitstern. Ueber Europas Zukunft lag ein Schleier gebreitet, den ich lüften wollte; zu diesem Ende mußte ich mir eine Freiheit des Handelns sichern, die unter jeder engeren Verbindung mit dem Eroberer nur hätte leiden können.

Somit blieb ich unzugänglich für die Liebenswürdigkeiten, die Napoleon bei Gelegenheit an Die zu verschwenden wußte, aus denen er Vortheil ziehen zu können hoffte. Ich entzog mich den Berührungen mit dem Hofe nicht, ich hatte zu demselben den freiesten Zutritt, von

dem ich indeß in Betreff der Kaiserin Marie Louise nur mit der sorgsamsten Zurückhaltung Gebrauch machte. In den Beilagen*) habe

*) Diese Beilagen sind die nachfolgenden zwei Aufzeichnungen. D. H.

### 1. Entretien avec Marie Louise aux Tuileries.

A peu près deux mois après son mariage, Napoléon me demanda un jour pourquoi je n'allais jamais voir l'Impératrice Marie Louise, hors des jours de réception, ou d'autres occasions plus ou moins solennelles. Je lui répondis que je ne connaissais aucun motif pour en agir différemment, parcontre de bonnes raisons pour en agir ainsi que je le faisais. En me plaçant en dehors de la règle commune, je prêterais à du caquetage; on me taxera de viser à quelqu' intrigue, je nuirais à l'Impératrice et je sortirais de mon caractère. „Bah," m'interrompit Napoléon, „je veux que vous voyiez l'Impératrice; allez chez elle demain matin, je lui dirai de vous attendre."

Le lendemain je me rendis aux Tuileries. Je trouvai Napoléon chez l'Impératrice. La conversation s'engagea sur des lieux communs, quand Napoléon me dit: „Je veux que l'Impératrice vous parle à coeur ouvert et qu'elle vous confie ce qu'elle pense de sa position; vous êtes son ami, elle doit ainsi ne point avoir de secrets pour vous." En finissant cette phrase, Napoléon ferma la porte du salon, mit la clef dans sa poche et disparut par une autre porte.

Je demandai à l'Impératrice ce que cette scène devait représenter; elle m'adressa la même question. Voyant qu'elle n'avait point été préparée par Napoléon, je devinai qu'il voulait sans doute me mettre dans le cas de recueillir de la bouche même de l'Impératrice des notions satisfaisantes sur les relations de son intérieur, afin de m'engager à en rendre un compte favorables à l'Empereur son père. L'Impératrice en jugea comme moi. Nous demeurâmes enfermés pendant plus d'une heure, quand Napoléon rentra en riant dans l'appartement. „Eh bien," nous dit-il, „avez vous bien causé? l'Impératrice a-t-elle dit bien du mal de moi? a-t-elle ri ou pleuré? Je ne vous en demande pas compte; ce sont vos secrets à vous deux qui ne regardent pas un tiers, ce tiers fut-il même le mari."

Nous continuâmes à causer sur un même ton de plaisanterie et je m'éloignai. Le lendemain, Napoléon chercha une occasion pour me parler. „Que vous a dit hier l'Impératrice?" me demanda-t-il. „Vous m'avez dit," lui répondis-je, „que notre conversation ne regardait pas un tiers, permettez moi d'en garder le secret."

ich einige hierauf bezügliche Einzelheiten niedergelegt, die zur Charakteristik Napoleon's dienen mögen*).

---

„L'Impératrice vous aura dit," m'interrompit Napoléon, „qu'elle est heureuse avec moi, qu'elle n'a pas une plainte à former. J'espère que vous le direz à votre Empereur et il vous croira plus qu'à d'autres."

## 2. Conseils à donner à l'Impératrice Marie Louise.

Dans le courant de l'été de l'année 1810, Napoléon me retint un jour après son lever à St. Cloud. Quand nous fûmes seuls, il me dit d'un ton assez embarrassé que je serais à même de lui rendre un service.

Il s'agit, me dit-il, de l'Impératrice; elle est jeune, sans expérience et elle ne connait pas encore les moeurs de ce pays-ci, ni le caractère des Français. J'ai placé près d'elle la Duchesse de Montebello; elle est ce qu'il lui faut, mais elle commet parfois des légèretés. Hier, par exemple, se promenant dans le parc avec l'Impératrice, elle lui a présenté un de ses cousins. L'Impératrice lui a parlé et elle a eu tort; si elle se fait présenter ainsi des jeunes gens, des petits cousins, elle deviendra bientôt la proie des intrigants. Chacun en France a toujours à demander quelque faveur. L'Impératrice sera obsédée et sans pouvoir faire le bien, elle sera exposée à mille tracas.

Je dis à Napoléon, que je partageais sa manière de voir, mais que je ne comprenais pas bien le motif qui l'engageait à me faire cette confidence.

„C'est," me dit Napoléon, „que je desire que vous parliez du fait à l'Impératrice."

Je lui témoignai ma surprise de ce qu'il ne s'en acquittait pas lui même; le conseil, lui dis-je, est bon, il est sage, et l'Impératrice a l'esprit trop droit pour ne point l'apprécier.

„Je préfère," m'interrompit Napoléon, „que vous vous chargiez de la commission. L'Impératrice est jeune; elle pourrait croire que je veux faire le mari morose; vous êtes le Ministre de son père et l'ami de son enfance; ce que vous lui direz fera plus d'impression sur elle que ce que je pourrais lui dire."

*) Das Manuscript bricht hier plötzlich ab. Die nun folgende Fortsetzung ist dem Texte des „Leitfadens zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise" entnommen. Siehe Anmerkung 1 lit. B. auf Seite 220. D. H.

.... Während seiner gewöhnlich stundenlangen Gespräche mit mir ging der Kaiser Napoleon mit großer Offenheit in seine Regierungs- und Organisationspläne in Betreff Frankreichs ein und berührte das politische Gebiet nur in der Richtung geschichtlicher Beleuchtungen.

Eines seiner Lieblingsprojecte war damals die Idee der Vereinigung sämmtlicher Archive Europas in Paris. Er werde, so sagte er mir, ein großartiges Gebäude auf dem Platz zwischen der Militärschule und dem Invalidendome aufführen lassen, nur aus Stein und Eisen, damit jede Feuersgefahr ausgeschlossen sei. Dies Gebäude solle die Archive sämmtlicher Staaten Europas aufnehmen. Auf meine Bemerkung, daß er wohl damit anfangen müsse, sich vorerst in den Besitz der Archive zu setzen, bevor er an ihre Unterbringung denken könne, erwiederte Napoleon mit treuherziger Miene: „Comment ne les aurais-je pas? Toutes les Puissances ne s'empresseront elles pas d'envoyer leurs Archives dans un lieu de dépôt tout à fait sûr? Elles seront sans aucun doute engagées à le faire par le double intérêt de la sécurité et de la science. Jugez vous même des avantages immenses qu'en retirera l'histoire! Il s'entend que chaque Etat devra avoir le droit de tenir ses documents sous la garde d'Archivistes, qui tous seront logés près de leurs papiers. Il sera libre à chacun de conserver chez lui des copies légalisées. Quel avantage immense n'y aurait-il pas à éviter les distances; on n'aura que deux pas à faire, un corridor à traverser, pour puiser dans les trésors historiques de la France, de l'Autriche, de Rome etc."

Ich konnte mich eines ungläubigen Lächelns nicht enthalten und bat ihn, die Schwierigkeiten nicht zu übersehen, auf welche dieses Project bei den anderen Staaten stoßen würde.

„Eh bien," entgegnete Napoleon, „voilà des idées étroites dont les hommes d'Etat en Europe ne savent pas se défaire! J'exécuterai mon projet; les plans de l'édifice sont en confection." Damit führte er mich in sein Kabinet, wo er mir einen Plan von Paris zeigte, auf dem die fragliche Baustelle eingezeichnet war. Nach dem Grundriß sollte der Archivpalast acht innere Höfe umfassen.

Unsere sonstigen Gespräche über politische Fragen trugen mehr das Gepräge akademischer Forschungen als der Erörterung über praktische Angelegenheiten. Auffallend waren mir bei dieser erneuerten Begegnung mit dem so reich begabten Manne seine gänzlich irrthümlichen Ansichten über England und über dessen Lebenskräfte und Geistesgang. Entgegengesetzte Ansichten ließ er nicht aufkommen und suchte ihren Schlüssel in Vorurtheilen, die er verwarf. Daß er England mittelst der Continentalsperre zu Paaren treiben werde, dies stellte er als eine mathematische Gewißheit hin. Die deutschen Zustände kannte er genau und desgleichen fällte er über manche innere Verhältnisse Oesterreichs Urtheile, die der Gediegenheit nicht ermangelten.

Von so hohem Interesse es auch für mich war, die Denkweise und die Ansichten dieses Mannes in den verschiedensten Richtungen kennen zu lernen, so gewährte mir das immer noch keine hinlänglichen Anhaltspunkte zur Aufklärung über seine nächsten Zukunftspläne. In dieser Beziehung gaben mir die siegreichen Fortschritte der russischen Waffen in der Türkei eine günstige Gelegenheit, Napoleon über die türkische Frage zu sondiren. Bei den wiederholten Besprechungen über diesen Gegenstand [53]) fing Napoleon an, den Schleier zu lüften, hinter dem sich seine innersten Gedanken bisher verborgen gehalten hatten. Er könne, so sagte er mir unter Anderem, der Festsetzung der Russen in den Donaufürstenthümern, die ohnedies mehr russisch als türkisch seien, nicht entgegentreten, daran hindere ihn Erfurt. Aber dieser russische Erfolg werde der Angelpunkt einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich sein, einer auf gemeinsame Interessen gegründeten politischen Allianz, weit bedeutungsvoller als eine bloße Familienverbindung, wie sie jetzt zwischen den beiden Höfen bestehe. Ein Vordringen der Russen auf das rechte Donau-Ufer werde er in keinem Falle dulden, ebensowenig wie ein russisches Protectorat über Serbien. Belgrad gehöre Oesterreich. „Il faudrait tâcher de vous emparer de cette place par surprise, ou de vous la faire remettre par les Serbes eux mêmes. Commencez par la prendre en dépôt, une fois dedans on ne vous en fera pas sortir."

Erst im Monate September rückte Napoleon in unseren Gesprächen mit seinen Absichten näher heraus.

Um jene Zeit war es, wo in Folge der Wahl des schwedischen Thronfolgers und der immer weiter getriebenen Anforderungen der Handelssperre und des dadurch gesteigerten Druckes auf die Continentalstaaten eine Spannung in den Beziehungen zu Rußland sich allmälig fühlbar machte, und Napoleon's Gedanken über seine nächste Haltung gegen diese nordische Macht eine bestimmte Gestalt zu gewinnen begannen, die auch in seinen Aeußerungen gegen mich zu Tage traten.

Er sprach von den Verwicklungen und Verlegenheiten, die ihm die Wahl des neuen Kronprinzen von Schweden bereiten werde. Da ich meinte, er werde wohl das Ergebniß, welches ich mehr für eine französisch-russische als schwedisch-russische Complication hielt, vorausgesehen haben, es müsse daher in seine Pläne passen, weil er es sonst zu verhindern gewußt haben würde, versicherte mich Napoleon, er sei ganz neutral geblieben und habe die Nation gewähren lassen. Ein französischer Marschall auf dem Throne Gustav Adolph's sei übrigens eine der hübschesten Possen, die man England spielen könne[54]).

Am 20. September hielt mich Napoleon unter dem Vorwand der letzten Nachrichten aus der Türkei in St. Cloud zurück. Er erging sich in einem Gespräch über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Friedens zwischen den Türken und Russen. Dabei kam er von Neuem auf die Angelegenheit der Erhebung des Fürsten von Ponte Corvo zum Nachfolger auf dem schwedischen Throne zu sprechen.

„Ich erhielt," sagte mir der Kaiser, „Nachrichten von St. Petersburg, welche darthun, daß dieses Ereigniß dort so aufgenommen wurde, wie es aufgenommen werden mußte; es wirkte nicht angenehm, allein man nimmt es mit Stillschweigen hin." Dann sprach er weiter:

„Ich betrachte die Angelegenheit Schwedens als einen mehr oder minder entfernten Anlaß zum Kriege mit Rußland. Daß sie des letzteren Eifersucht nicht errege, ist unmöglich. Ich werde den Krieg mit Rußland haben aus Gründen, die außerhalb jedes menschlichen Könnens liegen, weil sie in der Eigenthümlichkeit der Sache selbst wurzeln. Die Zeit wird bald heranrücken — und ich bin weit entfernt, sie mit meinen Wünschen oder durch Thatsachen herbeizurufen — wo die Feindschaft unausweichbar wird. Welche Rolle werden Sie dann spielen? Ich spreche Ihnen von all' Diesem keineswegs in officieller Weise, noch

weniger mit der Absicht eines Ihnen zu machenden Vorschlages, sondern einfach so, als sprächen wir über einen uns Beiden fremden Gegenstand. Bei dieser Gelegenheit müßten Sie sich entweder mit Frankreich verbinden, oder mit Rußland halten und im letzteren Falle neutral bleiben. Der zuletzt genannte Weg würde der sein, welcher Sie zu Nichts führt. Das wäre kein Mittel, sich zu erholen und wenn Sie eine blos scheinbare Neutralität bewahren wollten, um sich am Ende des Kampfes der stärkeren Partei anzuschließen, so würde diese Ihnen wenig Dank wissen und würden Sie wenig Nutzen aus einem solchen Verfahren ziehen können."

„Ich betrachte," fuhr Napoleon fort, „das, was gegenwärtig die illyrischen Provinzen ausmacht, als den wichtigsten Landestheil für Oesterreich. Diese Ihre ehemaligen Provinzen und Dalmatien bieten Ihnen alle möglichen Ausfuhrswege, welche Ihnen jetzt fehlen. Ich habe das Gefühl, daß ich Sie demüthige und unterdrücke, so lange ich diese Provinzen besitze; Sie können nur dasselbe fühlen. Es liegt darin also ein immerwährender Keim von Eifersucht und Mißstimmung zwischen Ihnen und Frankreich. Würden Sie eines Tages Conferenzen zurückweisen für die Auswechslung eines gleichwerthigen Stückes von Galizien gegen diese Provinzen? Am Tage, an welchem ich mich genöthigt sehen werde, einen Krieg mit Rußland zu führen, würde ich einen großen und mächtigen Verbündeten an einem König von Polen haben. Ich würde Ihrer nicht bedürfen und Sie würden darum nicht minder Ihren Nutzen bei dieser Combination finden."

Ich bemerkte dem Kaiser, daß ich mir nur insofern erlauben dürfe, in ein Gespräch über diesen Gegenstand einzugehen, als dabei wohl verstanden sei, daß Alles, was ich sagen würde, aus dem Munde eines Kosmopoliten, keineswegs aber aus dem eines österreichischen Ministers komme.

Ich theilte die Sache in zwei Fragen: in die Wiederherstellung eines Königreiches Polen und in die Auswechslung eines Theiles von Galizien gegen die illyrischen Provinzen.

„Die erste Frage," sagte ich zu Seiner Majestät, „ist rein politischer Natur. Ein Königreich Polen ist nichts Anderes als das Herzogthum Warschau mit einem andern Namen und mit jenen neuen

Grenzen, welche dasselbe von dem Augenblicke an, als es geschaffen ward, angestrebt hat. Der Tag, an welchem unsere galizischen Provinzen noch mehr geschmälert würden als sie es jetzt schon sind, müßte unser Interesse an der polnischen Frage sicherlich in demselben Verhältniß vermindern. Allein es scheint mir unmöglich, sich so leichthin einer Sache zu nähern, welche so vielseitige politische Ansichten darbietet und den Stand der gegenwärtigen Beziehungen in Europa ändert. Die illyrischen Provinzen sind uns unter zwanzig Gesichtspunkten unendlich wichtig. Seinerseits gewährt Galizien Vortheile, welche schwer auszugleichen wären. Illyrien bietet nur geringe Einkünfte und erreicht kaum annähernd jene von Galizien; es bietet viel weniger Menschen und Subsistenzmittel. Galizien hat wichtige Grenzpunkte für die Gesammtmonarchie. Wenn jemals die Idee einer solchen Combination dem Kaiser, meinem Herrn, in den Sinn kommen könnte, so würde der Austausch sich nur nach einem ganz anderen topographischen Verhältnisse annehmen lassen und vielen und großen Schwierigkeiten begegnen."

Napoleon entfaltete in einer langen Darlegung die Vortheile, welche für Oesterreich aus der Wiedergewinnung der illyrischen Provinzen erwachsen würden, anderseits die geringe Sicherheit Galiziens in österreichischen Händen im Falle eines glücklichen Krieges mit Rußland, der die Einverleibung der polnisch-russischen Provinzen in das Herzogthum Warschau zur Folge hätte und diesem ein großes Gewicht in der Reihe der Mächte geben müßte.

„Was die Einkünfte anbelangt," setzte der Kaiser hinzu, „so haben Sie ein Mittel der Ausgleichung; verkaufen Sie alle Domänen in Galizien, sie bilden die hauptsächlichsten Einkünfte des Landes. Es könnte sich niemals um das Galizien der ersten Theilung handeln; nichts wäre leichter, als die militärischen Grenzen im Norden Ungarns festzustellen."

„Alles, was ich Ihnen sage," fuhr der Kaiser fort, „ist zudem nur ganz und gar vertraulich. Ich will nicht, daß außer dem Kaiser und Ihnen Jemand darum wisse. Ich habe niemals Champagny davon gesprochen. Wenn dem Kriege mit Rußland auszuweichen ist, so ist mir das ganz recht; im gegentheiligen Falle ist es aber viel besser, die Folgen vorausgesehen zu haben. Was mich betrifft, so stelle ich immer die Fragen sehr einfach, sowol mir als Anderen gegenüber.

So sage ich mir zum Beispiel im gegenwärtigen Falle: Wenn es in die Hauptberechnungen Oesterreichs paßt, mit Frankreich in Uebereinstimmung zu sein, dann können ihm die illyrischen Provinzen — abgesehen von ihren administrativen Vortheilen — mehr abwerfen als Theile von Galizien, denn jene Provinzen sind ein Anlaß zur Eifersucht zwischen den beiden Mächten. Wenn Oesterreichs System sich mehr zu Rußland neigt, dann steht ganz Galizien in erster Reihe seiner Politik, weil es ihm als Verbindung dient. Ich begehre von Ihnen keine active Mitwirkung, weil ich mich entschieden habe, auf keine Coalition mehr einzugehen. Ich habe an dem Versuche von 1809 genug gehabt. Ich hätte Ihnen einen ganz andern Krieg gemacht, wäre ich allein gewesen. Ich habe niemals viel auf die Russen gerechnet, allein sie haben deswegen doch den Platz von fünfzig- bis sechzigtausend Franzosen eingenommen, welche Ihnen einen ganz andern Krieg bereitet hätten als die Russen."

„Wenn ich in dieser Weise zu Ihnen spreche," schloß Napoleon seine interessante offenherzige Unterredung, „so wollte ich mir die seltene Gelegenheit nicht entgehen lassen, daß ein Monarch sich mit einem Minister des Aeußern einer anderen Macht unterhalten könne, um der anderen Regierung einen neuen Gesichtspunkt zu eröffnen, ohne sie in den Fall einer Antwort darauf versetzen zu müssen. Ich erwarte nicht die mindeste Erwiederung auf Dasjenige, was ich Ihnen hiemit vor Ihrer Abreise mitzutheilen gewünscht habe. Der Verkauf der Domänengüter in Galizien wird mir beweisen, was der Kaiser Franz davon denkt[55])."

Ich verließ St. Cloud mit dem Bewußtsein, hinlängliches Licht geschöpft zu haben. Der Zweck meines Aufenthaltes in Paris war erreicht. Ich nahm meine Abschieds-Audienz[56]) und kehrte nach Wien zurück, wo ich in der ersten Hälfte Octobers eintraf.

Der Kaiser Franz befand sich in Graz in der Steiermark. Vor seiner Abreise aus der Hauptstadt hinterließ er mir den Befehl, ihn ohne Zeitverlust in Graz einzuholen. Ich verweilte vierundzwanzig Stunden in Wien, um Kunde über einen soeben auf dem politischen Felde stattgehabten Zwischenfall, auf welchen ich später zurückkommen werde, von meinem Vater einzuholen.

Mein Vortrag an den Kaiser über das Ergebniß meiner Wahrnehmungen in Paris beruhte auf folgenden Aussprüchen:

„Im Jahre 1811 wird der materielle Friede auf dem europäischen Continente durch eine neue Schilderhebung Napoleon's nicht gestört werden.

„Im Verlauf dieses Jahres wird Napoleon mit verstärkten eigenen Streitkräften seine Bundesgenossen zu einem gegen Rußland gerichteten Hauptschlage sammeln.

„Den Feldzug wird Napoleon im Frühjahr 1812 beginnen.

„Das Jahr 1811 muß die kaiserliche Regierung sonach zu einem Abschnitt in der unhaltbaren finanziellen Lage des Reiches in der zweifachen Richtung benützen, um einerseits das Papiergeld zu vermindern und anderseits die Mittel zu einer imponirenden militärischen Ausrüstung und Aufstellung für das folgende Jahr zu beschaffen.

„Die von Oesterreich einzunehmende Stellung wird im Jahre 1812 die einer bewaffneten Neutralität sein müssen. Die Schicksale des in jedem Falle excentrischen Unternehmens Napoleon's werden uns die Richtung angeben, welche wir später einzuschlagen haben werden. In einem Kriege zwischen Frankreich und Rußland nimmt Oesterreich eine Flankenstellung ein, welche seinen Aussprüchen im Verlauf und am Ende des Kampfes ein entscheidendes Gewicht sichern wird [57])."

Diese Ansichten theilte der Kaiser in ihren verschiedenen Richtungen und sie führten uns, das Hauptziel stets vor Augen, scheinbar auf Umwegen durch die wechselvollen Ereignisse der folgenden Jahre zu jener Politik, deren mannhafte Entfaltung zu rechter Stunde von so durchschlagendem Erfolge gekrönt war.

Napoleon gab sich großen Täuschungen hin. Obenan in seiner falschen Berechnung stand die Ueberzeugung, der Kaiser von Rußland werde den Kampf mit Frankreich entweder nicht annehmen, oder denselben nach den ersten Siegen der großen Armee, welche Napoleon nicht in Zweifel stellte, alsbald zu beenden sich geneigt zeigen. In dieser Berechnung lag Unkenntniß des Charakters des russischen Monarchen und Nichtbeachtung des demselben zu Gebote stehenden Raumes. Bei alledem war das österreichische Kabinet seiner Pflicht sich bewußt, allen Eventualitäten gegenüber gerüstet zu sein.

Der Vorfall, dessen ich als eines in der letzten Zeit vor meiner Rückkehr nach Wien eingetretenen Incidenzpunktes erwähnte, war, daß Kaiser Alexander seinen Generaladjutanten Grafen Schuwalow mit dem Auftrage nach Wien gesendet hatte, mit dem kaiserlichen Kabinete eine Rücksprache über mögliche Fälle einzuleiten. Ich fand eine von ihm abgefaßte Punctation eines Allianztractates für den Fall eines neuen Krieges mit Frankreich vor, welche mein Vater mir übergab. Das Project ward als ein auf die Tageslage nicht passendes, als ein mindestens nicht zeitgemäßes von der Hand gewiesen. Mein Blick war auf die Sicherstellung der freien Bewegung Oesterreichs nach Außen und auf die möglichste Wiederbelebung seiner finanziellen und militärischen Kräfte zur Verwendung in einer nahe bevorstehenden Zukunft gerichtet. Graf Schuwalow kehrte sonach ohne irgend einen Erfolg seiner Mission nach St. Petersburg zurück[58]).

Gleichzeitig erachtete ich es als eine Pflicht der Klugheit, unsere Stellung dem preußischen Kabinete gegenüber möglichst in's Klare zu bringen. Der preußische Staat lag in seinem tiefsten Verfalle. Die persönlichen Verhältnisse, welche sich zwischen König Friedrich Wilhelm III., dem Minister Hardenberg, einigen anderen das Vertrauen des Königs genießenden Männern und mir anläßlich meiner Gesandtschaft zu Berlin ausgebildet hatten, gewährten mir die Möglichkeit, meiner Stimme an diesem Hofe Geltung zu verschaffen. Ich benützte die Gelegenheit, um das Bild der Wahrheit in der Lage Preußens und Oesterreichs treu darzustellen und den König zur Geduld und an die Mittel des Heiles, welche Zeit und Wechselfälle herbeiführen dürften, unter der moralischen Gewißheit zu verweisen, daß der Kaiser Franz ihm stets als treuer Freund zur Seite stehen werde! Der König verstand diese Sprache und sie führte zu einem persönlichen Bande zwischen den zwei Monarchen, welches den Stürmen der folgenden Zeiten Trotz zu bieten wußte und nicht allein auf die Geschicke Preußens, sondern auch auf die Europas einen durchgreifenden Einfluß geübt hat.

---

## Siebentes Capitel.

---

# Vor und nach dem russischen Feldzug
(1811 und 1812).

Regelung der Finanzen. — Finanzminister Graf Wallis. — Hofkriegsraths-Präsident Graf Bellegarde. — Ungarischer Landtag. — Staatsrath. — Akademie der bildenden Künste. — Danzigs Bedeutung für den russischen Feldzug. — Rüstungen. — Bewaffnete Neutralität Oesterreichs. — Begegnung des Kaisers Franz mit Napoleon in Dresden. — Napoleon's Ideen über die beste Regierungsform Frankreichs. — Napoleon's Illusionen und Kriegsplan. — Dessen Urtheil über das österreichische Militärsystem. — Vertrauliche Verständigung zwischen den Kabineten von Wien und Berlin. — Ausgang des russischen Feldzuges. — Bedeutung der österreichischen Neutralität. — Die bewaffnete Mediation. — Das österreichische Hilfscorps im russischen Feldzug. — Kriegsaussichten für 1813. — Consequenzen der bewaffneten Mediation. — Wiederherstellung Oesterreichs und Preußens auf den Grundlagen vor 1805. — Deutsche Frage. — König von Sachsen stellt sich unter den Schutz Oesterreichs. — Allgemeine Rüstungen. — Kaiser Franz. — Volksstimmungen. — Preußens Lage. — Stimmung in Frankreich — in Deutschland — in Oesterreich. — Napoleonhasser. — Armee-Aufstellung. — Moment für die bewaffnete Mediation Oesterreichs.

Auf dem Gebiete der Politik — so schlecht bestellt es auch war — schien für Oesterreich ein Ruhepunkt eingetreten; die Aussicht auf die Dauer dieses Stillstandes vermochte ich nicht über das Jahr 1811 hinauszudehnen. Dieses Jahr mußte also zur unerläßlichen Regelung der wichtigsten Aufgaben unseres Reiches benützt werden. An deren Spitze stand die Frage der Staatsfinanzen. Ihre *wahre* Regelung würde in der Lage des Tages zu den müßigen Unternehmungen gehört haben. Die Kriege zwischen 1792 und 1809 hatten die Quellen des öffentlichen Wohlstandes erschöpft; die deutschen Theile des Reiches waren mit Papiergeld überschwemmt; Ungarn stand gesetzlich noch auf der Valuta des Metalles, leistete aber dennoch seine nur geringen Subsidien in Papier ohne Rücksichtnahme auf dessen Entwerthung.

An die Hilfe des Credites war nicht zu denken, denn hätte auch das Ausland den Kräften des Reiches, ungeachtet seiner in der Luft schwebenden Lage, hinlängliches Vertrauen geschenkt, um demselben auf dem Wege des Credites beizustehen, so würde uns diese Hilfe durch Napoleon und durch die Unkenntniß, welche damals in den Staaten des Continentes in Betreff des Creditwesens herrschte, abgeschnitten worden sein.

An die Einführung eines der Sache entsprechenden Finanzsystems war sonach nicht zu denken, und bei der unbedingt gebotenen Sicherstellung der Bedürfnisse der Gegenwart sowol als der Anforderungen, die für die nächste Zukunft in Aussicht standen, mußte diesen beiden Zwecken eine gleiche Rücksicht gewidmet werden. Zur Erfüllung dieser gleich wichtigen Aufgaben eignete sich die von dem Finanzminister Graf Wallis in Vorschlag gebrachte Finanzoperation. Graf Wallis gab ihr den Werth eines haltbaren Systems; der Kaiser aber und ich nur die Bedeutung einer Brücke, um von einer unhaltbaren Lage mit Beihilfe der Umstände zu einer definitiven zu gelangen, deren Ausschlag jedoch von den weiteren Schicksalen abhing.

Eines Mannes muß ich hier erwähnen, in dessen Erkenntniß der Lage, Geschäftsgewandtheit und Hingebung an das allgemeine Wohl der Kaiser eine feste Stütze und ich einen ebenso aufgeklärten als treuen Gehilfen in der Entwicklung der Geschicke des Reiches fanden. Dieser Mann war der damalige Hofkriegsraths-Präsident Graf v. Bellegarde. Mit den solidesten Kenntnissen des Kriegswesens ausgerüstet, mit meinem Geistesgange vertraut und mit meinen politischen Ansichten vollkommen einverstanden, ging seine Sorge dahin, die Streitkräfte des Reiches unter Vermeidung jedes Aufsehens nicht allein zu erhalten, sondern für alle denkbaren Fälle möglichst zu verstärken. Er allein kannte vollständig meine Absichten und er wußte sich mit mir über die Trugbilder, welche den Schein der öffentlichen Meinung annehmen, hinaus zu setzen. Er verstand gleich mir den Werth des Redenlassens.

Die Einführung des neuen sogenannten Finanzsystems erheischte die Abhaltung eines ungarischen Landtages, ohne dessen Mitwirkung dieselbe nicht möglich gewesen wäre. Nach großem Widerstande ver-

liehen die ungarischen Stände der erwähnten Finanzmaßregel im Königreiche Gesetzeskraft. Indem ich später Veranlassung finden werde, die ungarischen Zustände näher zu beleuchten, gleite ich hier über deren damalige Lage hinweg.

Was sich aber bei diesem Anlasse mir aufdrängte, war das unabweisliche Bedürfniß nach Stärkung der Centralgewalt. In einem Staate wie die österreichische Monarchie, wo das aus einzelnen Ländertheilen historisch oder rechtlich, aus Gründen der Nothwendigkeit oder aus Rücksichten der Klugheit zusammengesetzte Ganze nur in dem Oberhaupte des Gesammtstaates zusammenhält, da bedarf der von dem Bestehen des Reiches unzertrennliche Begriff der Einheit, soll er nicht in eine bloße Personalunion mit allen daran haftenden Schwächen sich auflösen, der Ausbildung und einer richtigen Begrenzung. Die Mittel und die Form für die kräftigere Auffassung des Gedankens der Reichseinheit liegen in dem Dasein eines moralischen Körpers, der berufen sein muß, dem gemeinsamen Oberhaupte des Reiches die Einheit der Regierungsgewalt zu sichern, ohne den Ländertheilen die Aufrechthaltung der ihnen zustehenden Einzelrechte zu beschränken. Als ein Körper solcher Art stellt sich ein wohlorganisirter Staatsrath dem unbefangenen Blicke des Staatsmannes dar, was auch dem Auge des Fürsten Kaunitz nicht entging. Auf seinen Vorschlag errichtete im Jahre 1760 die Kaiserin Maria Theresia einen Staatsrath. So richtig der Grundgedanke war, so wenig blieb die Ausführung frei von Mängeln. Als einen der wesentlichsten bezeichne ich die Beiziehung der Chefs der obersten Regierungsbehörden (Minister bestanden keine) in das Rathsgremium des Staatsrathes und dessen Oberleitung durch den Haus-, Hof- und Staatskanzler. Unter der Regierung Kaiser Joseph's II. war der Staatsrath in seiner Wirksamkeit durch eine dem Regierungssystem Friedrich's II. nachgebildete Kabinetsregierung vielfach beirrt und selbst gelähmt. Erst unter Kaiser Franz trat der Staatsrath wieder mehr hervor, doch gerieth er bald nach dem Tode des Fürsten Kaunitz in einen beinahe gänzlichen Verfall, wozu die Beseitigung der mündlichen Verhandlung und deren Ersatz durch schriftliches Votiren nicht wenig beitrug. Eine spätere Reorganisation war das Werk von intriguanten Subalternbeamten, die nur die Sicherung ihres

eigenen persönlichen Einflusses im Auge hatten, so daß Kaiser Franz sich veranlaßt sah, den Staatsrath im Jahre 1809 gänzlich aufzuheben. Der Creirung eines neuen Staatsrathes an Stelle des aufgelösten widmete ich meine volle Aufmerksamkeit. Meine Absichten und bezüglichen Vorschläge gingen dahin, dem Kaiser einen wirklichen Rathskörper zur Seite zu stellen; statt einzelner arbeitender Staatsräthe ein gemeinsam deliberirendes Collegium zu bilden; der Centralgewalt mehr Centralsinn zu geben und dem Monarchen durch einen höheren Grad von Beruhigung und Sicherheit eine große Erleichterung seiner eigenen Arbeit zu verschaffen. Auf den weiteren Verlauf dieses Organisations-Entwurfes, der Hand in Hand mit einer Revision der ständischen Einrichtungen in den Provinzen durchzuführen war, werde ich noch später zurückkommen[59]).

Während der Friedenspause ward ich zum Curator der Akademie der bildenden Künste in Wien gewählt; eine unerwartete, ehrenvolle Berufung, die meiner Thätigkeit ein Gebiet eröffnete, wo das in mir stets rege Pflichtbewußtsein gehoben ward durch Hinneigung zu einer unter den gegebenen Verhältnissen zwar fremdartigen, mir aber zusagenden Wirkungssphäre. Ich begann meine Thätigkeit als Curator der Akademie, indem ich durch zeitgemäße Reform der veralteten Statuten (unter Mitwirkung Sonnenfels') dem Institute verjüngte Kraft und inneres Leben und durch Heranziehung ausländischer Notabilitäten als Ehrenmitglieder auch äußeren Glanz zu verleihen bestrebt war[60]).

Auf dem politischen Felde verlief das Jahr 1811, wie ich es vorhergesehen hatte. Napoleon schob seine Streitkräfte nach dem Herzogthum Warschau vor und erhob Danzig zu einem Stützpunkte für die materiellen Bedürfnisse eines großen Feldzuges. „Ich habe," sagte er mir im Jahre 1812, „in Danzig mir ein zweites Paris gesichert." Rußland rüstete seinerseits und bestrebte sich, dem Kriege, in welchen es mit der Pforte verwickelt war, und dessen Feuer Napoleon immer von Neuem anzufachen suchte, ein möglichst schnelles Ende zu machen. Oesterreich hatte den Anschein der tiefsten inneren Ruhe und man glaubte es ausschließend mit der Heilung der Wunden beschäftigt, welche der letzte Krieg dem Reiche geschlagen hatte. Preußen schmachtete

unter dem unleidlichsten Drucke und regte mittelst des Tugendbundes den deutschen Sinn an; im südlichen Deutschland jedoch ohne Erfolg. Die Truppenkörper der Staaten des Rheinbundes rüsteten sich zum Anschluß an das französische den Namen Grande Armée führende Heer, in dessen Reihen bereits spanische, portugiesische und italienische Contingente standen. Die Handelssperre des Continentes schritt in steigendem Ausmaße vor und erhob sich durch die Ertheilung von Licenzen zu einer Geldquelle für die französischen Finanzen. Die Macht Napoleon's lastete mit ihrer ganzen Schwere auf dem gesammten Continente. Ihre Richtung ging nach einem Incorporationssystem auf dem Wege kaiserlicher Decrete. Es war der Abend vor dem Umschwunge, welcher, der vollen Wahrheit gemäß, für den ruhigen Beobachter nicht das Gefühl der Schwüle vor einem Gewitter erzeugte, wohl aber den traurigen Anblick eines allgemeinen Beugens der Fürsten und Völker unter die Aussprüche eines unerbittlichen Fatums darbot.

Mit dem Herannahen des Jahres 1812 entwickelte sich die Lage[61]). Der Moment für den Ausspruch Oesterreichs in dem bevorstehenden Kriege zwischen Frankreich und Rußland war eingetreten. Wir erklärten uns für die bewaffnete Neutralität. Napoleon verlangte die Beistellung eines Hilfscorps von dreißigtausend Mann. Der Kaiser Franz bewilligte dieses Ansinnen unter der Bedingung, daß von beiden kriegführenden Mächten die Neutralität und Unverletzbarkeit des österreichischen Gebietes als hiedurch nicht gefährdet anerkannt werde. Eine ähnliche excentrische politische Stellung hat die Geschichte aller Zeiten nicht aufzuweisen und wird ein zweites Beispiel dieser Art wohl nie mehr zu verzeichnen haben. Sie war das Ergebniß der Umstände und ein merkwürdiger Beleg für eine in allen Beziehungen phantastische und mit anormalen Zuständen aller Art gestrafte Periode. Napoleon suchte in der Abgabe eines österreichischen Hilfscorps an seine Heeresmacht nicht eine materielle ihm als solche nicht nöthig scheinende Verstärkung seiner Streitkräfte, sondern eine moralische Garantie für das Stehenbleiben der übrigen österreichischen Truppen innerhalb der Grenzen des eigenen Reiches. Der Kaiser Alexander seinerseits erblickte in der Abschließung der österreichischen Gebiete eine ihm günstige Schutzwehr für die südlichen Provinzen

des russischen Reiches. Beide Theile anerkannten die Neutralität Oesterreichs ungeachtet der Beistellung eines Hilfscorps.

Mehr forderte ich nicht, denn was ich Oesterreich vor Allem sichern wollte, war die Freiheit der politischen Bewegung in den Tagen der Entscheidung des beginnenden Kampfes.

Als sich Napoleon im Frühjahr 1812 nach Dresden begab, um von dort aus die letzten Einleitungen für den Feldzug gegen Rußland zu treffen, äußerte er den Wunsch, daselbst dem Kaiser Franz zu begegnen. Der Kaiser entsprach diesem Wunsche und reiste mit der bekanntermaßen Napoleon streng feindlich gesinnten Kaiserin Louise und mir nach Dresden. Die Haltung beider Monarchen war eine ihren Stellungen angemessene, aber kalte. Die tägliche Berührung, in welcher ich mit Napoleon stand, war eine Fortsetzung unseres Verkehrs zur Zeit meiner Botschaft in Paris und meines Aufenthaltes daselbst im Jahre 1810. Stundenlange Gespräche fanden zwischen uns statt, aber nur selten war von Politik die Rede.

Damals entwickelte er mir auch seine Gedanken über die beste Regierungsform Frankreichs. „La France," so sagte er mir, „se prête moins aux formes représentatives que bien d'autres pays. En France, l'esprit court les rues; mais ce n'est que de l'esprit; il n'y a derrière lui rien qui ressemble à du caractère et bien moins encore à des principes. Tout le monde y court après la faveur, que celle-ci vienne d'en haut ou d'en bas, peu importe; on veut être remarqué et applaudi. Dans le tribunat, on ne faisait que de la révolution, aussi y ai-je mis bon ordre — je l'ai dissous. J'ai mis un baillon au Corps législatif. Faites taire une assemblée qui pour être quelque chose devrait être délibérante, et vous l'aurez discréditée. Aussi n'aurai-je plus qu'à tirer la clef de la porte de la salle des séances et à la mettre dans ma poche; c'en sera fait du Corps législatif. Personne n'y pensera plus, car il est déjà oublié de son vivant. Je ne veux cependant pas le pouvoir absolu; je veux plus que des formes. Je veux une chose toute d'ordre et d'utilité publique. Je donnerai une organisation nouvelle au Sénat et au Conseil d'Etat. Le premier remplacera la Chambre haute,

le second celle des Députés. Je continuerai à nommer à toutes les places de Sénateurs; je ferai élire un tiers du Conseil d'Etat sur listes triples, le reste, je le nommerai. C'est là que se fera le budget et que seront élaborées les lois. J'aurai de cette manière une représentation véritable, car elle sera toute composée d'hommes brisés aux affaires. Pas de bavards, pas d'idéologues, pas de faux clinquant. Alors la France sera un pays bien gouverné, même sous un Prince fainéant, car il y en aura. Il suffit pour cela de la manière dont on élève les Princes."

Ich erlaubte mir die Frage, warum er sein Project noch nicht ausgeführt habe. Der Senat sei ohnedies schon in Mißcredit, und der gesetzgebende Körper auf einen Wirkungskreis herabgedrückt, der Niemanden anlocke, worauf Napoleon erwiederte:

„Chaque chose a son temps; celui pour la réforme n'est pas encore venu; il me faut encore deux ou trois années d'attente et qui sait quand finira la guerre que je vais faire? Ce sera après la paix."

Im Ganzen empfing ich von unserem vertraulichen Verkehr in Dresden den Eindruck, daß, wenn Napoleon einerseits sich nicht über die Größe seines im Werke stehenden Unternehmens täuschte und dessen Gelingen als den Schlußstein eines Gebäudes betrachtete, welches seinem Gedanken als ein Carolingisches Kaiserreich unter Bonapartistischer Dynastie vorschweben mochte, sein Unternehmen anderseits höchst bedrohlichen Wechselfällen des Krieges ausgesetzt sein werde, über die er sich schweren Illusionen hingab.

Als Belege zur Begründung meiner Ansicht führe ich Folgendes an. Napoleon war überzeugt, das russische Heer werde den Feldzug durch das Ueberschreiten der eigenen Grenzen des Reiches eröffnen. Der von mir ausgesprochenen Ueberzeugung, daß der Kaiser Alexander die Angriffe der französischen Armee abwarten und dieselben durch einen Rückzug vereiteln werde, stellte Napoleon strategische Gründe und die Denk- und Handlungsweise Alexander's gegenüber, welche er vollkommen erkannt zu haben glaubte, alles Gründe, die aber eben mehr für meine als für seine Voraussetzungen sprachen.

Als die Kundschaftsnachrichten des schlagfertig im Herzogthum Warschau aufgestellten Heeres ihm die Aussichten auf die Initiative des Kaisers Alexander benahmen, entwickelte er mir seinen dem Kriege mit Rußland zu Grunde gelegten Plan mit nachstehenden durch den Verlauf der Ereignisse merkwürdig gewordenen Worten:

„Mon entreprise est une de celles dont la patience renferme la solution. Le triomphe appartiendra au plus patient. Je vais ouvrir la campagne en passant le Niemen. Elle aura son terme à Smolensk et à Minsk. C'est là que je m'arrêterai. Je fortifierai ces deux points et m'occuperai à Vilna où sera le grand Quartier-général durant l'hiver prochain, de l'organisation de la Lithuanie qui brûle d'impatience d'être délivrée du joug de la Russie. Nous verrons, et j'attendrai qui de nous deux se lassera le premier: moi de faire vivre mon armée aux depens de la Russie, ou Alexandre de nourrir mon armée aux depens de son pays. Peut-être irai-je de ma personne passer les mois les plus rigoureux de l'hiver à Paris."

Auf meine Frage, was er in dem Falle, daß der Kaiser Alexander in Folge der Besetzung Lithauens sich zu einem Friedensschlusse nicht herbeilassen sollte, thun werde, erwiederte Napoleon:

„Dans ce cas, je m'avancerai l'année prochaine jusqu'au centre de l'Empire et je serai patient en 1813 comme je l'aurai été en 1812! L'affaire, ainsi que je vous l'ai dit, est une question de temps."

Daß der Plan Napoleon's in Betreff des Feldzuges von 1812 wirklich derjenige war, welchen er gegen mich geäußert hatte, ist zur geschichtlichen Thatsache erhoben; das Gleiche gilt von den Einflüssen, welche ihn zu dem Zuge nach Moskau verleiteten.

Einen andern Blick in den Geistesgang Napoleon's zu werfen, dazu dürfte die folgende Unterredung zwischen ihm und mir ganz geeignet sein.

„Je commence à être dérouté," sagte er mir bei einem andern Anlasse, „sur la perfection de votre système militaire, que vous m'avez entendu qualifier comme digne de servir de modèle, et

qu'à mon grand regret je ne puis m'approprier, parceque les deux Empires diffèrent trop dans leur organisation militaire. Vous avez composé le corps auxiliaire sous les ordres du Prince de Schwarzenberg des cadres de vingt régiments. On a donc oublié chez vous, que ce que dans une armée il y a de plus précieux ce sont les cadres; pourquoi n'a-t-on pas composé ce corps de 5 ou 6 régiments qui eussent suffi pour atteindre sa force convenue?"

„Je suis surpris," antwortete ich, „que V. M. m'adresse cette question. L'armée impériale qu'un article secret du traité de Vienne fixe à un maximum de 150 mille hommes, est aujourd'hui principalement composée de cadres, car l'Empereur reconnaissant leur valeur n'a point diminué depuis la paix le nombre des régiments. Il met aujourd'hui à votre disposition une partie de ce que vous lui avez laissé."

„Cela n'empêche pas," fiel mir Napoleon in's Wort, „que ce ne soit une faute."

Hatte Napoleon in seiner Bemerkung Recht, so hatten wir unserseits deshalb nicht Unrecht. Das Corps des Fürsten Schwarzenberg hatte der Feldmarschall Graf Bellegarde mehr, als es nothwendig gewesen, aus Cadres zusammengesetzt, deren Ausfüllung durch die Mannschaft, im Verein mit den in Böhmen und Galizien zur Wahrung der Neutralität aufgestellten Observationscorps, die gesammten Streitkräfte des Reiches in Bereitschaft stellte, eine Maßregel, welche die kaiserliche Regierung, ohne im In- und Auslande Aufsehen zu erregen, auf keinem andern Wege hätte bewerkstelligen können.

Die vertrauensvollste Verständigung fand während des Feldzuges Napoleon's zwischen den Kabineten von Wien und Berlin statt. Ob der von uns eingehaltene Gang ein besserer war als derjenige, von welchem Freiherr v. Stein und dessen politische Freunde dem König Friedrich Wilhelm III. zu sprechen nicht müde wurden, — hierüber stelle ich die Entscheidung den thatsächlichen Aussprüchen anheim, welche die Jahre 1813 und 1814 reichlich geboten haben. Die Ergebnisse wären wohl ganz andere gewesen, wenn Oesterreich nicht dem letzten abenteuerlichen Unternehmen des Welteroberers seine bedächtige

Haltung entgegengestellt hätte. Hätten wir dem Andrang der ungeduldigen preußischen Partei Gehör gegeben, so würden wir, ohne die Mittel der Abwehr zu besitzen, Napoleon statt in den eisigen Steppen Rußlands auf den Schlachtfeldern unserer eigenen erschöpften Gebiete gesehen haben. Jedenfalls hat die Haltung Oesterreichs die Wege des Schicksals nicht durchkreuzt[62]).

Der Feldzug 1812 war von Folgen begleitet, welche ich bereits vor dessen Beginn nicht allein als mögliche, sondern wegen der wesentlich irrthümlichen Ansichten Napoleon's als die wahrscheinlichsten erkannt hatte. Daß Napoleon jedoch die schon von Hause aus schwere Aufgabe, welche er sich laut der an mich gerichteten Worte im Falle der Fortdauer des Kampfes für das Jahr 1813 aufgespart hatte, gleich in die erste Campagne einbeziehen würde — dies, gestehe ich offen, lag außerhalb meiner und jeder Berechnung. War das ganze Unternehmen Napoleon's ein phantastisches, das „va banque" eines durch frühere Gewinnste tollkühn gewordenen Spielers, so war das Vordringen des durch systematisches Zurückgehen des Feindes auf die Höhe von Smolensk nicht zum Schlagen gekommenen französischen Heeres bis nach Moskau ein Fehler, zu dem es keinen andern Schlüssel gibt als die im Geiste Napoleon's feststehende Ueberzeugung, der russische Monarch werde und könne nicht die zweite, ja selbst die prächtigste Stadt seines Reiches einer feindlichen Besetzung bloßstellen.

Der Fortbestand der neutralen Stellung Oesterreichs nach dem Ergebnisse des Krieges mit Rußland konnte keine andere Bedeutung mehr haben, als die des Geständnisses eines Mangels an activen Kräften des Reiches. Daß dem Kaiser und mir dieser Kräftezustand vor Augen lag, bedarf keiner Erwähnung. Die Frage stellte sich zwischen Seiner Majestät und mir nicht auf dieses Feld, wohl aber auf die Wahl der einzuschlagenden Richtung, um unsere passive Stellung in eine active umzuwandeln. Der König von Preußen, dessen Stellung im französisch-russischen Kriege nicht eine neutrale, sondern die eines Theilnehmers am Kampfe mit einem numerisch beschränkten Ausmaße von in den Reihen des französischen Heeres fechtenden Streitkräften gewesen war, trat in Folge der Auflösung des französischen Heeres in die Allianz mit Rußland ein. Unsere Lage war eine von der des

preußischen Hofes ganz verschiedene. Die Stimmen Stein's und der mit ihm verbundenen preußischen Particularisten oder abstracten Deutschthümler drangen im Verein mit dem russischen Kabinet auf die unverweilte Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich. Wir ließen uns in unserem ruhigen Gange nicht irre machen und verwiesen die beiden neu verbündeten Mächte auf die Aussprüche, welche der Kaiser zur rechten Stunde zu fällen wissen werde.

Die Grundlagen, die wir der politischen Stellung unseres Reiches zu geben beabsichtigten, welchem der Wechsel der Ereignisse die Rolle der Entscheidung der Weltgeschicke zugewiesen hatte, finden ihren Ausdruck in den nachstehenden, von mir dem Kaiser Franz vorgelegten Erwägungen, die ich hier, da sie keiner Erläuterung bedürfen, in kurzen Sätzen verzeichne.

„Die politische Stellung des kaiserlichen Hofes ist die einer bewaffneten Neutralität. Die Fortsetzung dieser Stellung würde die österreichische Macht zu einer Negation herabwürdigen. Verändert kann sie nur durch einen schnellen Uebergang oder durch ein die künftige freie Bewegung des Kaisers sicherndes Moderament werden. Der schnelle Uebergang würde in der Einreihung Oesterreichs in die nordische Allianz oder in einem Anschlusse an Frankreich bestehen. Das Letztere wäre unmöglich, das Erstere bleibt uns offen. Der Uebergang von der Neutralität zum Kriege liegt in der bewaffneten Mediation."

Der Kaiser sprach sich zu Gunsten der Mediation aus. Den moralischen und politischen Vortheilen dieser Stellung standen höchst wichtige materielle Betrachtungen zur Seite.

Bei Erzählung meiner Gespräche mit Napoleon im Monate Mai 1812 habe ich bereits des Umstandes erwähnt, daß das unter dem Befehle des Fürsten v. Schwarzenberg stehende dreißigtausend Mann starke Armeecorps meist aus den Cadres der Regimenter zusammengesetzt war. Dieses Corps, welches den äußersten rechten Flügel der großen französischen Armee bildete, war aus bereits früher entwickelten Ursachen von Napoleon in dem kurzen Verlauf seines Feldzuges im Innern Rußlands zu den Operationen des Hauptheeres nicht beigezogen worden. Dem Fürsten Schwarzenberg, dessen Corps durch das sächsische Contingent verstärkt war, kam im Verlauf des Feldzuges

selbst kein Befehl Napoleon's zu. Es erlitt sonach keine bemerkenswerthen Verluste. Nach dem Rückzug der französischen Armee führte es der Fürst Schwarzenberg gegen die nordwestliche Grenze Galiziens, woselbst es gegen das unter dem Befehle des Fürsten Josef Poniatowski stehende Corps, dessen Rückzug in derselben Richtung stattgefunden hatte, Front machte. Nur ein kleiner Theil des kaiserlichen Heeres war von Anbeginn des französisch-russischen Krieges in der Eigenschaft einer Wache für den neutralen Boden des Reiches in Böhmen aufgestellt. Der größere Theil des Gesammtheeres stand bei oder in Galizien als Hilfs- oder als Observationscorps. Galizien konnte nicht von Truppen entblößt werden, solange die polnische Armee im südlichen Theile des Großherzogthums Warschau unter den Waffen stand. An ein schnelles Zusammenziehen eines Kriegsheeres an der Westgrenze unseres Reiches war also nicht zu denken, denn jedenfalls würde die Bildung eines der Kraft des Reiches angemessenen zum großen Kriege geeigneten Heeres Zeit gefordert haben. Daß Napoleon den Winter benützen werde, um im Jahre 1813 einen neuen Feldzug zu beginnen, hievon waren wir überzeugt. Verhindern konnten wir ihn nicht daran; uns zur Führung eines entscheidenden Schlages vorzubereiten, lag uns sonach als Pflicht ob. Auch hielten wir uns diesen Thatbestand im Auge und das Kabinet vermied es, sich in irgend welche diplomatische Aeußerungen über den Gang, welchen dasselbe in der nächsten Zukunft zu befolgen gedachte, einzulassen. Daß die Rolle, welche Oesterreich in dieser Zukunft zu übernehmen haben würde, eine durchgreifende sein müsse, war tief in der allgemeinen Lage der Dinge und in der geographischen Position unseres Reiches begründet. Die zu lösende Aufgabe bestand daher in dem Ausspruche über das Wann und das Wie. Niemand konnte bezweifeln, daß der Kaiser Franz strenge der Stimme seines Gewissens folgen werde. Auch wurden wir im Vergleiche mit der Wichtigkeit des Momentes nur wenig zur Fällung endlicher Aussprüche gedrängt. Selbst den Ausspruch über die Mediation hielten wir bis zu dem Zeitpunkte zurück, welchen wir als den geeignetesten erachten würden. Unsere Streitkräfte konnten nach dem Ausgang des Feldzuges in Rußland binnen einigen Monaten verstärkt, gesammelt und strategisch

aufgestellt wurden. Zur Aufstellung wurde ihnen Böhmen angewiesen. Das polnische Corps unter Poniatowski stand uns als eine lähmende Gewalt im Rücken. Die kaiserlichen Streitkräfte an der südlichen Grenze erhielten ihrerseits die ihnen nöthige Verstärkung.

Meine Aufgabe in dieser Lage war darauf beschränkt, dem Kaiser von der Stellung Rechenschaft zu geben, welche sich aus der bewaffneten Mediation für uns ergeben würde.

Gewohnt, mir in allen Lagen den Zweck, den ich zu verfolgen hatte, deutlich darzustellen und der Zeit für die Entwicklung ihre Rechte vorzubehalten, gelangte ich zu den hier in kurzen Sätzen ausgedrückten Ergebnissen.

„Das Scheitern des Unternehmens Napoleon's gegen Rußland hat dessen Lage, sowie die der anderen Mächte verändert.

„Die endliche Lösung der Schicksale Europas wird sich durch den Frieden darstellen.

„Diesen herbeizuführen ist die wahre Aufgabe Oesterreichs.

„Auf welchem Wege kann der Friede — der wahre Friede und nicht blos ein verlarvter Waffenstillstand wie es alle früheren Friedensschlüsse mit der französischen Republik und mit Napoleon waren — herbeigeführt werden?

„Allerdings nur durch die Zurückführung Frankreichs in solche Machtgrenzen, die einen dauerhaften Frieden hoffen ließen und ein politisches Gleichgewicht unter den Hauptmächten herstellten*).“

Die stets nach Erweiterung strebende Macht Napoleon's war durch das Mißlingen seines letzten Unternehmens gebrochen. War sie vernichtet? Nein. Die Feldzüge von 1813 und 1814, ja selbst sein kurzer Feldzug 1815 haben das Gegentheil bewiesen. Daß Napoleon durch das Fehlschlagen der letzten Campagne seine Macht nicht als vernichtet ansehen werde, dies stellten wir nicht in Zweifel und unsere

*) Der Begriff des politischen Gleichgewichtes ist seit dem allgemeinen Frieden (1814—1815) vielfach angegriffen und dem kaiserlichen Kabinete selbst als ein von demselben vertretener Unsinn vorgeworfen worden. Der Begriff, in seinem wahren Sinne aufgefaßt, ist deswegen nicht weniger der allein richtige. Ruhe ohne Gleichgewicht ist ein Wahn. Absolut kann das Gleichgewicht auf dem Gebiete der Politik nicht gedacht werden, sondern nur in einem Ausmaße, welches die möglichst erreichbaren Garantien darbietet.

Voraussicht wich hierin entschieden ab von jener seiner offenen Gegner. Diese wollten die sofortige Verfolgung des Feindes. In die praktische Prüfung des Wohin und Womit ließen sie sich nicht ein und betrachteten solches als Zeitverlust. Mein ruhigerer Sinn ging vor Allem auf ein berechenbares gutes Ende, wogegen einige verlorene Monate nicht in Anschlag kamen.

Die Stellung Oesterreichs als vermittelnde bewaffnete Macht, sagte ich mir, steht im Einklang mit der geographischen Lage des Reiches, sowie mit dessen Kräften und wird dem Kaiser Franz im Kriege wie im Frieden das letzte Wort sichern. Auf die Führung des Krieges müssen die Vorbereitungen mit aller Kraft gerichtet werden. Die von dem Kaiser zu übernehmende Rolle wird durch die zu gewinnende Zeit gesichert.

Zwei Fragen der gewichtigsten Art stellten sich mir augenblicklich gegenüber.

Die eine betraf das Ausmaß des österreichischen Reiches und des preußischen Staates. Im Vorhinein mußte dieses Ausmaß sowol für den Fall der Eröffnung eines neuen Feldzuges zwischen Frankreich und den beiden mit demselben in Krieg stehenden alliirten Mächten, als für den Fall des Friedens, ohne Wiederaufnahme des Kampfes, festgesetzt werden. Wurde die Fürsorge einer vorläufigen Bestimmung der Gebietsgrenzen der alliirten Mächte nicht getroffen, so nahm der Krieg den Charakter eines erobernden an und im Falle eines baldigen Friedens mangelte diesem letzteren eine der ersten Grundlagen. Wir nahmen für beide Reiche unsere Stellung nicht auf der Basis einer Vergrößerung, sondern auf jener der Wiederherstellung ihres Besitzstandes in den Jahren 1803 oder 1805. Der Kaiser war entschlossen, die Wahl zwischen diesen beiden Jahren dem Könige von Preußen zu überlassen.

Die andere nicht minder wichtige Frage war die des quid faciendum mit allen jenen Gebieten, welche das ehemalige Deutsche Reich gebildet hatten und nach dessen Auflösung in vier Losen vertheilt lagen, deren drei Oesterreich, Preußen und den im Rheinischen Bunde vereinten Staaten angehörten, das vierte aber aus den großen deutschen Länderstrecken bestand, welche Frankreich als Departements einverleibt waren. Einen deutschen Staatskörper gab es nicht mehr.

Vor Allem handelte es sich darum: Soll und kann ein solcher Körper wieder in's Leben gerufen werden?

Es stand mit dieser Frage, wie es mit allen gewichtigen Fragen zu allen Zeiten stand und stehen wird. Man kann sie aus dem ruhigen und praktischen, man kann sie aus einem leidenschaftlichen und sonach der Ueberlegung entbehrenden Gesichtspunkte auffassen. Im Geiste des kaiserlichen Kabinetes lag das Einschlagen der ersteren Richtung. Der tausendjährige deutsche Staatskörper hatte sich in den Jahren 1805 und 1806 — und zwar genau erwogen — ebensowol aus Mangel an innerer Lebensfähigkeit als durch äußere Einwirkungen aufgelöst. Hatten frühere Gebrechen die Kraft des Reiches gelähmt, so war dessen Fortbestehen durch die Resultate des Regensburger Mediations-Unternehmens im Jahre 1803 zur baren Unmöglichkeit geworden. Nicht allein war das Deutsche Reich im Jahre 1805 erloschen, sondern der deutsche Name war von der Karte verschwunden!

Die Frage: Soll wieder ein deutscher Staatskörper in's Leben gerufen werden? konnte nur affirmativ beantwortet werden, denn für diesen Ausspruch vereinigten sich alle denkbaren moralischen und politischen Gründe. Die Aufgabe stellte sich dem kaiserlichen Kabinete sonach nur in Betracht des Wie dar. Um die Richtung des Geistesganges des österreichischen Kabinetes bei dieser höchst wichtigen Aufgabe im Lichte der Wahrheit aufzufassen, ist es nöthig, sich über die damalige Lage der Dinge Rechenschaft zu geben, eine Lage, die unter den Eindrücken späterer Jahre und der daraus hervorgegangenen Parteibestrebungen wesentliche Umwandlungen erlitten hat, gegenwärtig aber (1852), wo wir dieses niederschreiben, auf's Neue die Richtigkeit unserer damaligen Aussprüche bestätigt.

Wir verwiesen die Entscheidung des „wie könnte ein deutscher Staatskörper wieder in den europäischen Staatenverein eintreten" auf die Beachtung der Fragen:

1. Kann das alte heilige römische Reich deutscher Nation wieder in's Leben treten?

Darauf konnten wir uns selbst gegenüber nur mit einem entschiedenen Nein antworten; denn es waren in Deutschland (diesem Namen selbst nur den Werth einer geographischen Benennung beigelegt)

die Elemente zur Wiederherstellung in seiner alten Form abhanden gekommen.

2. Hätten die Bruchtheile des früheren Reichskörpers in einen einheitlichen Staat vereint werden können?

Wir beantworteten diese Frage mit einem auf folgenden Betrachtungen beruhenden verneinenden Ausspruch:

Dem Begriffe eines Staates muß der Begriff der einheitlichen Souverainetät zu Grunde liegen, sei es des persönlichen Souverains, sei es der Volkssouverainetät. Der persönliche Souverain kann über mehrere auch in ihren Landesgesetzen und in ihrer localen inneren Verwaltung unter sich verschiedene Länder regieren; eine Volkssouverainetät kann nicht über einer anderen Volkssouverainetät stehen. Von dem Begriffe dieser letzteren war damals nicht die Rede; der Zeit war es vorbehalten, ihm in den deutschen Gebieten Eingang zu verschaffen. Die Rede war und konnte damals nur von der in einem Kaiser ruhenden Machtvollkommenheit sein, und gegen diese erhoben sich unübersteigliche Hindernisse.

Der Rheinische Bund hatte die im heiligen römischen Reiche im Kaiser und Reich ruhenden souverainen Rechte den Fürsten der Bundesstaaten zugewiesen. Sie hätten zu deren Zurückgabe an das Oberhaupt des Reiches gezwungen werden müssen, und die moralischen Folgen dieses Zwanges wären zu dem Grundübel des früheren Reichswesens, nämlich zu den unvermeidlichen Reibungen zwischen dem souverainen Oberhaupte und der Landeshoheit der Einzelstaaten noch hinzugefügt worden.

Würde der König von Preußen sich die Unterordnung seiner Souverainetät unter die des deutschen Kaisers haben gefallen lassen und hätte sich etwa der Kaiser von Oesterreich seinerseits einem solchen Ansinnen gefügt?

Von der Wiedereinführung eines deutschen Kaiserthums und eines einheitlichen Reiches nahmen wir daher Umgang und faßten die Gestaltung eines deutschen Bundes allein in's Auge.

Mehr als die Feststellung dieser Grundlagen erachtete ich vor der Hand für die Rolle der bewaffneten Mediation nicht nöthig. Der Krieg schien mir in näherer Aussicht zu stehen als der Friede. Daß den

Mächten nicht, wie man in Berlin glaubte, leichte Kämpfe bevorständen, sondern daß Napoleon's Anstrengungen sehr nachdrückliche sein würden, davon war ich überzeugt und mein Streben war sonach der kräftigsten Entwicklung unserer Streitkräfte zugewendet. Darin lag das Heil im Falle des Krieges, in welchem Oesterreich berufen war, den Ausschlag zu geben. Die Mittel zur Erreichung des Friedens konnten sich nur in der Entwicklung der Umstände finden und hiezu gehörte Zeit, welcher vorzugreifen ich von jeher als einen Fehler betrachtet habe.

Ein politisches Zwischenspiel trat ein. Der König von Sachsen, aus seinen Staaten durch die bereits vereinigten russischen und preußischen Heere vertrieben, stellte sich unter den Schutz Oesterreichs. Er erklärte, an den politischen Gang des kaiserlichen Hofes sich anschließen zu wollen. Wir bewilligten den Anschluß und verwiesen den König, zu Prag ruhig die Entwicklung der Dinge abzuwarten. —

Napoleon widmete den Winter von 1812 auf 1813 der Ausrüstung für einen Feldzug. Dasselbe geschah in Preußen, während neue Streitkräfte dem russischen Heere aus dem Innern des Reiches zugeführt wurden. Oesterreich seinerseits raffte seine anscheinend erschöpften Streitkräfte zusammen und leitete sie nach ihren Sammelplätzen in Böhmen und den bis in das Innere des alten Gebietes vorgerückten südlichen und westlichen Grenzen. Der Erfolg entsprach den geschickten Einleitungen, welche der Hofkriegsraths-Präsident Graf Bellegarde zur Sicherung des endlichen Zweckes getroffen hatte. In den Staaten des Rheinbundes wurden neue Soldaten ausgehoben, um die Lücken zu ersetzen, die der Feldzug in Rußland in ihren Contingenten massenhaft gemacht hatte. Ganz Europa starrte in Waffen in banger Erwartung der nahenden Geschicke.

Fest in seinem Entschlusse und ruhig in seinem Gewissen stand der Kaiser Franz inmitten einer Bewegung, deren endlicher Ausgang sich jeder Berechnung entzog. Was den Kaiser so sicher machte, das war die Kraft der Grundsätze und das Bewußtsein, sich auf ein treues Volk und ein tapferes Heer zu stützen, und wie stark diese Grundlagen waren, hat der Erfolg bewiesen!

Ich würde in dem Bilde, das ich entwerfe, eine Lücke lassen, wenn ich nicht auch ein Wort über die Volksstimmung in den ver-

schiedenen Ländern und Kreisen hier beifügte. In Betreff dieser Stimmungen herrschten je nach den persönlichen Gefühlen und dem Einflusse des Parteigeistes höchst verschiedene Ansichten. Die moralische Lage der Gesellschaft stellte sich mir in folgenden Zügen dar.

Das allgemeine Gefühl war das der Ermüdung und des Bedürfnisses eines zur Ruhe führenden Abschlusses der Kämpfe, welche im Verlaufe von einundzwanzig Jahren so viele Schlachtfelder mit Leichen bedeckt, ganze Reiche verwüstet, Throne umgestürzt und Jahrhunderte alte Republiken unter das Joch gebeugt hatten, und in deren Folge die Schicksale Europas in die Hände Eines Mannes niedergelegt schienen. Dieses Gefühl und der davon unzertrennliche Drang war allgemein, war von Jedermann getheilt und es fanden sich darin die verschiedensten, selbst sonst sich widerstrebenden Stimmen zusammen. Waren einerseits Sieger und Besiegte müde und wollten die Ersteren das Erworbene, die Letzteren wenigstens das Uebriggebliebene in Ruhe genießen oder doch sicher gestellt wissen, so bildete anderseits die Lage des preußischen Staates ein drittes von den beiden anderen verschiedenes Element der allgemeinen Lage. Kein anderer politischer Körper hatte die Schicksale Preußens bestanden. Wäre dessen Herrscherhaus durch Napoleon verdrängt und durch ein anderes ersetzt worden, so würde dieses Haus dem Geschicke der französischen und spanischen Bourbone, der Häuser Hannover, Hessen-Cassel, Oranien und Anderer verfallen sein. Hätte Napoleon den Namen Preußen aus der Karte gestrichen, so würde der preußische Staat das Los des Deutschen Reiches, Hollands, Piemonts, des Kirchenstaates und Toskanas getheilt haben. Preußens Geschicke hatte Napoleon anders gestellt. Er lastete auf diesem Lande mit unerträglichem Drucke und erhielt den preußischen Staat im Haupte wie in den Gliedern in bleibender Schwebe zwischen einem an's Unmögliche grenzenden Fortbestehen und dem endlichen Tode.

Frankreich war des nie endenden Krieges ebenso müde, als die Länder, welche seit dem verunglückten Feldzuge 1792 die Drangsale des Schlachtengetümmels, der Verwüstungen und der Contributionen zu ertragen hatten. Napoleon hatte jedoch Frankreich selbst die verlorene innere Ruhe wiedergegeben, und das Land war ihm dankbar für diese

Wohlthat, während der französische Nationalsinn sich in den blendenden Siegen seiner Heere gefiel.

Auf den Geist der deutschen Regierungen und der deutschen Volksstämme hatten die Ergebnisse der Kriege in unter sich wesentlich verschiedener Weise gewirkt. Durch das Mediationsgeschäft des Jahres 1803 bereits untereinander geworfen und ineinander geschoben, trennten die Gefühle der deutschen Bevölkerungen sich in mehrfachen Richtungen. Die Bevölkerungen jener deutschen Staaten, welche durch die Friedensschlüsse von Preßburg (1805) und von Wien (1809) Gebietsvergrößerungen erhalten hatten, fanden in diesen und in dem Schutze des Welteroberers Beruhigung, wogegen der Norden Deutschlands in der Vereinigung der Seeküsten mit dem französischen Reiche, sowie in der Errichtung eigener Staaten unter Gliedern der Familie Bonaparte, an Stelle der angestammten Fürstenhäuser, durchaus keinen Grund zur Beschwichtigung erblicken konnte.

Das entschiedene Gefühl der verschiedenen Bevölkerungen des österreichischen Kaiserstaates war auf die Erhaltung des Friedens gerichtet. Oesterreich hatte die Last aller früheren Kriege, mit Ausnahme des im Jahre 1806 für Preußen so unglücklich ausgefallenen, getragen; die inneren Kräfte des Reiches schienen erschöpft zu sein und im Volke war die Hoffnung erloschen, das Verlorene durch die Gewalt der Waffen wieder zu erlangen. In Bezug auf das von seinen früheren deutschen Bundesgenossen, theilweise bereits seit dem Baseler Frieden 1795 und in den späteren Kriegen 1805 und 1809, vollends verlassene Oesterreich hatte der Ausdruck deutscher Sinn, insbesondere in der Bedeutung, wie sich derselbe seit der Katastrophe Preußens und der nördlichen Gebiete Deutschlands in den höheren Schichten der dortigen Bevölkerung manifestirte, — lediglich den Werth einer Mythe.

Eine Classe, wenig bedeutend der Zahl nach, keineswegs aber in Betreff der Stellung der Personen, schwang in unserem Reiche die Fahne des Krieges. Diese Partei hatte mit den Stimmen, welche sich im Norden Deutschlands zur Befreiung von dem Joch des Welteroberers erhoben, nur das Gefühl des Hasses gegen die Person Napoleon's gemein. Sie legte sich selbst den Namen Napoleonhasser

bei; ihre Anregungen verhallten im weiten Raum und ihr Treiben würde — wäre die Partei auch mächtiger gewesen — auf den Geistesgang des Kaisers Franz und auf die Stimme meines politischen Gewissens ohne Einwirkung geblieben sein. Prüfungen, denen gleich, welche das Reich in Folge der Feldzüge 1805 und 1809 erfahren hatte, wollte der Monarch nicht sich wiederholen sehen, und hätte er es gewollt, so würde er mich hiezu nicht bereit gefunden haben.

Wir verfolgten den uns allein bekannten Plan in anscheinender Ruhe und unter dem Schirm des Geheimnisses[63]). Die ausgedehnteste Bewaffnung, die ernsten Rüstungen aller Art waren durch die jeden Tag steigende Gewißheit, daß Napoleon im Jahre 1813 einen neuen Feldzug in Deutschland eröffnen werde, gerechtfertigt und von der gesammten Bevölkerung als nothwendige Maßregel zur Erhaltung des Friedens für Oesterreich aufgefaßt.

So verlief der Winter von 1812 auf 1813.

Die im Kriege stehenden Mächte, Frankreich und seine Bundesgenossen auf der einen, Rußland, Preußen und Großbritannien auf der andern Seite, stellten mit dem Beginn des Frühjahres ihre Heere auf die strategischen Operationslinien. Die unsere war in politischer wie in militärischer Hinsicht in Böhmen bezeichnet. Die sich daselbst vereinigende Armee stellte der Kaiser unter den Befehl des Fürsten Carl Schwarzenberg. Mir räumte er das Recht ein, ihm den Moment zu bezeichnen, welchen ich zur Kundgebung des Ueberganges Oesterreichs von der Neutralität zu der an die kriegführenden Mächte zu richtenden Aufforderung der Anerkennung der bewaffneten Mediation als den geeignetsten bezeichnen würde.

Die für Napoleon siegreichen Schlachten von Lützen und Bautzen waren mir das Zeichen, daß die Stunde geschlagen habe*).

---

*) Ueber das nun folgende achte Capitel siehe Anmerkung 1 lit. C auf S. 220.
D. H.

## Achtes Capitel.

---

# Zur Geschichte der Allianzen
## (1813 und 1814).

Einleitung. — Nach der Schlacht von Bautzen bis zum Kriegsmanifest Oesterreichs. — (Abreise nach Gitschin. — Begegnung Nesselrode's. — Napoleon's Versuche, mit den beiden kriegführenden Monarchen in directe Verhandlung zu treten. — Zusammenkunft Metternich's mit Kaiser Alexander in Opočno. — Einladung Bassano's zu einer Zusammenkunft Metternich's mit Napoleon in Dresden. — Regelung aller Anstalten für die österreichische Armee. — Abreise Metternich's nach Dresden. — Berühmte Unterredung mit Napoleon daselbst. — Charakteristik Maret's. — Waffenstillstands-Verlängerungsfrage. — Zweite Unterredung Metternich's mit Napoleon im Garten Marcolini. — Convention vom 30. Juni. — Rückkehr nach Gitschin. — Conferenzen in Prag. — Kriegsmanifest. — Kriegsausbruch.) — Stipulationen von Teplitz. — Verwaltung der eroberten deutschen Länder. — Der König von Sachsen in Leipzig. — Aufenthalt in Frankfurt a. M. — Aufenthalt in Freiburg und Basel. — Aufenthalt in Langres. — Congreß von Chatillon. — Der Kriegsrath in Bar sur Aube. — Aufenthalt in Dijon. — Ankunft in Paris. — Einzug Louis XVIII. in Paris und die Lage Frankreichs nach der Rückkehr der Bourbonen.

### Einleitung.

Indem wir die gegenwärtige Arbeit für die Oeffentlichkeit bestimmen, halten wir uns verpflichtet, uns über den Zweck auszusprechen, den wir dabei im Auge haben. Eine der wichtigsten Epochen unserer Zeit war unstreitig die, in welche der Sturz des französischen Kaiserreiches fiel und die Rückkehr des Hauses Bourbon in sein altes Erbe.

Viele Einzelheiten dieses ungeheuren Umschwunges sind in einer Menge von Denkschriften verzeichnet worden. Seine eigentliche Geschichte ist noch nicht geschrieben, und obgleich wir nicht Anspruch machen, diese schwere Aufgabe auf uns zu nehmen, können wir uns doch dem Gefühle nicht verschließen, daß die wahre Geschichte dieser Epoche ohne Hilfe der Materialien, die durch die gegenwärtige

Arbeit geliefert werden, niemals auf richtige Grundlagen gestellt werden könnte.

Unsere Ueberzeugung in dieser Beziehung beruht auf keiner persönlichen Berechnung. Um sie zu begründen, genügt es, folgende Verhältnisse hervorzuheben.

Die Geschichte baut sich aus zwei wohl zu unterscheidenden Theilen auf. Der eine dieser Theile, und zwar der offenkundige, das sind die Thatsachen. Der andere Theil ist der geheime. Er besteht aus den Unterhandlungen zwischen den Höfen und umschließt die Triebfedern der Ereignisse. Der Theil, den wir als den geheimen bezeichnen, verliert früher oder später diese Eigenschaft. Die officiellen und die vertraulichen Mittheilungen ruhen in den Archiven und es kommt der Tag, wo sie aus dem Staube gezogen werden.

Das kann nicht der Fall sein mit der Geschichte der Allianz in den Jahren 1813, 1814 und 1815.

Durch ein Zusammentreffen, welches nicht nur jener Epoche eigenthümlich war, sondern ohne Beispiel in den Jahrbüchern der Geschichte dasteht, haben sich die ersten handelnden Personen des großen Dramas an dem nämlichen Orte zusammengefunden. Die Kaiser von Oesterreich und von Rußland, der König von Preußen und ihre drei Kabinete haben sich sozusagen nie getrennt. Der Chef des britischen Kabinets hat sich die meiste Zeit ebenfalls mit seinen Collegen von Oesterreich, Rußland und Preußen vereinigt gefunden. Bei dem Congresse von Wien waren die meisten Fürsten, welche heute den Deutschen Bund bilden, gleichfalls an dem Orte der Verhandlungen gegenwärtig. Da die Machthaber von Europa und ihre Minister solchergestalt persönlich und örtlich vereinigt waren, so mußten die diplomatischen Gebräuche sich den Umständen anpassen. Die schwierigsten Geschäfte, die nach ihrer Natur verwickeltsten Abmachungen wurden sozusagen von einem Zimmer zum anderen verhandelt; keine Entsendung von Courieren, keine schriftlichen Unterhandlungen, keine Mittel-Organe zwischen den Höfen; alle diese in gewöhnlichen Zeiten nothwendigen Dinge waren mit den Entfernungen verschwunden. Manches Geschäft, welches unter allen anderen Umständen eine längere Zeit zu seiner Ausarbeitung erfordert hätte, fand im Laufe eines Vormittages seine Erledigung.

Diese Ordnung der Dinge hatte zwei Resultate: das erste und das glücklichste war das Gelingen des ungeheuren Unternehmens, das zweite, und man kann es bedauerlich finden, besteht darin, daß heute die nächstbetheiligten Höfe jeder schriftlichen Aufzeichnung über den Hergang bei den wichtigsten Verhandlungen entbehren.

Die Bedürfnisse schaffen immer neue Formen. So entstanden die, welche die Kabinete während ihres Beisammenseins in den Verhandlungen beobachteten. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden stets in den vertraulichen Unterredungen sowol zwischen den drei Monarchen als zwischen den Kabinets-Chefs zur Sprache gebracht und erörtert. Erst wenn die Gegenstände einen gewissen Grad von Reife erlangt hatten, traten die Minister zu regelmäßigen Conferenzen zusammen und wurden Protokolle geführt. Es genügt ein Blick in diese Protokolle, um sich zu überzeugen, daß sie die Erörterungen nicht enthalten. Dort, wo sie sich nicht einfach auf die Formulirung der vereinbarten Punkte beschränken, geben sie einzelne Auseinandersetzungen, welche die Meinungsschattirung in dem Urtheil der betreffenden Theilnehmer enthalten, Nuancen, die niemals einem gemeinschaftlichen Beschlusse im Wege standen. Aus dieser Zeit stammen zwei Neuerungen in der Diplomatie: die der Denkschriften als Beilagen zu den Protokollen, und die der einfachen Protokolle mit Form und Geltung förmlicher Uebereinkommnisse. Es ist zu wünschen, daß dieser Modus sich erhalte, denn er gewährt unstreitig die größte Leichtigkeit und ist eben deshalb der tauglichste zur Behandlung großer politischer Geschäfte.

Indem wir die Thatsache feststellen, daß die diplomatischen Archive der meistbetheiligten Höfe keine Schriftstücke über die wichtigsten Verhandlungen der Jahre 1813, 1814 und 1815 enthalten, machen wir jedoch rücksichtlich jener von England eine Ausnahme und ebenso bezüglich jener von Frankreich für die Dauer des Wiener Congresses. Lord Castlereagh und die bevollmächtigten Minister von England und Frankreich haben beständig mit ihren Regierungen correspondirt.

So ist es denn zunächst in der Ueberzeugung von der sonstigen Unmöglichkeit, die Geschichte dieser hervorragend wichtigen Periode unserer Zeit auf sichere Grundlagen zu stellen, daß wir uns entschlossen haben, die gegenwärtigen Materialien zusammenzustellen; aber noch

ein anderes Gefühl hat auf unsern Entschluß gewirkt. Wir werden dasselbe mit voller Offenheit bekennen.

Wenige Monarchen haben jemals ihrem Thron mehr Ehre gemacht als Kaiser Franz. Seine Völker haben seinen Werth als Mensch erkannt. Ein wahrer Vater seiner Unterthanen, alle Tugenden des Privatmannes in sich vereinigend, war er von vielen seiner Zeitgenossen in Beziehung auf seine ausgezeichneten Eigenschaften als Souverain nicht gebührend gewürdigt. Rein von Sitten, einfach in seinem Benehmen, jeder Art von Prunk abhold und selbst jene Vornehmheit verschmähend, welche immer die Menge besticht und oft die Fürsten scheinen läßt, was sie nicht sind, in allen Dingen nur die Wahrheit liebend und suchend, unerschütterlich in seinen Grundsätzen und immer gerade in seinem Urtheil, konnte dieser Monarch in den Augen seiner Zeitgenossen doch oft eine untergeordnete Rolle zu spielen scheinen, gerade dort, wo die außerordentlichen Erfolge nur seiner Entschlossenheit, seinem festen Willen und seinen Tugenden zu verdanken waren. Die Materialien, die wir der unbefangenen Nachwelt übergeben, werden diesen Ausspruch nicht Lügen strafen.

Es erübrigt uns, so ungern wir es auch thun, noch ein Wort über uns selbst zu sagen. Die Rolle, die wir persönlich in den Ereignissen unserer Zeit zu spielen hatten, ist uns nicht durch eigene Wahl zugefallen, sondern einzig durch das Gefühl unserer Pflichten auferlegt worden. Frei von jedem andern Ehrgeize als dem, nach bestem Gewissen den Aufgaben zu entsprechen, die eine Vereinigung von Umständen sondergleichen schon bei Beginn unseres Ministeriums auf unserem Haupte angehäuft hatte, haben wir uns niemals von dem Wege entfernt, der uns durch das gute Recht vorgezeichnet schien. Unberührt von den Verirrungen unserer Zeit, Verirrungen, die stets die Gesellschaft dem Abgrunde zuführen werden, haben wir die Befriedigung gehabt, in einer Epoche voll von Gefahren der Sache des Friedens und der Wohlfahrt der Nationen zu dienen, die niemals durch politische Umwälzungen gefördert wird. Unser Name hat eine stehende Bedeutung in den Berichten und den Schmähschriften unserer Epoche erlangt. Wir haben in diesen Schilderungen uns nicht wieder erkennen können. An der Nachwelt ist es, uns nach unseren Thaten

zu richten, und um sie in den Stand zu setzen, dieses wichtigen Amtes zu walten, das ganz ihr zusteht, haben wir geglaubt, den Proceß gleich auf den richtigen Grundlagen einzuleiten. Zur Stunde, wo wir diese Zeilen schreiben (1829), ist der Geschichtschreiber für die unzähligen Ereignisse aus den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht geboren. Die Zeitgenossen können vernünftiger Weise nicht mehr beanspruchen, als die Materialien für Diejenigen zusammenzutragen, denen in späteren Tagen der hohe Beruf zu Theil wird, die wahre Geschichte der Vergangenheit mit jener Ruhe und Unparteilichkeit zu schreiben, die den an den Ereignissen persönlich und activ Betheiligten selbst immer fehlt.

Wir legen daher unserem Unternehmen keinen andern Werth bei, als den einer Materialiensammlung für die Geschichte eines bestimmten Abschnittes unserer Zeit.

Noch haben wir uns über den Plan unserer Arbeit auszusprechen.

Es ist, wie gesagt, nicht die Geschichte der Jahre 1813, 1814 und 1815, die wir zu schreiben unternehmen; ja nicht einmal regelmäßige Memoiren. Was wir wollen, ist nichts Anderes, als mit ungeschminkter Wahrheit die großen Triebfedern der Ereignisse verzeichnen. Wir wollen die bekannten Thatsachen auf ihre wahren Ursachen zurückführen und unter ihnen jenes Band herstellen, welches zum Verständniß der Ergebnisse nöthig ist. Wir sind zufrieden, wenn wir diesen Zweck erreichen.

---

## Nach der Schlacht von Bautzen bis zum Kriegsmanifest Oesterreichs 1813.

Am 29. Mai um 4 Uhr Nachmittags erhielt ich einen Courier aus Dresden, der mich von dem Verluste der Schlacht bei Bautzen unterrichtete. Ich fuhr auf der Stelle nach Laxenburg, wo der Kaiser sich aufhielt. Ich hatte meine Wahl getroffen. Es handelte sich darum, den Vormarsch Napoleon's aufzuhalten und dem Kaiser Alexander wie dem König Friedrich Wilhelm jede Ungewißheit über die Entscheidung, die der Kaiser treffen würde, zu benehmen. In der russischen Armee herrschte die größte Demoralisation; nur einen Wunsch hegte dieselbe

noch — den, sich hinter ihre Grenzen zurückzuziehen. Kaiser Alexander war zwar entschlossen, den Krieg fortzusetzen, aber die Stimme der Armee konnte schließlich über seine Intentionen den Sieg davon tragen. Die verbündeten Armeen hatten ihren Rückzug nach Oberschlesien zu bewerkstelligen beschlossen. Dies vom militärischen Gesichtspunkte wohl berechnete Manöver kündigte gleichwol deutlich die Absicht des Kaisers Alexander an, Oesterreich an die Wand zu drücken und es zu nöthigen, daß es sich für die Verbündeten ausspreche. Zeigte sich Oesterreich abgeneigt, an dem Kriege gegen Napoleon theilzunehmen, so war dem russischen Monarchen der Vorwand gegeben, die Warta zu übersetzen und den Krieg zu beendigen.

Das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg befand sich damals in Prag, während seine Armee um und bei dieser Stadt sich anzusammeln begann; die Avantgarde hielt den Saazer und Leitmeritzer Kreis besetzt. Im Hauptquartier Napoleon's war Graf Bubna eingetroffen.

Da ich überzeugt war, daß der Verlust einer einzigen Schlacht Alles auf das Spiel setzen würde, wenn wir in den Krieg gingen, ohne genug Streitkräfte gesammelt zu haben, um für uns allein, abgesehen von der schlecht organisirten und moralisch gelockerten russischen und von der nur dem Namen nach existirenden preußischen Armee, das Feld behaupten zu können, so galt es zu verhindern, daß Napoleon nicht etwa nach seiner gewohnten Weise mit Zurücklassung eines Observationscorps vor den verbündeten Armeen, sich nach Böhmen wende, um einen Hauptschlag gegen uns zu führen, dessen Wirkungen bei der damaligen Entmuthigung der ungeheuren Mehrheit unserer Völker unberechenbar gewesen wären.

Ich schlug dem Kaiser vor, er solle folgenden Tages nach demjenigen Punkte, der zwischen Dresden und dem Hauptquartier der beiden verbündeten Monarchen am meisten in der Mitte läge, abreisen. Wir suchten denselben auf der Karte; Gitschin schien uns der richtige Punkt zu sein. Seine Majestät entschloß sich, am zweitfolgenden Tage abzureisen, während ich unverzüglich Couriere nach Dresden und Schlesien abfertigte. Der erstere überbrachte dem Grafen Bubna die Weisung, bei Napoleon auf die Annahme der von Oesterreich angebotenen

Vermittlung zu bringen. Der andere war Träger der Meldung, daß der Kaiser demnächst zur Armee abgehen werde. Die Wirkung, welche diese Maßnahmen oder vielmehr die bloße Thatsache der Ankunft Seiner Majestät im Hauptquartier üben mußte, schien mir entscheidend zu sein, und sie war es.

Der Kaiser verließ Wien mit sehr kleinem Gefolge am 1. Juni um 5 Uhr Morgens[64]). Tages darauf begegnete uns bei Czaslau Graf Nesselrode, den Kaiser Alexander abgesandt hatte, damit er von Seiten Oesterreichs eine rasche Entschließung betreibe. Er brachte mir eine Abschrift des zu Poischewitz abgeschlossenen Waffenstillstandes.

Kaiser Franz fertigte den Grafen Nesselrode mit dem kurzen Auftrage ab: „Kehren Sie um und berichten Sie dem Kaiser, Ihrem Herrn, und dem Könige von Preußen, daß Sie mich auf dem Wege in's Hauptquartier meiner Armee in Böhmen getroffen haben. Ich ersuche den Kaiser, einen Punkt auf der böhmisch-schlesischen Grenze zu bezeichnen, an den ich meinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Auftrag absenden werde, ihn in die volle Kenntniß meiner Entschlüsse zu setzen."

Durch den Grafen Bubna waren Vermittlungsvorschläge nach Dresden gesendet worden[65]). Napoleon, in der Hoffnung, die russisch-preußischen Armeen nochmals schlagen zu können und auf die Wirkung bauend, welche eine neue Niederlage sowol auf den Geist der beiden Monarchen als auf ihre Armeen und gleicher Weise auf Oesterreich hervorbringen müßte, nahm die Vorschläge unseres Abgesandten kalt und mit Hochmuth auf. Es war indessen vorauszusehen, daß er nach dem Siege von Bautzen geneigter sein würde, in Verhandlungen einzugehen; und dies war auch wirklich der Fall, indem er seinem gewohnten System gemäß sich mit den beiden verbündeten Monarchen direct in's Einvernehmen setzte.

Der Adjutant Flahault war als Demarcations-Commissär an Ort und Stelle entsendet worden; auf die unbedingte Ergebenheit dieses Mannes konnte Napoleon zählen. Er hatte sich geschmeichelt, auf Kaiser Alexander direct einwirken zu können, sowol durch die Wahl des Unterhändlers (Caulaincourt), als durch die Macht, die er auf den Geist dieses Monarchen zu üben noch fortwährend sich einbildete. Er

irrte sich. Der Versuch hatte kein anderes Ergebniß, als den beiden Monarchen zu beweisen, daß Napoleon abermals bestrebt sei, seine erschütterte Stellung durch trügerische Unterhandlungen wieder zu befestigen, und daß er nur darauf ausgehe, die Bildung der Quadrupel-Allianz zu verhindern und die nöthige Zeit zu gewinnen, um den Verlust an Mannschaft zu ersetzen, den er durch die Gewaltmärsche seiner Armee und durch die Schlachten von Lützen und Bautzen erlitten hatte. Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm kündeten dem Kaiser Franz ihren festen Entschluß an, auf die Vorschläge einer Unterhandlung nicht einzugehen; gleichzeitig gaben sie ihrem vollständigen Vertrauen in die Loyalität und die erleuchteten Grundsätze Seiner Majestät Ausdruck.

Wir kamen am 3. Juni in Gitschin an. Ich setzte sofort den Herzog von Bassano von der Ankunft des Kaisers in seinem Hauptquartier in Kenntniß. Gleichzeitig verlangte ich von ihm eine persönliche Zusammenkunft, um ihn zu benachrichtigen, daß Seine Majestät fest entschlossen sei, Ihrem Vermittlungsanerbieten den gehörigen Nachdruck zu geben. Ich war überzeugt, daß die Antwort des französischen Ministers eine ausweichende sein würde; und das war sie in der That. Ich bedurfte indeß einer solchen Ablehnung als passenden Vorwandes zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander, die ich denn auch am nämlichen Tage ansuchte, wo die Antwort Bassano's eingetroffen war. Als Ort für das Rendezvous ward Opočno bestimmt; ich hatte diesen Ort wegen seiner Nähe an der Grenze und wegen seiner Abgeschiedenheit gewählt. Um nicht ebenfalls hinkommen zu müssen, schützte Kaiser Franz Geschäfte in Gitschin vor. Ich reiste von diesem Schlosse am 16. Juni ab und traf folgenden Tages in Opočno ein, wo ich den Kaiser Alexander, der wenige Stunden vor mir angekommen war, bereits vorfand. Die Großfürstin Katharina, Schwester des Kaisers Alexander, die zu dieser Zeit in Prag weilte, hatte sich ebenfalls eingefunden. Im Gefolge des Kaisers Alexander befand sich Graf Nesselrode nebst mehreren Adjutanten. Graf Stadion und Herr v. Lebzeltern hatten sich in Folge der ihnen zugegangenen Weisungen gleichfalls dahin begeben.

Ich verfügte mich unverweilt zum Kaiser Alexander. Durch meine vorausgegangene Besprechung mit dem Grafen Nesselrode in Czaslau

war ich von der Stimmung dieses Monarchen sowol in Beziehung auf die Angelegenheiten überhaupt, als in Beziehung auf meine Person einigermaßen unterrichtet. Ich hatte den Kaiser Alexander während der Berliner Verhandlungen von 1805 kennen gelernt und er bezeigte mir damals viel Wohlwollen. Ueber sein ausdrückliches Verlangen sollte ich sogar im Jahre 1806 als Botschafter nach Petersburg gesandt werden. Die Beziehungen, die ich in den Jahren 1807 und 1808 zu seinem Botschafter in Paris unterhielt, befestigten die Gesinnungen, die er früher für mich hegte; und erst zur Zeit der Sendung des Grafen Romanzow nach Paris in Folge der Erfurter Conferenzen bewirkte das gänzliche Auseinandergehen der Ansichten dieses Ministers und der meinigen die erste Entfremdung zwischen dem Kaiser Alexander und meiner Person. Die Heirat der Erzherzogin Marie Louise und die nur zu nothwendige Weigerung des österreichischen Kabinets, im Jahre 1811 mit Rußland eine geheime Allianz einzugehen, thaten das Uebrige. Kaiser Alexander, der in dem Benehmen Anderer keine Nuancen zuließ, weil er solche zu jener Zeit für sein eigenes politisches Vorgehen, das immer zwischen den entgegengesetzten Extremen hin und her schwankte, noch nicht kannte, hatte mich im Verdachte, daß ich mich ganz auf die Seite Frankreichs geschlagen habe und schwere Vorurtheile gegen Rußland hege. Bei dieser ersten Zusammenkunft mußte ich also darauf gefaßt sein, beim Kaiser auf die immer mächtige persönliche Voreingenommenheit und auf alle jene Schwierigkeiten zu stoßen, welche die politische und militärische Haltung Oesterreichs darbot.

Ich kam dem Kaiser mit der größten Offenheit entgegen, ließ mich vorläufig in eine Bekämpfung seiner Vorurtheile nicht ein, machte jedoch aus meiner Ueberzeugung kein Hehl, daß der einzige Rettungsanker für die Verbündeten sich in dem unbegrenzten Vertrauen zu der Macht finde, die, ohne eine eindringende Kenntniß des Charakters des Kaisers Franz, wie der Grundsätze und des Vorgehens seines Kabinets, ganz leicht der Verdächtigung verfallen könne. Ich versicherte ihn zugleich, daß uns nichts von unserem Wege abbringen könne, auf dem wir zum Heile Europas in die Lage gelangt waren, dessen Retter zu werden.

Kaiser Alexander entgegnete mir, daß ich an seinem Vertrauen nicht zweifeln dürfe, daß er aber in jeder Maßregel, welche nicht auf der Stelle die wahre Absicht Oesterreichs zu erkennen gebe, nur das Verderben der Sache erblicken könne.

Da ich von dem Vorgehen, in welchem allein ich unser Heil erblickte, nicht ablassen konnte und nicht ablassen wollte, so erklärte ich dem Kaiser, ich sei bereit, ihm den ganzen Plan darzulegen, möchte aber nicht in ihm die trügerische Hoffnung wecken, daß wir denselben jemals aufgeben oder auch nur wesentlich abändern werden. Ich beharrte auf der unbedingten Nothwendigkeit der Vermittlung Oesterreichs, deren förmliche Anerkennung ich von ihm verlangte.

„Was wird aus unserer Sache werden,“ fragte der Kaiser wieder, „wenn Napoleon seinerseits auf die Vermittlung eingeht?“

„Lehnt er sie ab,“ antwortete ich, „so wird der Waffenstillstand zu Ende sein und Sie werden uns in den Reihen Ihrer Bundesgenossen finden; nimmt er sie an, so wird die Unterhandlung uns ganz bestimmt zeigen, daß Napoleon weder weise noch gerecht sein will, und das Ergebniß wird dasselbe sein. Auf jeden Fall werden wir sohin die nöthige Zeit gewonnen haben, um unsere Armee in jene Stellungen zu bringen, wo wir den Angriff auf einen Einzelnen von uns nicht mehr zu fürchten haben, und von wo aus wir unserseits die Offensive ergreifen können.“

Diese erste Besprechung zog sich über zwei Stunden hin, und wir trennten uns, ohne etwas ausgemacht zu haben. Gleichwol erhielt ich kurze Zeit nachher den Beweis, daß der Kaiser sich den klaren Thatsachen nicht mehr ganz verschließe, wenn auch sein angeborenes Mißtrauen noch nicht weichen wollte. Des andern Tages gelang es mir, ihn ganz für das Vorgehen zu gewinnen, das ich ihm angerathen hatte. Ich schlug ihm vor, einen gewandten Officier in's Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg zu schicken, das von nun an mit dem des Kaisers Franz an einem Orte vereinigt sei. Dieser Officier sollte den Auftrag erhalten, den Stand der verbündeten Armeen und ihre Aufstellung uns zu überbringen. Er hätte aber nichtsdestoweniger die Ideen unseres Höchstcommandirenden anzuhören und den Operationsplan nach der oben erwähnten Alternative mit ihm zu vereinbaren.

Kaiser Alexander schien mir von diesem Anerbieten auf das Höchste befriedigt, er sah in demselben ein Unterpfand unserer Absichten. Der gute Geist, den Graf Nesselrode in der Führung seines Departements fortwährend bethätigte und die Unterstützung, die ihm hiebei von dem Fürsten Wolkonski, Generalstabs-Chef des Kaisers Alexander, und dem Hofmarschall Grafen Tolstoy zu Theil geworden war, erleichterten mir die Erreichung meines Zweckes. Tolstoy besaß damals noch das Ohr seines Herrn und führte eine freie Sprache, die ihn später in Ungnade fallen ließ. Ich trennte mich am 20. Juni von Kaiser Alexander, der von unseren Ansichten befriedigt und über die Chancen der Zukunft vollkommen beruhigt war[66]).

Zur Erheiterung der Muße des Kaisers Alexander, hatte man bei Opočno zwei Cavallerie-Regimenter concentrirt, die Seine Majestät während der zwei Tage, um welche über meine Abreise hinaus der Kaiser seinen Aufenthalt verlängerte, mehrmals manövriren ließ.

Ich kehrte geraden Weges nach Gitschin zurück, woselbst ich eine sehr dringende Einladung des Herzogs von Bassano vorfand, mich nach Dresden zu begeben. Napoleon hatte von meiner Begegnung mit Kaiser Alexander vernommen, und wollte von diesem Augenblicke an auch sich eine solche verschaffen. In diesem Schritt, den ich vorausgesehen, lag für mich der Beweis, daß Napoleon sich nicht stark genug fühle, offen mit uns zu brechen. Ich erbat mir vom Kaiser die Ermächtigung, diesem Rufe Folge zu leisten, und setzte von der Sache unverzüglich die zu Reichenbach in Schlesien versammelten russisch-preußischen Kabinete in Kenntniß. Ich sah viel Niedergeschlagenheit von ihrer Seite voraus. In der stärksten Stellung, die je ein Minister einnahm, war ich lediglich darauf bedacht, die beiden Kabinete zu überzeugen, daß das Heil Europas fürder nur von der Verhaltungslinie, welche Oesterreich verfolgen werde, abhänge. Da ich im Verlaufe meiner Amtsführung nie wo anders her, als aus den Mitteln meines Landes und aus der Seelenstärke und den festen Grundsätzen des Kaisers Franz Hilfe geschöpft habe, war ich weit davon entfernt zu besorgen, daß sich durch eine Haltung, welche in ihrem Endergebnisse unsere Stellung heben und den Triumph der allgemeinen Sache sichern sollte, eine zu große Verantwortlichkeit auf meinem Haupte anhäufe.

Der Kaiser regelte mit dem Fürsten Schwarzenberg und mit mir Alles, was zur Beschleunigung des Marsches und der Ankunft unserer Truppen diente. Seine Majestät erließ die nachdrücklichsten Befehle. So sehr dieser Monarch sonst immer zur Schonung seiner Provinzen neigte, diesmal hatte eine derartige Erwägung in seinen Berechnungen keinen Platz. Seine Gedanken hafteten nur an dem großen Werk, das ihm aufbehalten war. Es galt die Rettung der Welt; in dieser unermeßlichen Wohlthat sollten seine Völker ihre Entschädigung finden! Man schaffte vom Kriegsschauplatz alle Hilfsmittel fort, die in die Hände der Feinde hätten fallen können; man befestigte die hiezu geeignetsten Orte; die Linien Prags wurden geschlossen, da dieser Ort als Waffenplatz dienen sollte; man begann an der Elbe und Moldau Brückenköpfe anzulegen; ungeheure Magazine wurden für den Bedarf des österreichischen Heeres und der verbündeten Armeen, die nach Böhmen gerufen werden sollten, angelegt; eine allgemeine Conscription aller vorhandenen Lebensmittel und sonstigen für den Krieg verwendbaren Gegenstände wurde vorgenommen. Der Geist der Bevölkerung entsprach den Erwartungen des Monarchen; er richtete sich in dem Maße auf, als das Vertrauen in die Maßnahmen der Regierung stieg. Der östliche und nördliche Theil Böhmens hatte nur mehr das Aussehen eines großen Feldlagers.

Ich reiste von Gitschin am 24. Juni ab und langte Tags darauf in Dresden an, wo ich beim Grafen Bubna abstieg. Napoleon war eben von Dresden abwesend und kehrte am Abend meines Ankunftstages dahin zurück. So erhielt ich erst am nächstfolgenden Tage (26.) eine Einladung Napoleon's, mich zu ihm zu verfügen. Sein Hauptquartier befand sich im Marcolini'schen Garten nahe der Elsterwiese. Er hatte nicht den Muth, in der Stadt zu wohnen; mehr als zwanzigtausend Mann seiner Truppen fanden sich in der Friedrichsstadt und außerhalb der Linien dieser Vorstadt zusammengedrängt.

Die Stellung Napoleon's seiner Armee und dem französischen Volke gegenüber war zu jener Zeit eine sehr kritische. Die vormals in verschiedene Parteien gespaltene Nation zeigte gegenwärtig deren nur zwei: die Partei der Männer der Revolution, welcher sich die ungeheure

Zahl jener Individuen anschloß, die ihr Geschick an die Erhaltung der Regierung geknüpft sahen oder denen im Hinblick auf ihre Stellungen, ihre Dienste und die Beschaffenheit ihres meist aus Nationalgütern bestehenden Vermögens wenigstens an Erhaltung der Formen dieser Regierung gelegen war; und die Partei der bourbonischen Royalisten. Die erst genannte Partei beklagte die precäre Lage, in welche Napoleon's Eroberungssucht ihre Interessen versetzt hatte; die letztere, noch nicht wagend, ihr Haupt zu erheben, wartete mit Bangigkeit die Ergebnisse des neuen Feldzuges ab, für welchen die Nation soeben neue und ungeheure Anstrengungen machte.

Die französische Armee seufzte nach dem Frieden. Die Generale ohne Ausnahme hatten wenig Vertrauen auf den Ausgang eines Kampfes, der mit dem Tage, wo den Russen und Preußen neue Verbündete erstanden, mehr als ungleich ward. Der Haß der deutschen Stämme konnte durch die Bemühungen der Regierungen des Rheinbundes kaum mehr im Zaume gehalten werden; das Benehmen dieser Regierungen selbst fing an zweideutig zu werden; die Blicke Europas waren nur mehr auf Oesterreich gewendet.

Das Erscheinen des österreichischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten im Hauptquartier Napoleon's konnte unter solchen Umständen von den Führern der französischen Armee nur als ein in seinen Ergebnissen entscheidendes aufgefaßt werden. Mit dieser Empfindung wurde ich in Dresden aufgenommen. Es wäre mir schwer, den Ausdruck der peinlichen Besorgniß zu schildern, der sich auf den Gesichtern der goldbetreßten Schaar zeichnete, die in den Dienstgemächern des Kaisers versammelt war. Der Fürst von Neufchatel (Berthier) sagte zu mir mit leiser Stimme: „Vergessen Sie nicht, daß Europa des Friedens bedarf und vorzüglich Frankreich, welches nur den Frieden will." Ohne mich veranlaßt zu sehen, darauf zu antworten, trat ich in den Dienstsalon des Kaisers ein.

Napoleon erwartete mich stehend in der Mitte seines Kabinets, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm. Er ging auf mich zu mit erkünstelter Fassung und erkundigte sich um das Befinden des Kaisers. Bald darauf verdüsterten sich seine Züge und indem er sich vor mich hinstellte, sprach er mich folgendermaßen an:

„Sie wollen also den Krieg, gut, Sie sollen ihn haben. Ich habe zu Lützen die preußische Armee vernichtet; ich habe die Russen bei Bautzen geschlagen; auch Sie wollen an die Reihe kommen; es sei, in Wien geben wir uns Rendezvous. Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren. Dreimal habe ich den Kaiser Franz wieder auf den Thron gesetzt; ich habe ihm versprochen, mein Lebelang mit ihm in Frieden zu bleiben; ich habe seine Tochter geheiratet; damals sagte ich mir, du begehst eine Thorheit, aber sie ist begangen, ich bereue sie heute."

Dieser Eingang verdoppelte in mir das Gefühl der Stärke meiner Stellung, ich betrachtete mich in diesem Augenblicke der Entscheidung als den Vertreter der gesammten europäischen Gesellschaft. Soll ich es sagen — Napoleon erschien mir klein!

„Krieg und Frieden," erwiederte ich, „liegen in der Hand Eurer Majestät. Der Kaiser, mein Herr, hat Pflichten zu erfüllen, vor denen alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten. Das Schicksal von Europa, seine Zukunft und die Ihrige, Alles das ruht in Ihrer Hand. Zwischen Europa und Ihren bisherigen Zielen besteht unlöslicher Widerspruch. Die Welt bedarf des Friedens. Um diesen Frieden zu sichern, müssen Sie in die mit der allgemeinen Ruhe vereinbarlichen Machtgrenzen zurückkehren, oder aber Sie werden in dem Kampfe unterliegen. Heute können Sie noch Frieden schließen, morgen dürfte es zu spät sein. Der Kaiser, mein Herr, läßt sich in seinem Handeln nur durch die Stimme seines Gewissens leiten; an Ihnen, Sire, ist es nun, auch das Ihrige zu Rath zu ziehen."

„Nun gut, was will man denn von mir?" fuhr mich Napoleon an, „daß ich mich entehre? Nimmermehr! Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Hand breit Bodens ab. Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzig Mal schlagen lassen, und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann ich nicht, ich, der Sohn des Glückes. Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein. Ich habe einen großen Fehler begangen, indem ich außer Acht ließ, was mir eine Armee gekostet hat, die herrlichste, die es je gegeben. Ich kann mich mit Menschen schlagen, aber nicht mit Elementen; die Kälte

hat mich zu Grunde gerichtet. In einer Nacht verlor ich dreißigtausend Pferde. Alles habe ich verloren, nur nicht die Ehre und das Bewußtsein dessen, was ich einem tapferen Volke schulde, welches nach so ungeheuren Unglücksfällen mir neue Beweise der Hingebung und seiner Ueberzeugung gegeben hat, daß ich allein es regieren kann. Ich habe die Verluste des vergangenen Jahres ausgeglichen, sehen Sie einmal die Armee an nach den Schlachten, die ich soeben gewonnen! Ich werde vor Ihnen Heerschau halten!"

„Und gerade die Armee ist es," erwiederte ich ihm, „welche den Frieden verlangt."

„Nicht die Armee," unterbrach mich Napoleon mit Lebhaftigkeit, „nein, meine Generale wollen den Frieden. Ich habe keine Generale mehr. Die Kälte von Moskau hat sie demoralisirt. Ich sah die Tapfersten weinen wie die Kinder. Sie waren physisch und moralisch gebrochen. Vor vierzehn Tage konnte ich noch Frieden schließen, heute kann ich es nicht mehr. Ich habe zwei Schlachten gewonnen, ich werde nicht Frieden schließen."

„In alledem, was Euere Majestät mir soeben gesagt," bemerkte ich, „sehe ich einen neuen Beweis davon, daß Europa und Euere Majestät zu keiner Verständigung kommen können. Ihre Friedensschlüsse waren immer nur Waffenstillstände. Die Mißgeschicke wie die Erfolge treiben Sie zum Krieg. Der Augenblick ist da, wo Sie und Europa sich gegenseitig den Handschuh hinwerfen; Sie werden ihn aufheben, Sie und Europa, und nicht Europa wird es sein, welches im Kampfe unterliegt."

„Wollen Sie mich etwa durch eine Coalition zu Grunde richten," versetzte Napoleon, „wie viel seid Ihr denn, Ihr Alliirte? Euer vier, fünf, sechs, zwanzig? Je mehr Ihr seid, desto besser für mich. Ich nehme die Herausforderung an. Aber ich kann Sie versichern," fuhr er mit erzwungenem Lachen fort, „im nächsten October sehen wir uns in Wien. Dann wird es sich zeigen, was aus Eueren guten Freunden, den Russen und Preußen, geworden ist. Zählen Sie auf Deutschland? Schauen Sie, was es im Jahre 1809 gethan hat! Um dort die Bevölkerung im Zaum zu halten, genügen mir meine Soldaten, und für die Treue der Fürsten ist mir die Furcht Bürge,

die sie vor Euch haben. Erklären Sie Ihre Neutralität und halten Sie dieselbe, dann gehe ich auf Unterhandlung in Prag ein. Wollen Sie eine bewaffnete Neutralität? Es sei! Legen Sie dreimalhunderttausend Mann nach Böhmen, das Wort des Kaisers genügt mir, daß er mir nicht den Krieg machen wird, bevor die Unterhandlung zu Ende ist."

„Der Kaiser," antwortete ich, „hat den Mächten seine Vermittlung, nicht seine Neutralität angeboten. Rußland und Preußen haben die Vermittlung angenommen, an Ihnen ist es, sich heute noch zu erklären. Sie werden das annehmen, was ich Ihnen soeben angeboten und wir werden einen Zeitraum für die Dauer der Unterhandlungen festsetzen; Sie werden es verweigern und der Kaiser, mein allergnädigster Herr, wird sich als frei betrachten in seinen Entschlüssen und in seiner Haltung. Die Lage drängt, die Armee muß leben, in Kurzem sind zweihundertfünfzigtausend Mann in Böhmen, sie können dort einige Wochen, nicht aber Monate lang in Quartier stehen."

Hier unterbrach mich wieder Napoleon, um sich in eine lange Abschweifung über die mögliche Stärke unserer Armee zu ergehen. Nach seiner Berechnung könnten wir höchstens fünfundsiebzigtausend Mann schlagfertig nach Böhmen stellen. Er gründete diese Berechnung auf den Normalstand der Bevölkerung in der Monarchie, auf die Abschätzung der Verluste an Mannschaft in den letzten Kriegen und auf unser Conscriptions-Reglement u. s. w. Ich drückte mein Erstaunen aus über die Unrichtigkeit der von ihm eingezogenen Erkundigungen, da es ihm doch so leicht gewesen wäre, sich genauere und verläßlichere Daten zu verschaffen.

„Ich mache mich anheischig," erklärte ich ihm, „Ihnen die genaue Liste Ihrer Bataillone zu geben, und Eure Majestät sollten über die österreichische Armee nicht ebenso gut informirt sein?"

„Ich bin es," versetzte Napoleon, „ich besitze ganz umständliche Nachweisungen über die Armee und bin sicher, mich über ihren Effectivstand nicht zu täuschen. Herr von Narbonne," fügte er bei, „hat eine Masse von Spionen in's Feld geschickt und seine Erkundigungen erstrecken sich bis auf die Trommelschläger Ihrer Armee; mein Hauptquartier hat das Gleiche gethan; aber ich kenne besser als irgend

Jemand den Werth, den man solchen Auskünften beilegen darf. Meine Berechnungen stützen sich auf mathematische Grundlagen und sind deshalb verläßlich, Niemand hat schließlich mehr als er haben kann*)."

Napoleon führte mich in sein Arbeitskabinet und zeigte mir die Standeslisten unserer Armee, wie sie ihm täglich zukamen. Er prüfte sie mit eingehender Genauigkeit und beinahe Regiment für Regiment. Unsere Erörterung über diesen Gegenstand dauerte mehr als eine Stunde.

Zurückgekehrt in sein Empfangszimmer, brachte er die politische Frage nicht mehr zur Sprache, und ich hätte glauben können, daß es seine Absicht sei, meine Aufmerksamkeit von dem Gegenstand meiner Sendung abzulenken, wenn nicht eine frühere Erfahrung mich gelehrt hätte, wie sehr ihm solche Abschweifungen geläufig seien. Er besprach die Gesammtheit seiner Operationen in Rußland und verbreitete sich in lange und kleinliche Einzelheiten über die Epoche seiner letzten Rückkehr nach Frankreich. Aus Allem ward mir klar, wie er beständig darauf hinzielte, hervorzuheben, daß seine Niederlage von 1812 ganz auf Rechnung der Jahreszeit zu setzen und daß seine moralische Stellung in Frankreich nie fester gewesen sei als in Folge dieser nämlichen Ereignisse. „Es war eine harte Probe," sagte er mir, „aber ich habe sie vollkommen bestanden."

Nachdem ich ihn über eine halbe Stunde angehört hatte, unterbrach ich ihn mit der Bemerkung, daß ich in dem, was er soeben gesagt, einen starken Beweis der Nothwendigkeit erkenne, so wechselvollen Geschicken ein Ziel zu setzen. „Das Glück," fügte ich bei, „kann Sie ein zweitesmal wie im Jahre 1812 im Stiche lassen. In gewöhnlichen Zeiten bilden die Armeen nur einen kleinen Theil der Bevölkerung, heute ist es das ganze Volk, das Sie unter die Waffen rufen. Ihre jetzige Armee, ist sie nicht eine anticipirte Generation? Ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Kinder. Eure Majestät haben das Gefühl, daß Sie der Nation absolut nothwendig sind, brauchen

*) Ein bemerkenswerther und durch mehr als einen Beleg erhärteter Umstand ist die Summe der Täuschungen, denen Napoleon seit Eröffnung des vorjährigen Feldzuges sich in Betreff Alles dessen, was die Streitkräfte seiner Gegner anbelangt, hingegeben hat.

aber nicht auch Sie die Nation? Und wenn diese jugendliche Armee, die Sie heute unter die Waffen gerufen haben, dahin gerafft sein wird, was dann?"

Als Napoleon diese Worte hörte, übermannte ihn der Zorn, er ward bleich und seine Züge verzerrten sich. „Sie sind nicht Soldat," fuhr er mich an, „und wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin im Felde aufgewachsen, und ein Mann wie ich scheert sich wenig um das Leben einer Million Menschen*)." Mit diesem Ausruf warf er den Hut, welchen er bisher in der Hand gehalten, in die Ecke des Zimmers. Ich blieb ganz ruhig, stützte mich an die Ecke eines Consols zwischen den zwei Fenstern, und sagte tief bewegt von dem, was ich eben gehört: „Warum haben Sie mich gewählt, um mir zwischen vier Wänden das zu sagen, was Sie eben ausgesprochen; öffnen wir die Thüren und mögen Ihre Worte von einem Ende Frankreichs bis zum andern ertönen. Nicht die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, wird dabei verlieren."

Napoleon faßte sich und mit ruhigerem Tone sagte er mir folgende Worte, nicht minder merkwürdig als die vorigen: „Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen; um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzug von Moskau dreimalhunderttausend Mann verloren, es waren nicht mehr als dreißigtausend Franzosen darunter."

„Sie vergessen, Sire," rief ich aus, „daß Sie zu einem Deutschen sprechen."

Napoleon ging wieder mit mir im Zimmer auf und ab, beim zweiten Gange hob er den am Boden liegenden Hut auf. Sofort kam er nochmals auf seine Heirat zu sprechen. „So habe ich denn," hub er an, „einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Oesterreich zu heiraten."

„Nachdem Eure Majestät meine Meinung wissen wollen," erwiederte ich, „so will ich offen und frei sagen, Napoleon der Eroberer hat einen Fehler begangen."

---

*) Ich wage es nicht, mich hier des von Napoleon gebrauchten viel derberen Ausdruckes zu bedienen.

„Der Kaiser Franz will also seine Tochter entthronen?“

„Der Kaiser,“ versetzte ich, „kennt nur seine Pflichten und die wird er erfüllen. Was auch immer das Los seiner Tochter sein möge, Kaiser Franz ist vor Allem Monarch, und das Interesse seiner Völker wird immer die erste Stelle in seinen Berechnungen einnehmen.“

„Ja wohl,“ unterbrach mich hier Napoleon, „was Sie da sagen, befremdet mich nicht, Alles bestätigt meine Ansicht, daß ich da einen unverzeihlichen Fehler begangen habe. Indem ich eine Erzherzogin heiratete, habe ich das Neue mit dem Alten verschmelzen wollen, die gothischen Vorurtheile mit den Institutionen meines Jahrhunderts; ich habe mich getäuscht, und ich empfinde heute die ganze Größe meines Irrthums. Es kann mir den Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben.“

Die Unterredung hatte sich bis 8½ Uhr Abends hingezogen. Es war schon volle Nacht. Niemand hatte sich in das Kabinet hinein gewagt. Nicht ein einziger Augenblick des Stillschweigens unterbrach diese lebhaften Erörterungen, in welchen ich sechs Momente zählen kann, wo meine Worte ganz das Gewicht einer förmlichen Kriegserklärung hatten. Meine Absicht kann es nicht sein, hier Alles wiederzugeben, was Napoleon während dieser langen Zusammenkunft gesprochen hat. Ich habe nur bei den hervorragendsten Punkten verweilt, welche in directer Beziehung zum Gegenstand meiner Sendung standen. Zwanzig Male hatten wir uns gar weit davon entfernt*); Die, welche Napoleon gekannt und Geschäfte mit ihm verhandelt haben, werden darüber nicht erstaunt sein.

Als mich Napoleon entließ, war der Ton seiner Rede ruhig und milde geworden. Ich konnte nicht mehr die Züge seines Gesichtes unterscheiden. Er begleitete mich bis an die Thür des Dienstsalons. Die Hand auf die Klinke des Thürflügels legend, sagte er mir: „Wir sehen uns doch wieder?“

„Zu Befehl, Majestät,“ war meine Antwort, „aber ich habe keine Hoffnung, den Zweck meiner Mission zu erreichen.“

*) Die Erzählung seines Feldzuges 1812 hat allein mehrere Stunden unserer Unterredung ausgefüllt; eine Menge anderer dem Gegenstand meiner Sendung ganz fremdartiger Angelegenheiten beschäftigte ihn gleichfalls sehr lange Zeit.

„Nun wohl," entgegnete Napoleon, indem er mir auf die Schultern klopfte, „wissen Sie, was geschehen wird? Sie werden mir nicht den Krieg machen."

„Sie sind verloren, Sire," rief ich lebhaft aus, „ich hatte ein Vorgefühl davon, beim Kommen; jetzt beim Gehen habe ich die Gewißheit."

In den Vorzimmern fand ich die nämlichen Generale, die ich beim Eintreten gesehen hatte. Sie drängten sich um mich, um auf meinem Gesichte den Eindruck der fast neunstündigen Unterredung zu lesen. Ich hielt mich nicht auf und glaube nicht, ihre Neugierde befriedigt zu haben.

Berthier begleitete mich bis zu meinem Wagen. Er ergriff einen Augenblick, wo Niemand in der Nähe war, um mich zu fragen, ob ich mit dem Kaiser zufrieden gewesen. „Ja," antwortete ich, „er hat mir vollen Aufschluß gewährt, mit dem Mann ist's aus[67])."

Ich erfuhr später, daß Napoleon noch am selben Abend beim Schlafengehen zu seiner Umgebung sich geäußert habe: „Ich hatte eine lange Unterredung mit Herrn v. Metternich. Er hat sich wacker gehalten; dreizehn Mal warf ich ihm den Handschuh hin und dreizehnmal hat er ihn aufgehoben. Doch wird der Handschuh schließlich in meinen Händen bleiben." Ich habe allen Grund zu glauben, daß keiner der Anwesenden durch diese Aeußerung beruhigt wurde. Die ergebensten Höflinge Napoleon's begannen an seiner Unfehlbarkeit zu zweifeln. Auch in ihren Augen wie in denen Europas begann sein Stern zu erbleichen.

Ein einziger Mensch konnte von der vielleicht größten Hingebung und Verblendung, welche die Geschichte aufzuweisen hat, nicht abgebracht werden: dieser Mann war Herr Maret (Duc de Bassano), der fortfuhr, in einer Ideenwelt, die er sich selbst geschaffen hatte und die keinen andern Mittelpunkt als das Genie Napoleon's kannte, zu leben; ihm verdankt die Welt zum großen Theile ihre Rettung. Zu jener Zeit war er in der Armee verabscheut. Die unbegreifliche Operation Napoleon's gegen Moskau hatte ihn in den Fall versetzt, sich eine militärische Stellung zu schaffen; an ihn wurden die Berichte der Chefs der verschiedenen Armeecorps gerichtet, die von jedem directen

Verkehr mit dem Kaiser abgeschnitten waren. Was er ihnen bieten konnte, war nicht zu verachten. Er verfügte über die materiellen Hilfsquellen Lithauens und über die Reste derer des Großherzogthums Warschau. Es handelte sich weniger darum, sich zu schlagen als das Leben zu fristen; seit dieser Zeit glaubte sich Herr. Maret allmächtig und sah seine Stellung nur mehr als eine solche an, die durch das Genie seines Gebieters wachsen müsse. Es fiel mir nicht schwer, mich davon in einem Gespräche zu überzeugen, das ich mit ihm am Tage nach meiner langen Unterredung mit Napoleon geführt hatte. Ich fand ihn in meinem Salon seit 8 Uhr Morgens auf mich wartend. Als ich sah, daß er nur die Absicht hege, die Worte Napoleon's zu paraphrasiren, beschränkte ich mich darauf, ihm bemerklich zu machen, daß ich unverweilt eine officielle Note mit dem Antrage der Vermittlung Oesterreichs an ihn richten und, da meine Augenblicke gezählt seien, meine Abreise nach Böhmen auf den zweitfolgenden Tag festsetzen werde.

Ich hatte das Hauptquartier in einem Augenblicke verlassen, wo unsere verschiedenen Armeecorps nur mit ihrer Vereinigung beschäftigt waren. Der Kern der österreichischen Armee zählte, alle Waffengattungen zusammen, kaum . . . . . . Mann. Ich wollte mich einer Thatsache versichern, welche mächtig die Kriegsereignisse beeinflussen mußte; meine Unterredung mit Napoleon selbst hatte in mir den Zweifel wachgerufen, ob es nicht wünschenswerth wäre, einige Wochen zu gewinnen, um unsere Ordre de bataille auf ihre größtmögliche Vollständigkeit zu bringen. Noch in der Nacht fertigte ich einen Courier an den Fürsten Schwarzenberg ab, und legte diesem die zwei folgenden Fragen vor:

„Kann eine Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen den Franzosen und den Verbündeten zu dem soeben von mir angedeuteten Zwecke dienlich sein?"

„Welches wäre der nützliche und folglich allein zulässige äußerste Termin einer solchen Verlängerung?"

Ich ersuchte den Fürsten, mir auf der Stelle zu antworten, setzte sechsunddreißig Stunden für die Rückkehr des Couriers fest und verlangte eine kategorische Auskunft. Der Adjutant, den ich abgesandt hatte, kehrte nach Verlauf von zweiunddreißig Stunden mit einem Briefe des Fürsten Schwarzenberg zurück, der nur die wenigen Worte ent-

hielt: „Meine Armee wird sich binnen zwanzig Tagen um fünfundsiebzigtausend Mann verstärken; ich werde die Möglichkeit, diesen Termin zu erreichen, als einen glücklichen Umstand betrachten, der einundzwanzigste Tag würde für mich eine Last sein."

Von diesem Augenblicke an war mein Streben nur mehr dahin gerichtet, die zwanzig Tage zu gewinnen. Die Sache war nicht leicht, da Napoleon mehr oder weniger dieselben Berechnungen wie wir verfolgen mußte. Und wie sollte man auf der anderen Seite zwei argwöhnische Monarchen, von denen der eine seine Existenz an die Entschließung Oesterreichs gebunden sah und der andere auf einen großen Schlag ausgehen mußte, um seine mißvergnügte und besiegte Armee in Gehorsam zu erhalten, zum Eingehen auf diesen Aufschub bringen? Wie sollte man schließlich die Unmöglichkeit überwinden, in der sich die russisch-preußische Armee befand, in einer von Allem entblößten Provinz zu leben, und wie den Bedürfnissen eben dieser Armee durch die Hilfsquellen Böhmens und Mährens abhelfen, ohne daß man sich der Gefahr aussetzte, daß Napoleon der ganzen Sache durch einen plötzlichen Einfall in Böhmen ein Ende mache oder seinerseits die Forderung an uns stelle, nach dem Grundsatz gleichmäßiger Behandlung auch dem Lande Sachsen zu Hilfe zu kommen, welches noch mehr erschöpft war, als es Schlesien sein konnte? Ich legte mir von diesen Schwierigkeiten Rechenschaft ab, ich suchte die Mittel zu ihrer Beseitigung und fand dieselben.

Die drei auf die Unterredung mit Napoleon folgenden Tage stand ich in fortwährendem Verkehre mit dem französischen Kaiser, dem Herzog von Bassano, den Marschällen und den Generalen. Napoleon ging in unseren Gesprächen auf den Gegenstand meiner Sendung nicht mehr näher ein, sondern verwies mich an Herrn von Bassano, welcher wiederum sich ohne Instruction erklärte und mich zum geduldigen Zuwarten aufforderte, während die Stimme der Armeehäupter sich mir gegenüber immer dringender und besorgnißvoller zu Gunsten des Friedens aussprach.

Am Abend des letzten Tages meines Aufenthaltes zu Dresden erhielt ich von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schriftliches Projet d'arrangement, welches mit meiner Anforderung

nichts gemein hatte, und das ich sonach ohne Zeitverlust mittelst der Anzeige, daß ich meine Abreise von Dresden unverzüglich antreten werde, erwiederte. Ich bestimmte die siebente Stunde des nächsten Morgens als die meiner Abfahrt und bestellte hiezu die Postpferde. Wenige Minuten vor der von mir bezeichneten Stunde erhielt ich ein Billet des Herrn von Bassano, welches nur die Anzeige enthielt, daß der Kaiser mich vor meiner Abreise zu sprechen wünsche, und daß er mich um 8 Uhr in Reisekleidern empfangen werde.

Ich ließ den bereitstehenden Reisewagen ausspannen und die Post benachrichtigen, daß ich die Zeit meiner Abfahrt später bestimmen werde und verfügte mich um die gegebene Stunde in den Marcolini-schen Garten, wo ich Napoleon spazieren gehend antraf. Hier entspann sich zwischen uns ein Gespräch, welches der Aufzeichnung kaum fähig ist. Napoleon's erste Worte waren: „Nun, Sie spielen den Gekränk-ten, weshalb denn?" Ich erwiederte in kurzen Worten, daß meine Pflicht mir gebiete, einen unnützen Zeitverlust in Dresden zu vermeiden.

Napoleon ging dann in den Text des mir von seinem Minister zugesendeten Projet d'arrangement ein und schloß mit dessen Verwerfung: „Vielleicht verstehen wir zwei uns besser, Sie und ich; kommen Sie in mein Kabinet und verständigen wir uns."

In dem Kabinet angelangt, stellte Napoleon die Frage an mich, ob ich wider die Gegenwart des Herrn von Bassano etwas einzuwenden hätte; zu einer Negociation gehöre ein Protokollführer, diese Rolle wolle er seinem Minister anvertrauen. Er klingelte und ließ den Herzog von Bassano rufen, welcher alsbald erschien.

Wir setzten uns an einen kleinen Tisch, auf den der Minister die benöthigten Schreibmaterialien übertrug. „Formuliren Sie die Artikel," sagte mir nun Napoleon, „so wie Sie es meinen."

Ich beschränkte meine Forderungen in kurzen Worten auf die folgenden Bestimmungen:

1. Der Kaiser der Franzosen nimmt die bewaffnete Mediation des Kaisers von Oesterreich an.

2. Die Bevollmächtigten der im Kriege stehenden Mächte werden mit dem des mediirenden Hofes am 10. Juli zu Prag in Conferenz treten.

3. Der 10. August wird als der letzte Tag der Unterhandlung festgestellt.

4. Bis zu diesem Tage bleiben alle kriegerischen Operationen eingestellt.

Nach dieser Darlegung meiner Anforderungen sagte Napoleon: „Werfen Sie die Artikel auf's Papier, ich werde meine Genehmigung beisetzen."

Auf einem kürzeren Wege ist wohl ein großes Geschäft niemals abgethan worden!

Nachdem Herr v. Bassano und ich den Act unterfertigt hatten und Napoleon dessen Annahme mittelst seiner Unterschrift bekräftigt hatte, sagte er mir: „Wer eine Sache will, muß auch die Mittel wollen. Nur in Bezug auf den vierten Artikel ist noch eine kleine Schwierigkeit zu beheben. Mein Waffenstillstand mit den Russen und Preußen endigt Mitte Juli, es muß daher eine Verlängerung desselben bis zu dem folgenschweren Termine des 10. August eintreten. Können Sie es auf sich nehmen, den bestehenden Waffenstillstand zu verlängern?"

Ich erwiederte, daß mir hiezu jede Vollmacht abgehe, daß ich jedoch unter einer nothgedrungenen Bedingung für die Annahme der Verlängerung des Waffenstillstandes von Seite der zwei verbündeten Monarchen als Bürge einzustehen bereit sei. Ueber diese Bedingung ließ ich mich folgendermaßen vernehmen:

„Zur Behauptung der bewaffneten Territorial-Neutralität hat der Kaiser Franz seit der Eröffnung des Feldzuges 1813 die Ausfuhr aller Lebensmittel aus Böhmen und Mähren über die Grenzen dieser Länder verboten. Die in Oberschlesien enge zusammengedrängten russischen und preußischen Streitkräfte können ihre dermalige Aufstellung nicht über die Frist des zur Zeit bestehenden Waffenstillstandes (20. Juli) behaupten, wenn ihnen nicht die zu dessen Verlängerung benöthigte Hilfe gewährt wird. Ich finde dieselbe in dem soeben gehörten Ausspruch Eurer Majestät: Wer eine Sache will, muß auch die Mittel wollen. Für den Kaiser von Oesterreich liegt das Mittel einzig und allein in der Aufhebung des Verbotes, welches auf der Ausfuhr der Lebensmittel sowohl an der schlesischen als an der

sächsischen Grenze besteht. Wollen Eure Majestät mir die Versicherung ertheilen, daß Sie die Aufhebung der Sperre auf der schlesisch-böhmischen und mährischen Grenze nicht als einen Bruch der österreichischen Neutralität betrachten werden?"

„Ohne allen Anstand," antwortete der Kaiser.

Eine Stunde nach dieser letzten Unterredung verließ ich Dresden.

Nach meiner Rückkunft in Gitschin (1. Juli) wurden alle nöthigen Anstalten zur Verpflegung der in Schlesien stehenden russischen und preußischen Truppen und zur Verstärkung unserer eigenen Streitkräfte in Böhmen getroffen, wozu die Heranziehung des an der polnischen Grenze stehenden österreichischen Armeecorps erforderlich war. Gleichzeitig verlangte Poniatowski den Durchzug durch die österreichischen neutralen Gebiete in der Richtung nach Sachsen. Der Kaiser gewährte dieses Verlangen. Meinerseits traf ich die Vorbereitungen zum Zusammentritt der Bevollmächtigten der kriegführenden Mächte unter der Mediation Oesterreichs in Prag. Der Kaiser verließ das Hauptquartier zu Gitschin und begab sich nach Brandeis, um in der Nähe der Verhandlungen zu sein[68].

Die Bevollmächtigten von Rußland und Preußen stellten sich zur bestimmten Stunde in Prag ein. Der am kaiserlichen Hofe accreditirte französische Botschafter Graf Narbonne, zum zweiten Bevollmächtigten Napoleon's ernannt, war ebenfalls rechtzeitig eingetroffen. Der als erster Bevollmächtigter bezeichnete Herzog von Vicence (Caulaincourt) ließ allein auf sich warten. Als er nach der zur Eröffnung der Verhandlungen festgesetzten Frist eintraf, begab er sich sogleich zu mir. Auf mein Ansinnen, er solle mir seine Vollmachten einhändigen, erklärte er, dieselben erst zu erwarten, aber dennoch bereit zu sein, an den Conferenzen Theil zu nehmen. Ich erwiederte ihm, daß ich vor der Uebergabe der Vollmachten die Conferenzen nicht eröffnen würde. Er bat mich, auf diese bloße Formalität nicht zu achten. Darauf entgegnete ich neuerdings, daß ich dies nicht könne, sondern bis zum Eintreffen der Vollmachten für die französischen Bevollmächtigten selbst jede Zusammenkunft, welche den Schein einer Conferenz tragen könnte, zu vermeiden als Pflicht erachte. „Der Kaiser, Ihr Herr," sagte ich ihm,

„kennt zu genau die nothwendigen Förmlichkeiten, als daß er nicht mit Absicht die Ausstellung von Vollmachten für seine Unterhändler unterlassen hätte." Caulaincourt versicherte dagegen, daß dem nicht so sei, noch selbst so sein könnte. „Ce n'est pas moi," fügte er bei, „que l'Empereur aurait choisi pour une commission qui serait privée de franchise. Il sait que sous de pareils auspices je n'aurais point accepté une mission." Ich erklärte wiederholt meinen und der anderen Bevollmächtigten festen Willen, ohne die strenge Beobachtung der diplomatischen Formen in keine Conferenzen einzugehen, um so weniger, als auch über die Frage der Verhandlungsart zwischen den Bevollmächtigten der alliirten Höfe einerseits und Napoleon anderseits noch ungelöste Differenzen obschwebten. Nur vierzehn Tage blieben noch offen bis zum 10. August, dem als letzten Termin für die Verhandlungen bezeichneten Tag. Sie verstrichen, ohne daß die Vollmachten für die französischen Bevollmächtigten eingelangt wären und daher ohne irgend eine Berührung der Gegenstände, über welche die Verhandlung gepflogen werden sollte.

Ich ließ die Pässe für den Grafen Narbonne in seiner Eigenschaft als Botschafter am kaiserlichen Hofe vorbereiten und legte die letzte Hand an das Kriegsmanifest des Kaisers[69]). Diese Acten ließ ich mit dem Schlage der Mitternachtsstunde vom 10. auf den 11. August vom Stapel laufen, dann die von Prag bis an die schlesische Grenze in Bereitschaft gehaltenen Feuersignale anzünden, als Zeichen des Bruches der Verhandlungen und der Befugniß der alliirten Armeen, die böhmische Grenze zu überschreiten.

Im Verlaufe des Morgens des 12. August langte zu Prag ein Courier aus Dresden ein, welcher den französischen Bevollmächtigten die Vollmachten überbrachte. Der Herzog von Vicence und Graf v. Narbonne verfügten sich alsbald zu mir. Ich erklärte ihnen, es sei nicht mehr möglich, von den Vollmachten einen Gebrauch zu machen, die Würfel wären gefallen und die Schicksale Europas abermals dem Ausspruche der Waffen überlassen.

Dieses Mal jedoch waren die Karten anders gemischt und, wie die Folge zeigte, dem Glück und dem Zufall ein weit beschränkteres Feld offen gelassen.

## Stipulationen von Teplitz.

Mit dem Verschwinden der letzten Aussichten eines friedlichen Einverständnisses unter den Mächten war die Stellung Oesterreichs klar gezeichnet. Die Mediation, welche den Werth einer Brücke von dem einen Ufer des Stromes zu dem andern hatte, mochte das zu erreichen beabsichtigte Ufer dem Frieden oder dem Kriege angehören, war zu Ende, und zwar nicht durch die Schuld der vermittelnden Macht noch durch die Schuld der mit Napoleon im Kriege stehenden Mächte. Die uns zukommende Stellung war sonach an der Seite der Alliirten. Um diese Stellung wirklich einzunehmen, mußten zunächst die Grundlagen der erweiterten Allianz festgestellt werden.

In kurzen Zügen werde ich die Ansichten und Gefühle darlegen, welche dem Kaiser und mir im vollkommensten Einverständnisse für die nächste wie für die entferntere Zukunft als unverbrüchliche Normen vorschwebten.

Der Zweck, welchen wir vor Augen hatten, findet seinen Ausdruck in der Wiederherstellung eines Zustandes auf Ordnung gegründeter Ruhe. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes bezeichnete ich dem Kaiser:

1. Die Beseitigung des Begriffes der Eroberungen aus den Zwecken der Allianz durch die Zurückführung Frankreichs, Oesterreichs und Preußens in das Ausmaß ihrer früheren Territorialmacht.

2. Die Beachtung des völkerrechtlichen Unterschiedes zwischen consumirten Eroberungen und via facti Incorporationen von Territorien ohne formelle Verzichtleistung ihrer früheren Besitzer zu Gunsten des Eroberers und daher die augenblickliche und unbedingte Zurückgabe der letzteren an die früheren Besitzer, während die ersteren als durch die alliirten Mächte von der Herrschaft Frankreichs wieder befreite Länder, als ein der künftigen Verfügung dieser Mächte vorzubehaltendes Gemeingut zu betrachten sein würden.

Die Länder, welche in die Kategorie der bloßen via facti Incorporationen gehörten, waren:

a) die Besitzungen des Hauses Hannover;

b) die in dem Friedensschluß von Tolentino nicht benannten Theile des Kirchenstaates;

c) die auf dem Continent gelegenen Besitzungen des Königs von Sardinien;

d) die Besitzungen des Hauses Oranien in Deutschland, und

e) die Besitzungen des Churfürstenthums Hessen.

3. Die Vertagung aller Verhandlungen in Betreff der Verfügung über die Länder, welche das Gemeingut der Allianz bilden würden, bis nach dem geschlossenen Frieden und die Verweisung der endlichen Bestimmung über dieselben auf einen nach dem Frieden abzuhaltenden europäischen Congreß.

Die drei eben bezeichneten Maßregeln hatten neben dem ihnen eigenen inneren Werthe noch den unberechenbaren äußeren in der Richtung, daß dadurch die Gefahren unvermeidlichen Zwistes unter den Verbündeten von dem großen Unternehmen fern gehalten wurden.

Wir zogen hiebei noch einen andern Gegenstand von höchster Wichtigkeit in Betracht: Die Frage des quid faciendum mit den deutschen Gebieten? Die schon an anderer Stelle auseinandergesetzten Erwägungen, die sich dem Kaiser und mir über diese Frage darboten, bestimmten uns, von der Idee der Rückkehr zur Gestaltung des alten Reiches Umgang zu nehmen und die der Bundesform festzuhalten.

Daß diese Bestimmung Gegner in den verschiedensten und selbst unter sich entgegengesetzten Lagern zu gewärtigen haben werde, darüber gaben wir uns keiner Täuschung hin. Manchen Eroberungsgelüsten mußte in den Weg getreten, manchen Sonderinteressen das Feld beengt werden, davon waren wir überzeugt. Alle Betrachtungen solcher Art unterordneten wir dem Zwecke, welchen der Kaiser Franz im Auge behielt: Europa und seinem eigenen Reiche die Segnungen des politischen Friedens für eine möglichst lange Reihe von Jahren zu sichern. Mit dem Parteigeiste ist über ein solches Vorhaben nicht zu rechten und wir ließen ihn außer Acht.

Nach der Schlacht von Lützen hatte sich der König von Sachsen in Folge der Drohung Napoleon's, ihn seines Thrones verlustig zu erklären, zur Aufhebung seines mit Oesterreich geschlossenen Bünd-

nisses und zur Rückkehr von Prag nach Dresden bewegen lassen. Hat dieser aus der Lage Sachsens erklärbare Schritt dem Könige die eine Hälfte seines Landes gekostet, so verdankt die andere Hälfte den Vortheil, sich als selbstständiger Staat erhalten zu haben, dem mit großen Regententugenden ausgestatteten, vom Schicksal aber hart bedrängten Monarchen und eine Klage über dessen Treubruch hätte in jedem Fall nur Oesterreich allein zu erheben berufen sein können.

Nach dem für Napoleon und seine Verbündeten so unglücklich ausgegangenen Feldzug des Jahres 1812 machte der König von Baiern Schritte zu einer Verständigung mit Oesterreich. Wir gingen in dieselben ein, nicht nur aus Rücksichten der Verstärkung der Streitkräfte im Falle der Fortsetzung des Krieges, welche aus dem Uebertritt Baierns für die Allianz erwachsen würde, sondern in gleichem Maß auch in Anbetracht der Sicherstellung unseres auf die Errichtung des deutschen Bundes berechneten Planes.

Nach Auflösung des thatsächlich nie in's Leben getretenen Congresses zu Prag vereinigten sich die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen mit den Chefs ihrer Kabinete zu Teplitz, woselbst der Feldmarschall Fürst v. Schwarzenberg sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Verhandlungen über Feststellung und möglichste Sicherung der Grundlagen für die Quadrupel-Allianz und für die Leitung des Krieges bildeten die Aufgaben der vereinigten Kabinete. Unserseits bezeichneten wir die weiter oben angeführten drei Punkte als Grundlage und zugleich als conditio sine qua non des Beitrittes Oesterreichs zur Allianz. Zur möglichsten Sicherstellung der militärischen Operationen forderten wir weiters die Vereinigung der von ihren eigenen Armeechefs befehligten Streitkräfte der drei Continentalmächte unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Fürsten v. Schwarzenberg und die Eintheilung der Kriegsoperationen in Feldzüge (Campagnes) mit bestimmter Bewegung.

Als den ersten Feldzug bezeichneten wir den Zeitraum vom Ausbruch des Krieges bis zum Anlangen der vereinigten Heere am Rhein, wo dann über den Beginn und die Begrenzung eines neuen Feldzuges die drei Monarchen mit ihren Kabinetsvorständen und Obergeneralen Beschluß zu fassen haben würden. Mehr und

Anderes war nach meiner Ueberzeugung nicht zu fordern. Weniger durfte aber auch nicht geschehen. Der Erfolg hat gezeigt, daß mein Gefühl das Richtige getroffen hat[70]).

Die Elemente, aus denen die drei verbündeten Armeen bestanden, waren unter sich wesentlich verschieden.

Die österreichische Armee brannte vor Begierde, eine große Zahl von Niederlagen zu rächen, die sie im Laufe der langen Revolutionskriege erlitten hatte. Von Haus aus an Gehorsam und strenge Mannszucht gewöhnt, harrte sie indessen in Geduld der Befehle, die ihr zukommen sollten.

Die russische Armee war von zwei Gefühlen bewegt, die, obschon aus der gleichen Quelle stammend, doch in ihren Wirkungen auseinander gingen. Sie war erfüllt von einem stolzen Bewußtsein (welches bei Russen leicht in Großsprecherei ausartet), gegründet auf die Erfolge des Feldzuges von 1812, und von einem entschiedenen Widerwillen, in entfernten Ländern neue Kämpfe aufzusuchen, während nach ihrer Meinung eine leichte und in ihren Augen unfehlbare Eroberung, nämlich die Vereinigung von ganz Polen unter dem Scepter ihres Kaisers, keine neue Anstrengung von ihr zu fordern schien. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Marschall Kutusow, wenn er noch am Leben gewesen wäre, den Befehlen seines Herrn die Oder zu überschreiten, einen starken, vielleicht unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hätte.

Die preußische Armee dagegen dachte nur daran, Rache zu nehmen für einen langen und unerträglichen Druck. In der Eile zusammengesetzt aus ganz nationalen, durch den Tugendbund von langer Hand vorbereiteten und bearbeiteten Elementen, darunter zahlreiche Bataillone von fanatischen Freiwilligen, wie es damals die Studenten und ihre Professoren, die Literaten und Poeten jeden Schlages waren, brannte die Armee vor Begierde, sich in einen Vertilgungskrieg zu stürzen.

In diesem Bilde darf die Schilderung der Fürsten wie die ihrer Generale nicht fehlen.

Der Kaiser Franz, gereift in der Schule der Erfahrung und nach der Anlage seines Charakters in seinen Entschlüssen immer kalt-

blütig, nie das ruhige Urtheil verläugnend, sah, erkannte und würdigte in allen Dingen die Gründe für und wider. In fester Hand die Zügel seines Heeres haltend, das nach seinem Winke sich in Marsch setzte oder Halt machte, blieb dieser Monarch stets erhaben über die untergeordneten Zwecke und das Spiel der Leidenschaften.

Der Kaiser von Rußland war von einem edlen Ruhmesgefühl beseelt, aber er erkannte recht wohl, daß er nicht die nöthigen Eigenschaften zu einem obersten Feldherrn besitze; einerseits entschlossen, ein großes Werk der Restauration auszuführen, aber voll von Rücksichten für die Stimmung seines Volkes und seiner Armee, die er dem Unternehmen nicht geneigt wußte, suchte er vor Allem in raschen und entscheidenden Operationen die Mittel, um den Erfolg zu sichern.

Der König von Preußen, ruhig in Mitte eines in hohem Grade exaltirten Volkes und nach seinem Charakter wenig geneigt, an leichte Erfolge zu glauben selbst dort, wo seine Armee dieselben schon für gesichert hielt, war wohl ein strenger Kritiker aller Pläne, ohne jedoch selbst mit Vorschlägen über die zu beschließenden Operationen hervorzutreten.

Wenn demnach eine tiefgreifende Verschiedenheit zwischen den Monarchen bestand, so war die zwischen den Befehlshabern der drei Armeen nicht minder ausgesprochen.

Fürst Schwarzenberg besaß ebenso unverkennbar die Haupteigenschaften eines großen Feldherrn, als es gewiß ist, daß sie dem General Barclay de Tolly mangelten.

General Blücher war ein Mann von überschäumendem Muth und Thatendrang, aber die unparteiische Geschichte wird ihm eine Menge anderer Eigenschaften absprechen, ohne welche der Feldherr kein sicheres Vertrauen einflößen kann. Er war indeß der wahre Repräsentant des preußischen Nationalgeistes zu jener Zeit, und kein besseres Haupt konnte der König seiner Armee geben.

Hinter den Coulissen spielten zwei Männer von ganz verschiedenem Schlage. Der General Jomini hatte die französische Armee fahnenflüchtig verlassen und war eben erst in die Reihen der russischen aufgenommen worden. Der General Moreau war von Kaiser Alexander berufen worden und hatte ihn in Prag eingeholt. Voll von Mißtrauen

in seine eigenen militärischen Talente, hatte dieser Monarch aus diesen zwei Männern sich eine Art von geheimen Rath gebildet und sich bald mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß er mit ihrer Hilfe den Oberbefehl über alle alliirten Armeen auf sich nehmen könne. Dieser Plan wurde jedoch alsobald aufgegeben.

Der Kaiser von Oesterreich drang darauf, daß der Central-Oberbefehl dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg übertragen werde, wozu der Kaiser Alexander seine Zustimmung gab.

Nichtsdestoweniger wurde der unzeitige Angriff auf Dresden gegen die Ansicht des Höchstcommandirenden auf Andringen des Kaisers Alexander beschlossen und ausgeführt. Das große Hauptquartier wurde von Teplitz nach Komotau verlegt, und die alliirte Armee überschritt die sächsische Grenze. Kaiser Alexander und der König von Preußen folgten dieser Bewegung; Kaiser Franz, der gegen die Operation war, blieb in Teplitz.

Wenige Tage nach Ueberschreitung der Grenze durch die alliirte Armee erhielt ich von Seite des Kaisers von Rußland die dringende Einladung, mich zu ihm zu begeben. Ich traf ihn in Sächsisch-Altenburg.

Der Kaiser erklärte mir ohne Umschweife, daß die Dinge so nicht gehen könnten, und daß ein neues Arrangement statt des in Teplitz vereinbarten platzgreifen müsse. Auf meine Frage, worin die Veränderung bestehen solle, sagte mir der Kaiser, er sei entschlossen, die Führung des Krieges dem General Moreau anzuvertrauen, da er sich jedoch keiner Täuschung darüber hingebe, daß die Eigenschaft als Franzose dem Letzteren das Zutrauen der alliirten Armeen verschließen würde, gedenke er, der Kaiser, den Titel eines Generalissimus anzunehmen, werde aber, weil er wohl wisse, daß ihm die nöthigen Eigenschaften fehlen, in allen Punkten den Rathschlägen des Generals folgen, welchen er deshalb stets als seinen Stellvertreter zur Seite haben wolle. Der große Ruf des Generals Moreau, meinte der Kaiser, werde bald in den Augen der Armee durch neue Erfolge gerechtfertigt sein, und gerade die Schwierigkeit, welche ihn noch von der zugedachten Stelle ausschließe, müsse unfehlbar in ein Mittel der Action umschlagen, unberechenbar in seinen Wirkungen auf die fran-

zösische Armee. Er habe die Gewißheit, daß der bloße Name Moreau an der Spitze der Alliirten auf die feindliche Armee eine magische Wirkung hervorbringen werde.

Ich erklärte auf der Stelle, daß, wenn Seine kaiserliche Majestät auf diesem Arrangement zu bestehen gedenke, der Kaiser, mein Herr, sich von der Allianz zurückziehen werde. Ebenso entschieden widersprach ich den Erwartungen, die der Kaiser Alexander an das Erscheinen des Generals Moreau in den Reihen der Alliirten knüpfte, da nach meiner innersten und auf die genaueste Kenntniß des französischen Geistes gegründeten Ueberzeugung die Wirkung gerade eine entgegengesetzte sein und nur in einer gesteigerten Erbitterung der französischen Armee sich äußern werde.

Nach einer langen Pause, während welcher er in tiefe Betrachtung versunken schien, brach der Kaiser endlich das Schweigen, indem er sagte: „Nun gut, wir werden die Frage vertagen, aber ich mache Sie verantwortlich für all' das Unglück, das daraus entstehen wird."

Zwei Tage darauf wurde der General Moreau an der Seite des Kaisers Alexander tödtlich verwundet. Als dieser mich Tags darauf sah, sagte er zu mir: „Gott hat sein Urtheil gesprochen, er ist Ihrer Meinung gewesen."

Eine Betrachtung, welche leidenschaftliche Politiker wie der Freiherr v. Stein und Andere nicht genug zu würdigen wußten, war die dem kaiserlichen Kabinete stets vorschwebende, daß, um den Sieg der Allianz, so viel dies in der Macht der Leiter des gewichtigen Unternehmens stand, zu sichern, ihre Blicke nicht allein auf den Gegner, sondern ebenfalls auf die Verbündeten zu richten seien. Ist die Erhaltung der Einigkeit unter Genossen sowohl über den gemeinsamen Zweck als über die ihm zu bringenden Opfer eine zumal bei politischen Allianzen schwer zu lösende Aufgabe, so war dies in hervorragender Weise der Fall bei dem bevorstehenden Kriege, zu dessen Durchführung Mächte zusammentraten, deren bleibende geographische und politische Lagen nicht weniger Verschiedenartigkeit unter sich darboten, als ihre damaligen thatsächlichen Stellungen dem gemeinsamen Feinde gegenüber. Wie gründlich sprach sich nicht diese Verschiedenheit zwischen den Lagen Englands, Rußlands, Preußens, Oesterreichs und den Fürsten

des rheinischen Bundes, welche den Napoleon'schen Kriegen ihren Zuwachs an Macht zu verdanken hatten, aus. Zu all' diesen Elementen gesellte sich noch ein von den übrigen wesentlich verschiedenes: das schwedische unter der Führung des damaligen Kronprinzen Bernadotte, späteren Königs Karl Johann von Schweden.

Daß der Kronprinz persönliche Absichten auf die französische Krone hatte, unterliegt keinem Zweifel. Hätten seine Operationen in den Feldzügen 1813 und 1814 nicht den thatsächlichen Beweis von dem Vorhandensein dieser Neigung geliefert, es würden schon die von ihm gesprochenen Worte den Werth eines Geständnisses haben. Als er bei Zerbst die besondere Zuvorkommenheit schwedischer Soldaten gegen französische Kriegsgefangene wahrnahm, soll er zu den Umstehenden gesagt haben: „C'est inconcevable, avec quelle tendresse le soldat suédois soigne les prisonniers français. Quel instinct!" Und bei einer anderen Gelegenheit, es war nach der Schlacht von Großbeeren, als ein Adjutant des preußischen Generals Bülow dem Kronprinzen Bernadotte, der in Begleitung des die Stelle eines russischen Commissärs bei ihm vertretenden Generals Pozzo di Borgo die Straße daher ritt, die Siegesnachricht überbrachte, rief Jener begeistert aus: „la France au plus digne!" „Grands Dieux," erwiederte Pozzo, „la France est à moi." Der Kronprinz schwieg. —

Die Verzeichnung der militärischen Operationen der alliirten Heere paßt nicht in den Plan dieser Arbeit. Ich werde dieselben daher nur summarisch berühren, indem ich bemerke, daß die noch immer in Dunkel gehüllte Haltung Napoleon's nach der Niederlage des unter Befehl Vandamme's in Böhmen eingedrungenen Corps (bei Kulm) einen Umschwung in der Lage herbeiführte, welchen günstigen Moment der Fürst Schwarzenberg zur Durchführung seines ersten Operationsplanes benützte, der seinen Höhepunkt in der Schlacht bei Leipzig gefunden hat*).

---

*) Ich habe mich im Gefolge der drei verbündeten Monarchen und gleichzeitig mit ihnen am 18. October 1813, um 11 Uhr Morgens, auf jene Stelle begeben, die der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg für sich selbst und die Monarchen zur Beobachtung der Schlacht als die geeignetste gewählt hatte und habe diesen Beobachtungsstandpunkt erst nach Beendigung des blutigen Tages nach

Durch das von der allgemeinen Stimme mit vollem Recht als eine Völkerschlacht bezeichnete Ereigniß war die Kraft Napoleon's außerhalb der Grenzen seines eigenen Reiches gebrochen und der erste Feldzug der alliirten Mächte erforderte zu seiner Beendigung nur mehr die Säuberung der deutschen Gebiete zwischen der Pleiße und dem Rhein von den französischen Streitkräften[71]).

## Verwaltung der eroberten deutschen Länder.

Der revolutionäre Geist, der im Jahre 1807 den Mantel preußischen Patriotismus und später die teutonischen Farben angenommen hatte, wurde in den Jahren 1812 und 1813 durch den Freiherrn v. Stein, den General Gneisenau und durch andere preußische und deutsche Flüchtlinge in den Rath des Kaisers von Rußland übertragen. Man braucht nur bei einigen von den russischen Proclamationen in dem Feldzug 1812 zu verweilen, um keinem Zweifel darüber Raum

6 Uhr Abends in Begleitung der Monarchen verlassen. Eine Kunde des erfochtenen Sieges brauchte nicht an die Monarchen zu gelangen, denn sie waren davon selbst Zeugen auf einem Punkte des Schlachtfeldes, welcher den besten Ueberblick über die immense Ausdehnung desselben gewährte. Das Schicksal des entscheidenden Tages war (nicht wahrscheinliche Zwischenfälle, wie deren in allen Schlachten möglich sind, abgerechnet) bereits um 12 Uhr Mittags deutlich zu erkennen. Die Stellung, welche die französischen Streitkräfte nach den ersten Morgenstunden behaupteten, war und konnte keine andere als eine defensive sein zur Deckung des Rückzuges über die Flüsse, welche im Westen Leipzigs diesen Rückzug sehr erschwerten. Ein Angriff auf Schönefeld (?), den am weitesten vorgeschobenen Punkt, den die Feinde noch besetzt hielten, und dessen Wegnahme durch die kaiserlich russischen Garden hatte nichts mit der Entscheidung des Tages gemein. Diese war, wie gesagt, bereits seit mehreren Stunden gesichert und die Anordnungen des obersten Feldherrn bezogen sich nur mehr auf die Verfolgung des Feindes und die Einnahme der Stadt Leipzig am folgenden Morgen.

Die Kenntniß der religiösen Gesinnungen der drei Monarchen genügt, um keinem Zweifel Raum zu gestatten, daß sie den Sieg am Tage der Entscheidung dem Lenker aller Geschicke im Geiste und aus vollem Herzen dankbar zuwiesen, aber daß sie am 18. October bei der Nachricht des Sieges auf dem Hügel, wo sie die Schlacht beobachteten, im Anblick der Heere auf die Knie gesunken seien, um Dankgebete gegen den Himmel zu senden, ist nur eine poetische Ausschmückung.

zu geben. Der gleiche Geist beherrschte die Verhandlungen zwischen Rußland und Preußen in Kalisch. Das unmittelbare Interesse der beiden Mächte wurde indessen nicht außer Acht gelassen. Sie versprachen sich gegenseitige Hilfe bei der Eroberung des Herzogthums Warschau für Rußland und des Königreichs Sachsen für Preußen. Die über diesen Gegenstand zwischen den zwei Monarchen getroffenen Verabredungen brachten sie später in eine falsche Stellung bei Verfolgung des großen Werkes der politischen Restauration von Europa, und sie waren die Quelle vieler und großer Schwierigkeiten zwischen den beiden Höfen und jenem von Oesterreich.

Freiherr v. Stein war vom Kaiser Alexander schon nach dem Rückzuge Napoleon's im Jahre 1812 zum Lenker der künftigen Geschicke Deutschlands ausersehen. Sein Einfluß bei den Berathungen von Kalisch war sehr hervortretend und er hörte nicht auf, sich bis zum zweiten Frieden von Paris 1815 fühlbar zu machen. Doch war es in Leipzig, wo der Kaiser von Rußland das erste Mal den Freiherrn v. Stein dem österreichischen Kabinete gegenüberstellte.

Nach dem Einzug der Alliirten in diese Stadt am 19. October ließ der Kaiser Alexander am 20. mich rufen, um mich von der Nothwendigkeit zu benachrichtigen, den Freiherrn v. Stein an die Spitze der Verwaltung der zurückeroberten und noch zu erobernden deutschen Länder zu stellen, welche Verwaltung allerdings in Folge der zu Teplitz getroffenen Vereinbarung über die provisorische Bestimmung dieser Eroberungen nothwendig geworden war. Da mir die vielen Verkehrtheiten des Geistes des Baron Stein von lange her bekannt waren, so legte ich gegen seine Wahl die entschiedenste Verwahrung ein. Kaiser Franz unterstützte persönlich meine Bemühungen. Sie blieben fruchtlos. Der Kaiser von Rußland unterrichtete mich schließlich von der Bestimmtheit seiner dem Baron Stein gemachten Zusagen und von der Unmöglichkeit, in der er sich befand, dieselben unerfüllt zu lassen, ohne sich dem Vorwurfe einer großen Schwäche auszusetzen. Es blieb nichts übrig als nachzugeben. Das Verwaltungs-Comité wurde unter dem Vorsitz des Freiherrn v. Stein eingesetzt; aber ich constatirte gegenüber diesem Monarchen meine Voraussicht der bedauerlichen Folgen, welche für die künftige Gestaltung Deutschlands der Einfluß eines

Mannes haben mußte, der selbst unter der unmittelbaren Einwirkung der revolutionären Partei stand. Die Folge hat bewiesen, daß meine Voraussicht nur zu begründet war. Die Administration, deren organische Bestimmungen in Leipzig getroffen wurden, hat der Faction als Stütze und Hebel gedient, und ihrem unmittelbaren Einflusse ist großentheils der revolutionäre Aufschwung zuzuschreiben, den der öffentliche Geist in Deutschland in den folgenden Jahren genommen hat. Diese Administration war aus den damaligen Häuptern der Volkspartei gebildet, und sie ist es, welche die Revolution organisirte, die, ohne die späteren Anstrengungen der verbündeten Höfe zur eigenen Rettung und zu der ihrer Völker, unfehlbar in Deutschland ausgebrochen wäre. Es genügt, auf die Jahn, Arndt, selbst auf Görres und viele Andere hinzuweisen, um diesfalls jeden Zweifel auszuschließen.

## Der König von Sachsen in Leipzig.

Bei dem Einzug der verbündeten Monarchen in Leipzig (19. October 1813) hatte sich der König von Sachsen an das Fenster des von ihm bewohnten Hotels gestellt, um sie vorbeiziehen zu sehen. Keiner der Monarchen wendete ihm einen Blick zu.

Die drei Monarchen versammelten sich beim Kaiser von Oesterreich, um über das Los dieses Fürsten Beschlüsse zu fassen. Wir wünschten ihm für den Augenblick den Aufenthalt in Prag anzuweisen. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen hatten schon beschlossen, ihn nach Berlin zu schicken. Es wurde ausgemacht, daß die Monarchen den König von Sachsen nicht sehen würden und daß ich zu beauftragen wäre, ihn über seine Stellung aufzuklären und ihm sein Schicksal anzukünden. Ich begab mich in das Palais des Königs und ward ohne Aufschub vorgelassen. Der König erwartete mich stehend in seinem Salon und empfing mich mit Freundlichkeit. Ich entledigte mich meiner Sendung mit soviel Schonung als nur möglich war. Der König hörte mich nicht ohne Bewegung, aber mit dem Ausdruck vollständiger Ergebung an. Er sagte einige Worte und suchte mir begreiflich zu machen, daß seine Stellung von der Art war, um ihm für jede andere Haltung den Ausweg zu verschließen. Ich antwortete, daß

in der Eigenschaft als Chef des Kabinets, welches ihm kurz vorher die Hand gereicht hatte, um ihn und sein Land zu retten, ich mich verpflichtet fühle, ihm bemerkbar zu machen, daß all' sein Unglück nur Folge eines ersten Fehlers sei. Der König wollte mir seinen Degen übergeben. Ich erklärte ihm, daß ich mich nicht für berechtigt halte, denselben in Empfang zu nehmen.

Während unserer Unterredung trat die Königin von Sachsen in das Zimmer. Als sie den Zweck meines Erscheinens vernahm, gerieth sie in eine heftige Gemüthsbewegung. Sie machte mir lebhafte Vorwürfe, daß ich selbst gegen die Sache Napoleon's aufgetreten sei, die sie als die Sache Gottes bezeichnete. Ich antwortete ihr mit Ruhe, daß ich mich nicht dem König gegenüber befinde, um mit ihr den Werth dieser Sache zu erörtern. Der König verreiste unverweilt nach Berlin und Freienwalde.

## Aufenthalt in Frankfurt a. M.

Frankfurt war seiner Lage nach der Ort, wo die künftigen Operationen nothwendig festgesetzt werden mußten [72]). Die Monarchen waren bis dahin nur den Bewegungen der Armee nach der Schlacht von Leipzig gefolgt. Der einzige diplomatische Act, der in die Zwischenzeit vom 18. October bis zum 6. November, dem Tage der Ankunft des Kaisers von Oesterreich in Frankfurt, fällt, war der Friede, den ich in Fulda am 2. November mit dem König von Württemberg unterzeichnete. Die Fürsten des Rheinbundes hatten in aller Eile Bevollmächtigte nach Frankfurt gesendet, um mit den Alliirten ihre Vereinbarungen zu treffen. Die vereinigten Kabinete übertrugen an Bevollmächtigte das Geschäft, die einschlägigen Acte zu unterzeichnen. Diese Bevollmächtigten waren: von Seite Oesterreichs Baron Binder, von Seite Rußlands Herr v. Anstett und von Seite Preußens Baron v. Humboldt. Sie unterzeichneten an einem Tage zweiundzwanzig Verträge.

Die große politische Frage war, den moralischen und den materiellen Gang eines neuen Feldzuges festzusetzen. Deutschland war gesäubert; von französischem Militär blieben nur die Besatzungen der festen Plätze an der Oder und an der Elbe. Die verbündeten Heere,

siegreich auf allen Punkten, wurden nun noch durch die deutschen Contingente verstärkt. Der Zweck des Krieges von 1813 war erreicht, Napoleon über den Rhein zurückgeworfen. Was sollte nun die Arbeit des nächsten Jahres sein? Darüber mußte man schlüssig werden.

Folgendes sind die allgemeinen Grundlagen, über die man einig wurde:

1. den Krieg über den Rhein hinaus und in's Herz von Frankreich zu tragen;

2. durch diese Thatsache selbst der Existenz des Kaisers Napoleon einen Schlag zu versetzen, der für die Folge entscheidend sein konnte;

3. abzuwarten, was für eine Wirkung das Mißgeschick der zwei letzten Feldzüge und der Einfall in das französische Gebiet auf den Geist der Nation üben werde; ferner wurde

4. auf mein Betreiben beschlossen, daß einmal die Höhen der Vogesen und Ardennen besetzt, ein Plan über die militärischen Operationen vereinbart werde, die den Werth eines dritten Feldzuges haben und über das künftige Schicksal von Frankreich und somit auch über den schließlichen Triumph des Viererbundes entscheiden sollten. Die wichtigsten Beweggründe bestimmten mich zu diesem Vorgang. Sie werden aus dem späteren Absatz „Aufenthalt in Langres" erhellen.

Aber vor der Ueberschreitung des Rheins mußten Beschlüsse gefaßt werden, gestützt auf Gründe der Moral und der Kriegführung. Das Unternehmen war nicht leicht.

Der Kaiser von Rußland, in revolutionären Ideen befangen, umgeben und berathen von Männern, wie Laharpe, Stein, Jomini, trug sich mit Plänen, welche die Welt in's Verderben geführt hätten. Die russische Armee verhielt sich stumm. Sie betrachtete ihren Zweck als erfüllt. Hätte der Marschall Kutusow noch gelebt, sie wäre an der Oder stehen geblieben. Die preußische Armee beherrschte das Kabinet. Sie dürstete nur nach Rache. Blücher und die Freischaaren sannen nur auf die Zerstörung und Plünderung von Paris. Die revolutionäre Saat, die seit 1808 so viele Früchte in Preußen getragen hatte, schoß hier auf einem ausgedehnten Felde in die Halme. Die Arndt, die Jahn und die Männer, die seither so bedauernswerth

sich hervorgethan, befanden sich Alle in Frankfurt als Angestellte im Heere oder in der Umgebung der Minister.

Das Streben des Kaisers von Oesterreich war auf alles Gute gerichtet, und mir fiel daher unter so schwierigen Umständen die Aufgabe zu, den Ereignissen den größten Spielraum offen zu halten und zu verhindern, daß nicht böse Absichten das wirklich Gute vereiteln und an seiner Stelle eine Lage herbeiführen, welche nur zu leicht die Zukunft der Gesellschaft selbst bloßgestellt hätte.

Ich schlug in erster Linie vor, im Namen der verbündeten Monarchen ein Manifest an das französische Volk zu erlassen, um die Nation über die Beweggründe und die Ziele der Invasion aufzuklären.

Gründlicher Kenner des öffentlichen Geistes in Frankreich, war ich überzeugt, daß, um ihn nicht zu verbittern, vielmehr ihm einen Köder zu bieten, der allgemein aufgegriffen würde, man gut thun werde, der nationalen Eigenliebe zu schmeicheln und in dem Aufrufe von dem Rhein, den Alpen und den Pyrenäen als den natürlichen Grenzen Frankreichs zu sprechen. In der Absicht, Napoleon noch mehr von der Nation zu trennen und zugleich auf den Geist der Armee zu wirken, schlug ich ferner vor, an die Idee der natürlichen Grenzen das Anerbieten einer unmittelbaren Unterhandlung zu knüpfen. Da Kaiser Franz meine Ansicht gut hieß, so trug ich sie Ihren Majestäten von Rußland und Preußen vor. Beide befiel die Besorgniß, daß Napoleon im Vertrauen auf die Wechselfälle der Zukunft mit raschem und energischem Entschluß durch die Annahme des Vorschlages der Sache ein Ende machen könnte. Es gelang mir, auf die beiden Monarchen die ganze Macht der Ueberzeugung, von der ich beseelt war, wirken zu lassen, daß Napoleon nimmermehr freiwillig zu einem solchen Entschlusse kommen werde. Die Proclamation wurde im Princip beschlossen und ich mit der Verfassung betraut [73]).

Baron St. Aignan, französischer Gesandter bei den herzoglichen Höfen von Sachsen, war durch die Truppen der Verbündeten in Gotha festgenommen und nach Böhmen geführt worden. Ich stellte den Antrag, einen so völkerrechtswidrigen Vorgang gut zu machen und St. Aignan's Berufung nach Frankfurt dazu zu benützen, um dem Kaiser Napoleon Aeußerungen im Sinne des beschlossenen Planes zukommen zu lassen.

Herr v. St. Aignan ward herbeigerufen; ich hatte mit ihm eine lange Unterredung in Gegenwart des Grafen Nesselrode und des Lord Aberdeen, und wir ließen ihn sofort nach Paris abgehen. Gleichzeitig wurde die Proclamation in zwanzigtausend Exemplaren durch alle uns zu Gebote stehenden Mittel über den Rhein geworfen und nach allen Punkten Frankreichs versendet. Später erfuhr ich durch den Fürsten Neufchatel, daß das erste Exemplar, welches man an den Mauern von Paris selbst angeschlagen fand, durch Savary, damaligen Polizeiminister, dem Kaiser Napoleon gebracht wurde, der, indem er es las, sagte: „Dieses Schriftstück kann Niemand Anderer als Metternich verfaßt haben. Vom Rhein, den Alpen und den Pyrenäen zu sprechen, dazu gehört eine vollendete Schlauheit. Nur einem Mann kann dies in den Sinn kommen, der Frankreich so gut kennt wie er."

Napoleon hatte zur Wiederanknüpfung von Verhandlungen über Herstellung des Friedens Anträge gestellt. Preußischerseits sprach sich die Stimmung entschieden gegen jedes Eingehen auf solche Verhandlungen aus. Kaiser Alexander näherte sich der Ansicht des österreichischen Kabinets, daß dem Ausdrucke friedlicher Gesinnungen auch im heftigsten Kampfe nie die Wege zu verschließen seien. Kaiser Franz glaubte an die Aufrichtigkeit der von Napoleon an den Tag gelegten Gesinnung, während ich von dem Gegentheil überzeugt war. Mir schien es vielmehr, daß ein annehmbares Ende des Kampfes nicht in dem Sinne des Mannes liegen könne, der die Schiffe hinter sich verbrannt hatte, gleichwol hielt ich es für eine Pflicht der Mächte die Bedingungen wenigstens anzuhören, mit welchen Napoleon hervorzutreten sich veranlaßt sehen würde.

Die drei Höfe beantworteten die Eröffnungen Napoleon's mit kraftbewußter Ruhe und erklärten sich zu einer Zusammenkunft von Abgesandten in Manheim bereit, wiesen aber alle auf einen Stillstand der Kriegsoperationen etwa abzielenden Insinuationen von der Hand. Mein Vorgefühl, daß die Idee des Friedens Napoleon fremd sei, bestätigte sich. Er bestand nicht auf der Zusammenkunft in Manheim.

Es handelte sich sofort um die Feststellung des Planes der militärischen Operationen. Sie bot große Schwierigkeiten dar.

Feldmarschall Fürst Schwarzenberg schlug einen allgemeinen Angriff auf drei Operationslinien vor. Es sollte nämlich der rechte Flügel der großen Armee, bestehend aus den preußischen Streitkräften unter den Befehlen des Generals Blücher, den Rhein zwischen Mainz und Köln überschreiten, gegen die Niederlande vorgehen und die Richtung nach Lothringen und gegen die Abhänge der Ardennen nehmen. Das Centrum des Heeres, aus österreichischen und russischen Truppen zusammengesetzt, sollte von Manheim bis Basel über den Rhein setzen und durch die Schweiz die Hauptoperationslinie der österreichischen Armee führen. Ein Corps der letzteren unter den Befehlen des Generals Bubna hätte die Aufgabe gehabt aus Italien über die Simplonstraße zu ziehen, das Walliserland zu besetzen, sich Genfs und Lyons zu bemächtigen, und so den äußersten linken Flügel zu bilden.

Die Ungeduld des preußischen Heeres und sein Wunsch sobald als möglich, und wäre es auch allein, nach Paris zu gelangen, hatten dagegen den Marschall Blücher bestimmt, eine Operation mit der Spitze gegen Verdun vorzuschlagen, ähnlich derjenigen, welche im Jahre 1792 einen so ungünstigen Ausgang hatte. Unterstützt durch die russischen und österreichischen Streitkräfte, fürchtete er nicht die gleichen Unfälle, während die Operation ihn auf die kürzeste Linie gestellt hätte, um Paris zu erreichen.

Ein untergeordneter Umstand, aber von der Natur derjenigen, die schon zu oft auf die Entschlüsse des Kaisers von Rußland eingewirkt hatten, bestimmten Seine kaiserliche Majestät, einen Mittelweg zwischen den Plänen der österreichischen und der preußischen Generale vorzuschlagen. Dieser Vorschlag beruhte auf der Grundlage der Achtung der schweizerischen Neutralität und einer allgemeinen und gleichzeitigen Bewegung der verbündeten Heere, um den Rhein auf mehreren Stellen seines Laufes von Altbreisach bis Köln zu übersetzen. Das Geheimniß dieses Planes war folgendes:

Laharpe, Jomini und andere schweizerische Revolutionäre hatten beim Kaiser Alexander nachdrücklich auf das, was sie die Achtung der helvetischen Neutralität nannten, gedrungen. Mehrere Betrachtungen hatten ihnen diesen Wunsch eingegeben. Laharpe und die Waadtländer fürchteten die Wiederkehr der alten Ordnung der Dinge, in deren

Folge die neuen Cantone ihre politische Existenz einbüßen könnten. Durch die Rettung dieser Existenz hofften sie weiter zu einer Umstaltung der alten Cantone in ein gänzlich demokratisches System zu gelangen. Endlich wünschten Laharpe und seine Freunde die Schweiz für alle Fälle als Freistätte für die Revolutionäre von Frankreich und allen anderen von den Alliirten besetzten und etwa noch zu besetzenden Ländern offen zu halten. Der Kaiser von Rußland hatte Verpflichtungen gegen dieselben eingegangen — aber sie ließen noch andere Federn springen, um ihrer Sache gewiß zu sein. Sie veranlaßten das Eintreffen einer schweizerischen Deputation in Frankfurt, um die Bestätigung der Neutralität zu verlangen. Der Kaiser von Rußland, ohne sich in so positive Zusagen einzulassen, wie er sie einzelnen Männern seines Vertrauens gegeben hatte, ermangelte jedoch nicht, die Deputation mit der besten Hoffnung zu entlassen, daß die Neutralität der Schweiz nicht werde verletzt werden. Dazu kam noch ein Umstand, der einen viel entschiedeneren Einfluß auf die Haltung des Kaisers hatte.

Eine Frau**, früher Erzieherin der Großfürstin Marie, Großherzogin von Weimar, Waadtländerin und von dem Canton nach Frankfurt geschickt, um die Unterstützung Ihrer kaiserlichen Hoheit zu erbitten, war von der Prinzessin erhört worden. Der Kaiser Alexander seinerseits hatte seiner Schwester das Wort gegeben, daß er niemals dulden werde, die Schweiz von den verbündeten Heeren betreten zu lassen. Er hatte sie sogar ermächtigt, von dieser Zusage in einem Briefe Erwähnung zu thun, den die Großherzogin an ihre frühere Erzieherin schrieb und worin sie derselben ausdrücklich erlaubte, von diesem Schreiben gegen ihre Freunde in Lausanne vertraulichen Gebrauch zu machen.

Mehrere Tage gingen mit leeren Kriegsberathungen zwischen den Führern der verschiedenen Armeen verloren. Jeder von ihnen vertheidigte seinen Operationsplan. Alle Vernunft sprach für jenen des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg. Der Plan war umsomehr begründet, als die Voreinleitungen, die ich in der Schweiz getroffen hatte, uns keinen Zweifel lassen konnten, daß der gesunde Theil des schweizerischen Volkes die österreichischen Armeen, die einzigen, welche den Schweizerboden betreten konnten, gut aufnehmen und als Befreier begrüßen würde.

Nachdem der Kaiser von Rußland keine Hoffnung mehr hatte, die österreichischen und preußischen Heerführer für seinen eigenen Plan umzustimmen, schickte er mir eines Abends, um 10 Uhr, den Generalstabschef seines Hauptquartiers, Fürsten Demeter Wolkonski, mit der Einladung, mich unverweilt zu ihm zu begeben.

Eingeführt in das Kabinet Seiner kaiserlichen Majestät, fand ich die Befehlshaber der drei Heere dort versammelt. Der Kaiser nahm gleich das Wort und sagte mir, daß der Kriegsrath, vergeblich bemüht, sich über den Plan der bevorstehenden Operationen zu verständigen, zu dem Beschlusse gekommen sei, die Entscheidung einem Dritten anheimzustellen, und daß seine (des Kaisers) Wahl auf mich gefallen sei. Obgleich nicht im Zweifel darüber, was ich thun werde, verlangte ich nichtsdestoweniger von der stattgehabten Erörterung Kenntniß zu erhalten. Der Kaiser selbst übernahm es, mir die verschiedenen Operationspläne auseinanderzusetzen.

Ich begann damit, die Analogie der eigenen Ansichten Seiner kaiserlichen Majestät mit jenen des österreichischen Befehlshabers und die starken Gründe hervorzuheben, welche für die Wahl der Schweiz als Operationsbasis sprachen. Der Kaiser ließ mich alle militärischen und politischen Gründe entwickeln, die ich in meiner Beweisführung geltend zu machen vermochte, sprach sich aber zuletzt dahin aus, daß er, obgleich das Gewicht meiner Gründe nicht verkennend, doch nimmermehr die Verletzung der schweizerischen Neutralität zugeben könne. Ich erwiederte dem Kaiser, daß eine Maßregel von solcher Natur ebensowenig in meinen Berechnungen liegen könne, aber daß die mächtigsten Gründe mir erlauben, es als eine Gewißheit anzunehmen, daß wir bei unserem Erscheinen auf dem Bundesgebiete als Freunde und Befreier werden aufgenommen werden. Seine Majestät antwortete mir, daß besondere Gründe und Rücksichten, die vielleicht nur seine Person beträfen, ihn immer abhalten würden, es auf die Gefahr oder auch nur auf die Möglichkeit ankommen zu lassen, einem Widerstande der Cantone zu begegnen. Zuletzt gab der Kaiser zu, daß für den Fall es gelingen sollte, von den Schweizern aus freien Stücken die Erlaubniß zu erlangen, uns der Basler Brücke zu bedienen, er nichts dagegen haben würde. Ich ging näher auf dieses Zugeständniß ein

und ohne das Anerbieten abzulehnen, gab ich doch meiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die Gestattung des Durchzuges durch das ganze Bundesgebiet nicht mehr Widerstand finden werde, als die Einräumung der einzigen Basler Brücke, durch welche die Verfechter der angeblichen Neutralität diese für nicht minder verletzt halten würden. Ich schloß die Erörterung, indem ich mich für den Operationsplan des Fürsten Schwarzenberg mit billiger Rücksichtnahme auf die Wünsche Seiner Majestät des Kaisers Alexander bezüglich aller nur möglichen Schonung gegen den Schweizerbund aussprach.

## Aufenthalt in Freiburg und Basel.

Während der Unterhandlungen in Frankfurt hatte ich alle Vorbereitungen getroffen, um die Schweiz für die Zulassung der kaiserlichen Truppen auf dem Schweizerboden zu gewinnen. Baron Lebzeltern befand sich in Zürich bei dem Bundesdirectorium, Graf Senfft in Bern. Fürst Schwarzenberg hatte sich mit den militärischen Chefs der schweizerischen Contingente in unmittelbaren Verkehr gesetzt. Es konnte für uns kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Armee in der Schweiz gut werde aufgenommen werden, und daß gleich bei ihrem Erscheinen die Truppen des Freistaates sich ihr anschließen werden.

Da der Operationsplan des Marschalls Blücher beseitigt war, wurden die Hauptquartiere der russischen und der österreichischen Armee und der drei Monarchen nach Freiburg im Breisgau übertragen.

Fürst Schwarzenberg war um mehrere Tage der Abreise Ihrer Majestäten vorangeeilt und schlug sein Hauptquartier in Lörrach auf. Ich erhielt in Frankfurt einen Brief von ihm, mit welchem er mich von der Unmöglichkeit benachrichtigte, die Uebersetzung des Rheins über den Schluß des Jahres hinaus zu verschieben, weil ihm die Mittel fehlen, über diesen Zeitpunkt hinaus die zahlreichen von Schaffhausen bis auf die Höhe von Freiburg aufgestellten Streitkräfte zu verpflegen. Er ließ mich gleichzeitig wissen, daß er in Uebereinstimmung mit den schweizerischen Generalen die Anstalten getroffen habe, um den Rhein von Schaffhausen bis Basel auf allen erforderlichen und mit den Letzteren vereinbarten Punkten zu überschreiten.

Ich meldete mich, um die Befehle des Kaisers einzuholen und reiste ohne Aufschub nach Freiburg ab, von Seiner Majestät ermächtigt, mit dem obersten Befehlshaber alle Anstalten zur Durchführung der Operation zu treffen.

Der Kaiser von Rußland hatte Frankfurt seit zwei Tagen verlassen. Er befand sich in Carlsruhe bei der Familie der Kaiserin. Ich traf meine Einrichtungen so, daß ich diese Stadt um 2 Uhr Morgens zu passiren hatte. Der Kaiser Franz folgte mir vierundzwanzig Stunden später. Gleich bei meiner Ankunft in Freiburg fand ich die letzten Nachrichten, die mir nöthig schienen, um meinen diplomatischen Plan festzustellen, der den militärischen des Feldmarschalls unterstützen sollte. Ich entsendete noch in der nämlichen Nacht einen Courier an Baron Lebzeltern in Zürich mit dem Entwurf der officiellen Note, die er der in dieser Stadt versammelten Tagsatzung übergeben sollte. Fürst Schwarzenberg ließ die Ueberschreitung des Rheins bewerkstelligen und bei der Ankunft des Kaisers in Freiburg war ich so glücklich, ihm melden zu können, daß die Bundestruppen sich den seinigen angeschlossen und daß letztere aller Orten die günstigste Aufnahme gefunden haben.

Es erübrigte noch die Schwierigkeit, Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland den Verlauf eines Ereignisses vorzutragen, das er sich als ein unmögliches vorgestellt hatte. Der Kaiser Franz befahl mir, mich dieser Aufgabe am folgenden Tage, an welchem man die Ankunft seines Verbündeten erwartete, zu entledigen.

Am 22. December ging der Kaiser dem russischen Monarchen eine halbe Stunde weit außerhalb der Stadt entgegen. Ich begleitete Seine Majestät. Im Augenblick der Begegnung der beiden Monarchen wandte sich der Kaiser Alexander gegen mich mit der Frage, ob etwas Neues vorgekommen sei. Ich erwiederte, daß ich erst nach der Ankunft im Hotel in der Lage sein werde, auf seine Frage zu antworten. Kaiser Franz begleitete den Kaiser von Rußland bis in seine Gemächer und hielt sich nicht weiter auf. Der Letztere ließ mich alsbald in sein Kabinet treten. „Eure Majestät," nahm ich das Wort, „haben an mich eine Frage gerichtet, welche zu beantworten mir in Gegenwart so vieler Zeugen unmöglich gewesen wäre. Ich bin noch nicht

gewiß, wie Eure Majestät unter vier Augen aufnehmen werden, was ich Ihnen zu melden habe. Die österreichische Armee hat in der Nacht von vorgestern auf gestern den Rhein auf mehreren Punkten von Schaffhausen bis Basel überschritten."

Der Kaiser ward von dieser Nachricht lebhaft ergriffen. Er sammelte sich und fragte, wie die Armee empfangen worden sei. „Euer Majestät, unter Hochrufen auf die Alliirten; die Gesammtheit der Bundestruppen schloß sich unseren Fahnen an und das Volk strömt von allen Seiten herbei, um der Armee Lebensmittel zu bringen, welche wir bar bezahlen[74])."

Bei dieser Mittheilung war es mir nicht schwer, in den Zügen des Kaisers die verschiedenen Empfindungen zu lesen, die in seinem Innern sich bekämpften. Nach einer längeren Pause nahm er mich bei der Hand und sagte: „Der Erfolg krönt die Unternehmungen; an ihm ist es, das, was Sie gethan, zu rechtfertigen. Als verbündeter Monarch habe ich Ihnen nichts weiter zu sagen; als Mensch jedoch erkläre ich Ihnen, daß Sie mir ein nicht mehr gut zu machendes Leid zugefügt haben."

Ich blieb ruhig, indem ich Seiner Majestät erwiederte: „daß, weil mir sein Ruhm ebenso sehr am Herzen liege als die große Sache, die ja nicht minder seine eigene als die von Europa sei, mein Gewissen mir keine Vorwürfe mache."

„Sie wissen nicht, wie wehe Sie mir gethan," fuhr der Kaiser mit Lebhaftigkeit fort, „Sie kennen nicht die besonderen Umstände meiner Lage."

„Ich kenne sie," entgegnete ich, „und glaube, daß nicht ein einziger davon mir verborgen ist. Nicht an Ihnen, Majestät, ist es, mir Vorwürfe zu machen, das Bedauern wäre auf meiner Seite viel besser am Platze. Warum haben Eure Majestät mich nicht in das eingeweiht, was zu wissen mir noth that, wenn auch nur, um es zu bekämpfen. Eure Majestät hätten sich und dem Kaiser, Ihrem Freunde, manchen Kummer erspart."

„Die Sache ist geschehen," sagte der Kaiser beruhigt, „sie ist militärisch gut; mögen denn die persönlichen Rücksichten dem gemeinsamen Nutzen weichen. Lassen Sie uns gerade auf's Ziel losgehen und reden wir nicht mehr davon."

In der That, wir sprachen nicht mehr davon und niemals hat der Kaiser Alexander von der Sache gegen den Kaiser Franz Erwähnung gethan.

Die militärischen Verfügungen zur Verfolgung der Operationen wurden sofort getroffen. Der Kaiser von Rußland verlangte als eine Gunst, daß seine Garde, welche die Spitze der russischen Heersäulen bildete, die Basler Brücke am griechischen Neujahrstage (13. Januar 1814) passire. Sein Wunsch wurde erfüllt, obgleich die allgemeine Operation dadurch einen empfindlichen und unnützen Verzug erlitt.

Der Aufenthalt in Basel hat nichts Bemerkenswerthes geboten als die Ankunft des Lord Castlereagh. Hier war es, wo wenige Stunden der Unterredung genügten, um zwischen diesem ebenso redlichen als aufgeklärten Staatsmanne und mir den Grundstein zu einer Eintracht zu legen, welche die nachfolgenden so ereignißreichen Perioden nur noch fester gekittet und erweitert haben.

Ich fand den Lord Castlereagh wenig eingeweiht in die wahre Lage der Dinge auf dem Festlande. Sein gerader Sinn, jeder Art von Voreingenommenheit und Vorurtheil fremd, ebenso gerecht als wohlwollend, ließen ihn sofort die Wahrheit in den Dingen erkennen. Ich überzeugte mich bald, daß seine Ideen über den Wiederaufbau Frankreichs in einer mit den allgemeinen Interessen Europas vereinbarlichen Weise keineswegs von meinen eigenen Ansichten abwichen. Der Aufenthalt in Basel diente somit nur als Vorbereitung zu der politischen Scene, die sich bald in Langres eröffnen sollte.

## Aufenthalt in Langres.

Der die Ausgänge der Vogesen gegen das französische Flachland krönende Punkt von Langres und die Höhen der Ardennen waren nach den Frankfurter Beschlüssen als die strategische Linie festgesetzt, wo die dritte Operation beginnen sollte. Wir zogen am 25. Januar 1814 in Langres ein und die folgenden Tage wurden durch Verhandlungen von der größten Wichtigkeit ausgefüllt. Sie würden der Welt für immer unbekannt bleiben, wenn ich sie nicht hier aufzeichnete.

Da die Monarchen und ihre Kabinete sich vereinigt fanden und kein Protokoll geführt wurde, so existirt keine schriftliche Spur von so

folgenreichen Vorgängen. Die Correspondenz des Lord Castlereagh mit seinem Kabinet mag Bruchstücke davon enthalten, den vollständigen Verlauf kann sie nicht wiedergeben, weil die Hauptfragen nur zwischen dem Kaiser von Rußland und mir verhandelt wurden.

Bald nach der Ankunft der Monarchen in Langres wurde ich durch die wohldenkenden und einsichtsvollen Männer des Kabinets des Kaisers Alexander in Kenntniß gesetzt, daß dieser Monarch sich in starker Aufregung befinde wegen der Nothwendigkeit, in Betreff der Festsetzung der künftigen Regierungsform Frankreichs, der ersten aller Fragen, einen Entschluß zu fassen. Der Sturz Napoleon's war als unausbleiblich erwiesen. Die Versuche, zu einem Friedensschlusse zu gelangen, welcher ihn auf dem Throne erhalten hätte, sind durch seine Schuld ohne Erfolg geblieben und sie hätten auch keineswegs den Zweck erreichen können, den sich die große Allianz vorgesetzt hatte; den Zweck nämlich, einen Friedenszustand herzustellen, der sich auf eine Abwägung der Machtverhältnisse gründete und wenigstens so viel Dauer versprach als man von einer politischen Schöpfung erwarten kann.

Jeder Friede mit Napoleon, der ihn in die alten Grenzen von Frankreich zurückgeworfen und sogar solcher Gebietstheile beraubt hätte, die noch vor seinem Gelangen zur Macht erobert wurden, wäre nur ein lächerlicher Waffenstillstand gewesen und von ihm selbst zurückgewiesen worden. Es blieben also nur drei Möglichkeiten: die Zurückberufung der Bourbons; die Regentschaft bis zur Großjährigkeit des Sohnes Napoleon's; die Berufung eines Dritten auf den Thron von Frankreich.

Alles, das gute Recht wie die Vernunft, das Interesse Frankreichs wie das allgemeine von Europa sprachen zu Gunsten des ersten Weges. Auch bestand darüber beim Kaiser von Oesterreich keinen Augenblick ein Zweifel.

Nicht das Gleiche war der Fall bei Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland. Die Revolutionäre, welche diesen Monarchen umgaben und zu jener Zeit auf seine Geistesrichtung einen unseligen und nur zu entschiedenen Einfluß übten, hatten schon von lange her in einem den legitimen Ansprüchen des Hauses Bourbon entgegengesetzten Sinne gearbeitet; sie hörten nicht auf, die Wiederkehr desselben als ein ver-

gebliches Unternehmen darzustellen. Der Kaiser war davon überzeugt. Gegen die Thronbesteigung des Sohnes Napoleon's, der noch ein zartes Kind war, erhoben sich leicht zu begreifende Schwierigkeiten. Der Mann, der für den dritten der obigen Fälle am nächsten lag, war der königliche Prinz von Schweden. Seine Umtriebe und die seiner Agenten waren nicht ohne Erfolg geblieben. Seine frühere Existenz und Laufbahn mußten ihn der revolutionären Partei angenehm machen und es ist kein Zweifel, daß Laharpe selbst ihn auf den Thron gehoben hätte, wenn nicht seine durch und durch republikanische Gesinnung die Rückkehr zu jener Verfassung vorgezogen hätte, die eben dieser Denkart am meisten entsprach.

Ich ließ die ersten Tage vorbeigehen; sie wurden zu rein militärischen Verfügungen verwendet. Der Uebereifer der preußischen Generale bedurfte der Dämpfung. Man blieb zuletzt bei dem Plane stehen, welcher am meisten Erfolg versprach gegenüber dem Widerstande, dessen man sich von dem Talente des in seine letzten Verschanzungen zurückgeworfenen Napoleon zu versehen hatte. Es war beschlossen, daß die österreichische Armee und ein großer Theil der russischen nebst den preußischen Garden einen einzigen Heereskörper bilden sollte. Einen andern bildete die durch zwei russische Corps verstärkte preußische Armee. Das Ziel aller Operationen sollte Paris sein. Die Operationslinie des Fürsten Schwarzenberg wurde in der Richtung der Seine, jene des Generals Blücher gegen die Marne festgesetzt. So oft Napoleon der einen oder der anderen der beiden Armeen die Schlacht anbieten würde, sollte die angegriffene sie nicht annehmen, sondern abwarten, daß die anderen Verbündeten ihr zu Hilfe kommen. Das Corps unter dem Befehle des Generals Bubna sollte sich Lyons bemächtigen und die ihr entgegengestellte Armee unter Augereau in Schach halten und schlagen.

Nach Feststellung dieser Dispositionen ließ mich eines Abends der Kaiser von Rußland zu sich rufen. Er begann das Gespräch mit der Auseinandersetzung der überwiegenden Gründe, welche ihn früher verhindert hätten, sich gegen seine Alliirten über die Gedanken bezüglich der Einsetzung der künftigen Regierung von Frankreich auszusprechen. Unter diesen Motiven führte er mir besonders seinen Wunsch an, die wahre Stimmung der französischen Nation an Ort

und Stelle selbst kennen zu lernen. „Sie ist gegen die Bourbons,“ sagte mir der Kaiser. „Diese auf einen Thron zurückführen wollen, auf dem sie sich nicht zu behaupten wußten, das hieße Frankreich und in weiterem Verlaufe Europa neuen, in ihren Folgen unberechenbaren Umwälzungen aussetzen. Einen neuen Herrscher wählen ist für den Fremden ein schweres Unternehmen. Mein Entschluß ist also gefaßt. Die Operationen gegen Paris müssen mit Nachdruck fortgesetzt werden; wir werden uns der Stadt bemächtigen. Bei dem Herannahen dieses Ereignisses, welches die militärischen Erfolge der Allianz krönen soll, wird es nöthig sein, eine Erklärung an das französische Volk zu richten, durch welche wir ihm unsern festen Entschluß kundgeben, uns weder in die Frage seiner Regierungsform noch in die Wahl seines Herrschers einzumischen. Gleichzeitig rufen wir die Urversammlungen ein und verlangen von ihnen die Absendung einer angemessenen Zahl von Abgeordneten nach Paris, welche über den einen und den andern Gegenstand im Namen und in Vertretung der Nation zu entscheiden haben.“

Ich hielt es nicht für angezeigt, einen Plan sofort zu bekämpfen, der offenbar nicht in dem Kopfe des Kaisers allein entsprungen sein konnte. Da mir vor Allem daran lag, den Plan in seinen Einzelheiten näher kennen zu lernen, drückte ich nur meinen Zweifel aus, ob die Ergebnisse dieses Vorgehens jemals den Erwartungen Seiner Majestät entsprechen könnten; „Bonaparte,“ bemerkte ich dem Kaiser, „hat die Revolution bewältigt; der Plan, die Nation zur Berathung über die Grundfragen des gesellschaftlichen Baues von Frankreich zu berufen und dadurch gleichsam eine zweite Auflage des Convents zu veranlassen, würde die Revolution von Neuem entfesseln und das kann nicht der Zweck der Allianz, nicht der Sinn ihrer Verabredungen sein.“

Mit Lebhaftigkeit erwiederte der Kaiser, daß meine Bemerkungen richtig wären, wenn die Monarchen die Maßregeln gegen das Hereinbrechen des revolutionären Uebels nicht in ihrer Hand hätten. „Wir sind in Frankreich,“ fuhr er fort, „und unsere Armeen sind zahlreich, sie werden die Wühler einschüchtern. Die Abgeordneten der Nation sollen sich nur über zwei einzige Fragen auszusprechen haben, nämlich über die der Regierungsform und über die Wahl des Herrschers. Mit

der Republik ist es aus. Sie ist unter ihren eigenen Ausschreitungen gefallen. Der Fürst, den die Nation sich selber geben wird, wird am wenigsten Schwierigkeiten haben, seine Autorität herzustellen. Die Napoleon's ist gebrochen und Niemand wird mehr von ihr was wissen wollen. Ein wesentlicher Punkt wird sein, die Versammlung richtig zu leiten. Ich habe hiezu den besten Mann in Bereitschaft, den tauglichsten zu einem Geschäfte, welches für einen Neuling vielleicht unmöglich wäre. Wir beauftragen Laharpe mit der Leitung der Angelegenheit."

Jetzt hielt ich den Augenblick für gekommen, um geradezu auf die Frage los zu gehen.

„Dieser Plan," versetzte ich, „wird von dem Kaiser, meinem Herrn, niemals angenommen werden und wenn Seine Majestät in ihrem Widerstande ermatten sollten, würde ich unverweilt meine Entlassung zu ihren Füßen niederlegen. Die Ausführung dieses Planes würde Frankreich und ganz Europa eine unabsehbare Reihe von Jahren der Verwirrung und der Thränen bereiten. Wenn Herr v. Laharpe glaubt, für den Erfolg einstehen zu können, so ist er eben im Irrthum, und ich spreche obendrein nur von den materiellen Nachtheilen, denn was wird erst aus Europa werden schon durch das bloße Anrufen des Princips, auf welchem die Idee ruht. Das Vertrauen, welches Eure Majestät mir soeben durch Eröffnung Ihrer Anschauungsweise in der wichtigsten Angelegenheit des Augenblickes bezeugt haben," fuhr ich fort, „fordert von meiner Seite das Entgegenbringen der vollständigsten Offenheit. Was ich Ihnen jetzt *sagen* werde, Majestät, ist das, was der Kaiser Franz *denkt*. Die Macht Napoleon's ist gebrochen und sie wird sich nicht mehr erheben. Das ist das Los der factischen Gewalten, wenn es zu einer Krisis kommt. Am Tage des Sturzes des Kaiserreiches sind nur die Bourbons da, um von ihrem unverjährbaren Rechte wieder Besitz zu ergreifen. Sie werden es thun, durch die Macht der Thatsachen und nach dem Wunsch der Nation, welcher in meinen Augen nicht zweifelhaft sein kann. Niemals wird der Kaiser Franz eine andere Herrschaft unterstützen."

Kaiser Alexander entließ mich mit der Aufforderung, meinem Herrn über unsere Unterredung Bericht zu erstatten. Es war Mitternacht.

Ich fand in meiner Wohnung den Grafen Nesselrode und General Pozzo di Borgo. Sie wußten, daß ich den Abend bei Kaiser Alexander zugebracht hatte. Ich vertraute ihnen den Inhalt unseres Gespräches. Beide waren sehr bewegt und baten mich, nicht abzulassen von meinem Widerstande gegen Ideen, die sie ganz so wie ich beurtheilten, sowohl aus dem Gesichtspunkte ihres inneren Werthes, als in Beziehung auf die Quelle, aus der allein sie stammen konnten.

Von Kaiser Franz ward ich ermächtigt, bis zur Androhung des augenblicklichen Abzuges seiner Armee vorzugehen.

Des folgenden Abends begab ich mich von Neuem zum Kaiser von Rußland. Ich hatte im Laufe des Tages erfahren, daß er in großer Aufregung sei, aber gegen keinen seiner Minister über den Gegenstand des Gespräches vom Vorabend sich geäußert habe. Seine Majestät befragte mich um die Ansicht des Kaisers von Oesterreich.

„Um sie Ihnen, Majestät, in wenigen Worten zu sagen," erwiederte ich, „muß ich die meinigen von gestern wiederholen! Der Kaiser ist gegen jede Berufung an die Nation, an ein Volk, welches in der falschen Lage wäre, im Angesichte von siebenhunderttausend fremden Bajonetten zu berathen. Der Kaiser sieht anderseits nicht ein, was der Gegenstand der Berathung sein soll — der legitime König ist da."

Kaiser Alexander faßte sich und sagte mir: „Ich beharre nicht auf meinen Gedanken gegen den Wunsch meiner Alliirten, ich habe nach meinem Gewissen gesprochen; die Zeit wird das Uebrige thun, sie wird uns auch lehren, wer recht hatte."

Da ich den Kaiser in so günstiger Stimmung sah, gab ich meinen Gedanken freien Lauf und entwickelte die Gefahren, mit denen die Verfolgung eines Planes verbunden gewesen wäre, der keine andere Wahl gelassen hätte, als entweder die Allianz in dem Augenblick zu brechen, wo ihre Anstrengungen eben daran waren, gekrönt zu werden, oder die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung zu untergraben und Europa in noch ganz andere Wirrnisse zu stürzen, als es jene waren, die sich an den ersten Ausbruch der Revolution knüpften. Der Kaiser folgte Schritt für Schritt meinen Auseinandersetzungen, er bekämpfte die, an welchen seine Ideen am meisten Anstoß nahmen, aber wir trennten uns als gute Freunde.

Ich würde diesem Zwischenfalle keine so ausführliche Besprechung gewidmet haben, wenn nicht unwissende oder durch Parteigeist irregeleitete Geschichtschreiber dem Kaiser Franz und seinem Kabinete in der so wichtigen die innere Gestaltung Frankreichs betreffenden Frage, Ansichten und Absichten angedichtet hätten, welche jedes Grundes entbehren und die Haltung Oesterreichs und seiner Verbündeten in einem der Wahrheit ganz entgegengesetzten Lichte erscheinen lassen. Der Sinn, in welchem Oesterreich vorging, war wohl überlegt, allen Gelüsten und sanguinischen Gefühlen völlig fremd und ausschließlich dem Zwecke der großen Aufgabe, der Erreichung und möglichsten Sicherung eines auf soliden Grundlagen beruhenden Friedensstandes des europäischen Continents zugewendet. In dieser Richtung dachte und handelte das Kabinet in seinem politischen Gange wie in Bezug auf die Operationen des Krieges.

Der Rest des Aufenthaltes in Langres war den Festsetzungen über die Kriegsoperationen gewidmet. Es mußte als außer Zweifel stehend erscheinen, daß Napoleon seine Vertheidigung gleich Anfangs auf die Zugänge von Paris beschränken, und daß der Feldzug sich daher längs der Aube eröffnen werde.

Alle Nachrichten, welche uns sowol von den rückwärts der verbündeten Heere gelegenen Theilen des Landes als von anderen Gegenden Frankreichs über die Stimmung der Nation zukamen, fanden ihre Bestätigung in den Wahrnehmungen, welche wir selber in den Standorten der Hauptquartiere über diesen wichtigen Gegenstand zu machen im Falle waren. Das noch vorherrschende Gefühl im Volke bestand in dem Wunsche nach einem baldigen Ende der Operationen und weitaus die Mehrzahl der Stimmen war der Rückkehr der Bourbons günstig.

Die politische Frage wurde zwischen dem Kaiser von Rußland und seinen Alliirten nicht mehr besprochen. Der Verlauf der Ereignisse wird zeigen, wie nützlich es gewesen wäre, wenn rechtzeitig ein auf dem Princip der Restauration der legitimen Gewalt beruhender, ordentlicher Plan der ferneren Haltung wäre verabredet worden. Der Vortheil, indessen eine so überaus verderbliche Idee für den Augenblick beseitigt zu haben, war zu groß, um sich dabei nicht zufrieden zu stellen. Der

Versuch weiter zu gehen, wäre nicht gelungen und hätte die nothwendige Eintracht zwischen den Mächten gefährdet, die im Herzen von Frankreich mit einem Unternehmen beschäftigt waren, das noch großen Wechselfällen des Krieges ausgesetzt war.

Die Gefahr, daß die Nation sich für die Aufrechthaltung der kaiserlichen Regierung aussprechen könnte, bestand nicht. Unsere Sorge war darauf beschränkt, den Krieg gut zu führen und die Gestaltung des Endergebnisses des großen Unternehmens jener Gewalt anheimzustellen, die höher steht als die der Menschen.

## Congreß von Chatillon.

Es gibt wenige Verhandlungen im Verlauf der Ereignisse des Jahres 1814, welche dem Publicum besser bekannt wären, als diejenigen von Chatillon. Die Acten des Congresses sind der Oeffentlichkeit übergeben und von den Geschichtschreibern aller Parteien besprochen worden. Folgendes ist die Wahrheit über den Geist, der die Kabinete in dieser Conjunctur geleitet hat.

Die vier verbündeten Mächte, so einträchtig auch ihr Vorgehen erschien, waren nichtsdestoweniger in ihren geheimen Ansichten über mehrere Punkte von hoher und entscheidender Wichtigkeit getheilt.

Der Kaiser von Oesterreich hatte seine Gedanken und Wünsche einzig auf eine Ordnung der Dinge gerichtet, von der er hoffen konnte, den politischen Frieden Europas durch die Rückkehr zu einem Ebenmaß der Kräfte und zu einem politischen Gleichgewichte sicher zu stellen, welches durch die französischen Eroberungen während der Revolution und des Kaiserreiches vollständig vernichtet worden war. Zur Zeit, von der wir sprechen, nämlich nach der Concentration der Operationen zwischen der Seine und der Marne, mußte der Sturz des französischen Kaiserreiches für jeden Politiker, der sich keinen Täuschungen hingab, außer Zweifel stehen. Die Rückkehr der Bourbons und die Zurückziehung Frankreichs auf seine alten Grenzen stellte sich dem Kaiser Franz und seinem Kabinete als die einzige haltbare Wahl dar, indem sich in ihr allein die Bürgschaften eines auf den Grundsätzen der Legitimität ruhenden Friedens vereinigten. Oesterreich war über diesen Fundamentalpunkt im vollkommenen Einklang mit der britischen Regierung.

Die Ideen des Kaisers Alexander schwebten bald, wie wir gesehen haben, im Nebel eines unbestimmten Liberalismus, bald waren sie von persönlichen oder zufälligen Einflüssen geleitet.

Preußen war von Eroberungsgedanken erfüllt und in einem vielleicht natürlichen Rachedurste wegen all' der Leiden, die es im Laufe der letzten Jahre zu bestehen hatte, befangen. Der König und der Fürst Hardenberg standen nichtsdestoweniger unserer und der britischen Ansicht über das auf den französischen Thron zu setzende Herrscherhaus viel näher als die schwärmerischen Ideen des Kaisers von Rußland.

Napoleon hingegen hatte die Empfindung, daß er die letzten Möglichkeiten eines friedlichen Ausgleiches nicht mehr vernachlässigen dürfe.

Mein eigener Gedanke, indem ich auf die Eröffnung einer förmlichen Unterhandlung drang, war nur die Fortsetzung desjenigen, der meine Berechnungen und meine politische Haltung seit dem Beginn des Jahres 1813 geleitet hatte. Ich besaß eine zu genaue Kenntniß von der Stimmung der Masse der französischen Bevölkerung und ebenso von jener der französischen Armee und anderseits eine zu tiefe Ueberzeugung von der Geistesrichtung Napoleon's, als daß ich nicht in allen Versuchen von Unterhandlungen große Vortheile hätte erblicken sollen, ohne jede Gefahr durch ein unzeitiges Abkommen die Wiederkehr einer besseren Ordnung der Dinge aufzuhalten.

Ich benützte daher meinen Einfluß, um den verschiedenen seit dem Beginn des Jahres von Frankfurt aus ergangenen Kundgebungen der Mächte Folge zu geben. Ich wurde hierin offen unterstützt durch die volle Uebereinstimmung der Anschauungen und Berechnungen des Lord Castlereagh mit meinen eigenen.

Ich veranlaßte die Ernennung des Grafen Stadion zum Bevollmächtigten Oesterreichs. Die anderen Kabinete folgten diesem Beispiele und ihre Chefs verblieben im Hauptquartiere der Monarchen mit einziger Ausnahme des Lord Castlereagh, welcher ein so wichtiges Geschäft wie das, Großbritannien bei einem Congresse zu vertreten, wo die Grundlagen des allgemeinen Friedens verhandelt wurden, nicht hätte aus der Hand geben können.

Es erwies sich alsbald, daß Napoleon ungeachtet der ungeheuren Gefahren seiner Lage noch immer nicht ernstlich an den Frieden dachte.

Einen Beweis, wie leicht sich seine Hoffnung von Neuem belebte, lieferte er uns durch die außerordentliche Wichtigkeit, die er dem unbedeutenden Resultate des Treffens von Montereau beilegte. Am Tage nach diesem Treffen schrieb er dem Kaiser von Oesterreich einen Brief, der nach einem seiner vergangenen großen Siege nicht anders hätte lauten können. Unter Anderem hatte er die Schwäche, in diesem Briefe eine Aufzählung der am Tage von Montereau von den Alliirten erlittenen Verluste zu liefern, die an Prahlerei die fabelhaften Angaben seiner „Schlacht-Bulletins" noch weit übertraf.

Der Verlauf der militärischen Ereignisse setzte den Conferenzen von Chatillon ein Ziel.

## Der Kriegsrath in Bar an der Aube.

Die große österreichische Armee hatte sich in Folge des Treffens von Montereau von der Armee Blücher's entfernt. Genöthigt, Troyes zu räumen und sich bis Bar an der Aube zurückzuziehen, hielten die drei Monarchen eine Conferenz, welcher außer Ihren Majestäten und ihren Ministern auch mehrere Generale der alliirten Armeen beiwohnten. Die zu ergreifenden militärischen Maßregeln wurden da mit vieler Lebhaftigkeit erörtert.

Der König von Preußen bestand nachdrücklich auf der augenblicklichen Vereinigung aller drei Armeen und einer unmittelbaren Unternehmung gegen Paris. Der Kaiser Franz, Fürst Schwarzenberg und ich vertheidigten den entgegengesetzten Vorschlag. Der früher beschlossene und bis zur Stunde mit so viel Erfolg eingehaltene Plan, welcher den Zweck hatte, das Schicksal des Feldzuges nicht der Gefahr des unglücklichen Ausganges einer allgemeinen Schlacht auszusetzen, sondern die letzten Kräfte Napoleon's allmälig zu erschöpfen, schien sich zu sehr zu empfehlen, als daß wir ihn mit Leichtigkeit hätten aufgeben sollen. Dieser Plan, langsamer in seinen Wirkungen, schien uns unfehlbar in seinen Endergebnissen. Die Ereignisse haben seine Richtigkeit bestätigt. Ein untergeordneter Beweggrund wirkte bei dem Drängen der preußischen Partei mit. Die Armee des Marschalls Blücher befand sich auf der kürzesten Linie nach Paris, und alle ihre Wünsche waren darauf

gerichtet, die erste Paris zu besetzen. Die Erbitterung dieser Armee und ihrer Führer ließ Letztere selbst davor nicht zurückschrecken, Paris der Wuth der Soldaten preisgegeben zu sehen, die nach dem ersehnten Erfolge nicht zu bezähmen gewesen wären. Eine solche Erwägung konnte unseren Berechnungen nicht entgehen, und hätte nicht ohnehin die Klugheit uns abhalten müssen, das Schicksal des Feldzuges an eine große Schlacht zu wagen, die Napoleon gleichfalls mit allen seinen Wünschen herbeirief, so wären die Absichten, welche die Preußen gegen die Stadt Paris hegten und die für Niemanden ein Geheimniß waren, schon für sich allein Grund genug gewesen, um unsererseits nicht nachgeben zu dürfen.

Die Berathung war lebhaft und von Seite des Königs von Preußen nicht ohne Bitterkeit geführt. Kaiser Alexander zögerte, sich zu Gunsten der einen oder der andern Meinung auszusprechen. Erst in Folge einer energischen Erklärung des Kaisers Franz, die ich mit großer Kraft und Offenheit verfocht, stellte sich der russische Monarch auf die Seite der österreichischen Meinung. Er erbot sich, das Amt des Secretärs zu übernehmen und ich dictirte ihm die vereinbarten Punkte wie folgt:

1. On ne livrera pas la bataille près de Bar sur Aube;

2. Blücher continuera son mouvement séparé;

3. La grande Armée continuera son mouvement par Chaumont et sur Langres;

4. La continuation de ce mouvement dépendra des circonstances;

5. Avertir Blücher des mouvements décidés pour la grande Armée et des ordres qu'on a donnés à Wintzingerode et à Bulow d'être sous son commandement;

6. Donner à Wintzingerode et à Bulow les ordres en conséquence;

7. Donner à Blücher une latitude dans ses mouvements pourvu toutefois, qu'une certaine prudence militaire soit observée[75]).

Der Kriegsrath ging sofort auseinander, aber die preußische Partei war nicht wenig verstimmt.

Da ich nicht in die Einzelheiten der militärischen Operationen einzugehen gedenke, so beschränke ich mich darauf, hier die Umstände zu verzeichnen, die sich auf den politischen Theil beziehen. Die Schlacht, die Fürst Schwarzenberg bei Arcis anzunehmen entschlossen war, blieb auf ein bloßes Vorpostengefecht beschränkt, das Napoleon abbrechen ließ, als er sich überzeugt hatte, daß die vereinigte österreichische und russische Armee sich in eine Schlacht einlassen würde. Zu seiner Verwunderung sah der Oberbefehlshaber von den Höhen hinter Arcis, daß die französische Armee, den Rückzug antretend, ihre Richtung gegen Osten nahm.

Der Kaiser von Oesterreich war in Bar an der Aube zurückgeblieben, welches er erst zu verlassen gedachte, um sich nach Arcis zu begeben, wenn es zur Schlacht kommen sollte. Bei Seiner Majestät befanden sich alle Minister außer dem Grafen Nesselrode.

In der Zwischenzeit langte der vom Fürsten Schwarzenberg entsendete Adjutant Graf Paar im Hauptquartier des Kaisers an. Er war Ueberbringer der neuen Dispositionen des commandirenden Generals. Nach bewerkstelligter Uebersetzung auf das rechte Ufer der Aube und gewonnener Gewißheit, daß Napoleon seine Bewegung in der Richtung nach Osten fortsetze, machte Fürst Schwarzenberg dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen den Vorschlag, mit den vereinigten Streitkräften der Verbündeten sich auf Paris zu werfen. Bei dieser Bewegung kamen nur die österreichische Armee und ein Theil der russischen in die Gefahr, von ihren Operationslinien abgeschnitten zu werden. Napoleon konnte zwei Pläne haben. Er konnte sich auf die Linie der Heeresnachzüge werfen, die über Nancy kamen; er konnte sich in die festen Plätze des Ostens werfen und verstärkt durch ihre Besatzungen einen neuen Krieg in der Stellung zwischen dem Rhein und den eingedrungenen Armeen unternehmen.

Der Feldmarschall benachrichtigte den Kaiser, daß er im Falle des Gelingens seiner Operation sich der Stadt Paris bemächtigen und in ihr sich festsetzen, im Falle des Nichtgelingens sich auf Belgien zurückziehen werde. Er bat Seine Majestät zugleich, die erforderlichen Verfügungen zu treffen, um die militärische Etappenlinie von den Gefahren, die sie bedrohen, zu benachrichtigen. Graf Paar brachte dem

General-Intendanten der russischen Armee, der in Bar an der Aube zurückgeblieben war, den Befehl, sogleich zum russischen Hauptquartier einzurücken. Der erste Gedanke des Kaisers war, sich ohne Zeitverlust in's Hauptquartier zu begeben. Eine ganz einfache Berechnung der Entfernungen zeigte, daß das Unternehmen nicht zu wagen sei. Zur Zeit der Ankunft des Adjutanten Grafen Paar war die Armee bereits um einen Tagmarsch gegen Paris vorgerückt und so hätte der Kaiser erst in der dritten Etappe das Hauptquartier erreichen können und das Land zwischen beiden stand den französischen Streifern offen. Seine Majestät waren zu ihrem großen Bedauern genöthigt, die weiteren Ereignisse abzuwarten. Ich erwog lange Zeit, ob ich es nicht auf meine Gefahr versuchen sollte, das Hauptquartier einzuholen. Die Unmöglichkeit, mich des nöthigen Pferdewechsels zu versichern, um ohne Aufenthalt eine Entfernung von drei Tagmärschen zu durchlaufen, hinderte die Ausführung meines Wunsches. Graf Paar hatte die Vorsicht gebraucht, den Pferdewechsel für seine eigene Fahrt schon früher sicherzustellen; er gelangte glücklich in's Hauptquartier und überbrachte dahin die vollständige Zustimmung des Kaisers zu dem Plan des Feldmarschalls.

Der russische General-Intendant wurde den Tag nach seiner Abreise von französischen Reiterschwärmen aufgegriffen, die sich auf die Nachzüge der großen verbündeten Armee geworfen hatten. In der nämlichen Nacht erhielten wir gegen 2 Uhr Morgens die Nachricht, daß Napoleon die Richtung nach Osten bis St. Dizier verfolgt, und bei der Nachricht von der kühnen Bewegung der verbündeten Heere gegen Paris sich auf die Straße von Bar an der Aube geworfen habe. Diese Bewegung ließ erkennen, daß der excentrische Marsch Napoleon's keinen andern Zweck hatte, als den Commandirenden der österreichischen Armee durch Bedrohung seiner Verbindungslinie zum Rückzug zu bewegen. Napoleon hat sich geirrt, und als er den Marsch der Armee auf Paris erfuhr, rief er aus: „Ein schöner Schachzug! ich hätte ihn einem General der Coalition nicht zugetraut."

Sofort wurden die Vorkehrungen zur Abreise von Bar an der Aube getroffen und um 4 Uhr Morgens nahmen der Kaiser und die Minister die Richtung nach Dijon unter der schwachen Bedeckung einiger

Bataillone, die sich auf dem Marsch zur großen Armee befanden und von denen eines zufälligerweise Tags vorher gegen Abend in Bar angekommen war. Dieser Marsch näherte uns der Armee des Erbprinzen von Hessen-Hamburg, von welcher Truppen in Dijon standen.

## Aufenthalt in Dijon.

Da der Kaiser unterwegs sich nicht aufhalten wollte, so nahm er in Chatillon die Post, um Dijon zu erreichen. Wir legten diesen Weg in zwei Postkaleschen zurück in Mitte einer Bevölkerung, die nicht wenig erstaunt war über die Gegenwart Seiner kaiserlichen Majestät und über das Vertrauen, das ihr diese Ankunft ohne Bedeckung bezeugte. Der Eindruck, den diese unerwartete Ankunft des Kaisers in Dijon machte, war der gleiche wie auf dem Wege, den wir soeben durchzogen hatten. Wir trafen um 4 Uhr Morgens in Dijon ein, und der Kaiser stieg im Palais der Präfectur ab. Man mußte den Namen des Kaisers nennen, um ihm Einlaß zu verschaffen. In wenigen Stunden stürzte sich die Volksmenge auf den Platz vor der Präfectur und gab sich eine große royalistische Bewegung kund. Seine Majestät ließ die Parteien auffordern, sich ruhig zu verhalten und verbot jede Art von Reaction. Diese Aufforderung hatte einen vollständigen Erfolg.

Einige Tage nach unserer Ankunft in dieser Stadt traf dort Baron Wessenberg ein, welcher auf dem Rückwege von einer Sendung nach England in die Hände des Generals Piré gefallen war.

Die Gegend im Westen von Dijon war unsicher. General Alix befehligte dort ein Corps der mobilisirten Nationalgarden. Einige Truppen, aus verschiedenen Richtungen zusammengezogen und vereinigt mit jenen, die mit uns von Bar abgezogen waren, genügten, unsern Aufenthalt zu bedecken. Wir blieben in Dijon bis zum Eintreffen der Nachricht von der Capitulation von Paris. Beinahe gleichzeitig mit dieser Nachricht ward uns der Herzog von Cadore (Champagny) angemeldet, als Ueberbringer einer Mittheilung Napoleon's an den Kaiser. Ich sah ihn nicht mehr, weil Seine Majestät mir befohlen hatte, ohne Aufschub nach Paris abzugehen. Seine Mission blieb ohne Erfolg.

Die Nachricht von der Capitulation von Paris gab Anlaß zu einer großen Bewegung in Dijon. Der Hof des Hotels, welches ich

bewohnte, füllte sich mit Tausenden von Menschen. Eine Deputation kam mich zu fragen, ob es erlaubt sei, die königlichen Farben aufzupflanzen. Seine Majestät gaben ihre Zustimmung und ich eröffnete selbe dem versammelten Publicum. Kurz darauf wehte die königliche Fahne in ganz Dijon. Ich reiste in Begleitung des Lord Castlereagh und des Kanzlers Hardenberg ab.

## Ankunft in Paris.

Den 10. April kam ich in Paris an. Wenige Augenblicke darauf begab ich mich zum Kaiser Alexander. Er hatte seinen Sitz im Hotel des Fürsten Talleyrand aufgeschlagen. Seine Majestät unterrichteten mich von dem seit dem Einzug der Alliirten in Paris mit Napoleon gewechselten Mittheilungen und von der Anwesenheit der Marschälle Ney und Macdonald in Paris, den Bevollmächtigten Napoleon's zum Abschluß des Vertrages mit den Alliirten, durch welchen er der Krone Frankreichs entsagte und die Souverainetät über die Insel Elba annahm.

Ich bezeigte dem Kaiser Alexander mein Erstaunen über den letzten Punkt dieses Abkommens. Ich stellte ihm vor, wie viele Unzukömmlichkeiten die Bestimmung nach sich ziehen müßte, vermöge welcher dem gestürzten Kaiser der Aufenthalt in so großer Nähe der von ihm früher beherrschten Staaten angewiesen würde. Es war mir nicht schwer, meine Besorgnisse auf Erwägungen zu stützen, die aus dem Charakter Napoleon's geschöpft waren und andere, die aus der Macht der Umstände von selbst hervorleuchteten. Der Kaiser von Rußland bekämpfte meine Behauptungen mit Gründen, die ebensosehr seinem Herzen Ehre machten, als sie wenig geeignet waren, mich über meine Voraussagungen zu beruhigen. Eines seiner Argumente war, daß das Wort eines Soldaten und eines Souverains ohne Beleidigung nicht in Zweifel gezogen werden könne. Ich erklärte Seiner Majestät, daß ich mich durchaus nicht für ermächtigt halte, eine Entscheidung von so hoher Folgewichtigkeit für die künftige Ruhe von Frankreich und von Europa auf mich zu nehmen, ohne früher die Befehle des Kaisers, meines Herrn, eingeholt zu haben. „Das kann nicht mehr geschehen," versetzte mir Kaiser Alexander mit Lebhaftigkeit, „ich habe in Erwartung

Ihrer und Lord Castlereagh's Ankunft die Unterzeichnung des Abkommens schon mehrere Tage hinausgeschoben; dasselbe muß im Laufe des Abends zum Abschluß kommen, damit die Marschälle noch in dieser Nacht den Act Napoleon überbringen können. Wenn die Unterzeichnung nicht erfolgte, so würden morgen die Feindseligkeiten wieder beginnen und Gott weiß, wohin sie uns führen könnten. Napoleon ist an der Spitze seines Heeres in Fontainebleau, es ist ihm nicht unbekannt, daß das Abkommen meine und des Königs von Preußen Zustimmung hat; ich kann mein Wort nicht zurückziehen. Anderseits kann ich Sie nicht zwingen, dem schon verfaßten Schriftstücke, welches Nesselrode Ihnen vorlegen wird, Ihre Unterschrift beizufügen; aber Sie nehmen eine schwere Verantwortung auf sich, wenn Sie nicht unterzeichnen."

Ich erklärte Seiner Majestät, daß, bevor ich meinen Entschluß fasse, was zu thun sei, ich mich mit dem Fürsten Schwarzenberg und Lord Castlereagh zu berathen wünsche.

Nach dieser Berathung kehrte ich zum Kaiser Alexander zurück. Ich sagte ihm: „Das Abkommen zwischen Eurer Majestät, dem Könige von Preußen und Napoleon ist zu weit gediehen, als daß mein Widerstand es aufhalten könnte. Fürst Schwarzenberg hat an den Vorbesprechungen Theil genommen, die Conferenz, in welcher dieser Tractat unterzeichnet werden soll, ist versammelt. Ich werde mich hinbegeben und dort meinen Namen unter einen Vertrag setzen, der in weniger als zwei Jahren uns auf das Schlachtfeld zurückführen wird."

Die Folge hat bewiesen, daß ich mich nur um ein Jahr geirrt hatte. Der Vertrag ward noch im Laufe jenes Abends unterzeichnet.

Die Festsetzungen dieses Abkommens sind sehr verschieden beurtheilt worden, und es konnte nicht anders sein. Die Wahrheit ist, daß ein Zug von Edelmuth in diesem Falle schlecht angebracht war, und die Leichtigkeit des Kaisers Alexander, sich Täuschungen hinzugeben, auf der einen Seite das bewirkt hat, was auf der andern Seite die Dranglage den Kaiser Napoleon zu unterzeichnen gezwungen hat. Ich werde die Conferenz zwischen den Bevollmächtigten, die der Unterzeichnung der Convention vorausging, immer zu den merkwürdigsten Scenen meines öffentlichen Lebens rechnen. Die Artikel waren bis auf einige Wendungen in der Abfassung schon bei Eröffnung der Sitzung festgesetzt.

Ich verhehlte meinen Collegen nicht den Eindruck, den mir die Einsetzung Napoleon's auf der Insel Elba machte. Es war nicht Einer unter ihnen, der ihn nicht getheilt hätte, und die Sprache der zwei Bevollmächtigten Napoleon's war von der unsrigen wenig verschieden. Die Gefühle, welche sie über diesen Gegenstand ausdrückten, waren vollkommen correct und frei von allen Täuschungen. Von der Conferenz zurückgekehrt, fertigte ich einen Courier an den Kaiser Franz ab, der alsobald Dijon verließ, um sich nach Paris zu begeben, wo das Hotel der Prinzessin Borghese zu seinem Empfange in Bereitschaft gestellt worden war[76]).

Commissäre der Alliirten begleiteten Napoleon an seinen neuen Bestimmungsort. Der kaiserliche General Freiherr v. Koller, welcher diese Mission im Namen Oesterreichs erfüllte, kam in die Lage, seinen Schutzbefohlenen im südlichen Frankreich durch Geistesgegenwart und Muth vor Gefahren zu retten, welche in Mitte der heißblütigen Massen der Provence das Leben des Kaisers schwer bedrohten.

Die Kaiserin Marie Louise und den König von Rom stellten die Monarchen unter den Schutz ihres Vaters und Großvaters. Marie Louise begab sich nach Schönbrunn.

## Einzug Ludwig's XVIII. in Paris und die Lage Frankreichs nach der Rückkehr der Bourbons.

Am 4. Mai hielt der König Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris. Ich hatte mich mit dem Fürsten Schwarzenberg an ein Fenster in der Straße Montmartre gestellt, um den Zug vorbeikommen zu sehen. Ich empfing davon einen peinlichen Eindruck. Es herrschte zwischen dem finstern Aussehen der Soldaten der kaiserlichen Garde, die dem königlichen Wagen voranschritten und ihm folgten, und dem von gesuchter Freundlichkeit strahlenden Antlitz des Königs ein Gegensatz, in dem sich die allgemeine Stimmung des Landes zu spiegeln schien. Die Haltung der Volksmenge in den Straßen vervollständigte in dieser Beziehung das Bild. Die entgegengesetztesten Gefühle malten sich auf den Gesichtern und fanden ihren Ausdruck in dem Rufe „Es lebe der König" von Seite der Royalisten und in dem düstern

Schweigen der Feinde des Königthums. Fast wollte es mich bedünken, der König sei zu beeilt gewesen, durch seine Grußbewegungen auf so gemischte Kundgebungen zu antworten.

Die drei Monarchen statteten gleich darauf dem Könige ihren Besuch ab. Ich stellte mich bald darauf in den Tuilerien vor. Der König empfing mich in seinem Kabinete. Im Verlauf des Gespräches konnte ich es mir nicht versagen, ihm die Bemerkung zu machen, daß in diesem nämlichen Zimmer, an demselben Schreibtisch sitzend, von den gleichen Einrichtungsgegenständen umgeben, ich mit Napoleon viele Stunden zugebracht habe. „Euer Majestät," sagte ich dem König, „scheinen indeß ganz zu Hause zu sein."

„Man muß gestehen," erwiederte der König, „daß Napoleon ein guter Miethsmann war, er hat mir Alles da vortrefflich eingerichtet."

Ich brachte zwei Stunden mit Seiner Majestät zu und verließ den König keineswegs mit Eindrücken, die geeignet gewesen wären, mich über die Zukunft Frankreichs zu beruhigen. Ich habe mich gegen ihn über die eben kundgemachte Charte ausgesprochen, über die Schwierigkeiten, die nach meiner Ansicht ihrem Erfolge entgegenstehen, über die öffentliche Stimmung u. s. w. Dabei fand ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß der König über alle diese Gegenstände feste Ansichten hatte, die von den meinigen in mehr als einem wesentlichen Punkte verschieden waren.

Die Zeit hat, wahrlich mehr als ich es gewünscht hätte, diejenigen gerechtfertigt, die ich schon damals für die richtigen hielt.

Die Frage, ob die Rückkehr der Familie Bourbon nach Frankreich dem Wunsche des Landes entsprochen habe, ist verschieden beurtheilt worden. Ich stehe nicht an zu versichern, daß dieselbe von der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung vollkommen gebilligt wurde, und die Ursache dieser Stimmung liegt so sehr in der Natur der Sache, daß es gar nicht anders sein konnte*).

*) Während meines Aufenthaltes im Jahre 1825 in Paris, wohin mich ein trauriger Familienanlaß gerufen hatte, ward ich vom König Karl X. empfangen. Nach der Tafel sprachen wir viel von der Vergangenheit und lebhafte Erinnerungen, hervorgerufen durch die Räume, wo wir uns befanden, traten mir vor die Seele. „Ich erinnere mich," bemerkte ich unter Anderem zum König, „daß ich im

Frankreich hatte in einem verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum die Phasen der gesellschaftlichen Umwälzung durchgemacht. Man kann diese Phasen zwischen den Jahren 1789 und 1814 in drei Epochen theilen: die erste von 1789 bis 1792 war die des Sturzes Jahrhunderte alter Institutionen und der Schöpfung eines nach den Wahnideen des achtzehnten Jahrhunderts gemodelten Freistaates; die zweite von 1792 bis 1804 war der Versuch einer republikanischen Regierung; das Kaiserreich endlich hat zwischen den Jahren 1804 und 1814 den Zweck erfüllt, den das umfassende Genie Napoleon's sich vorgesetzt hatte, Frankreich wieder auf monarchische Grundlagen zu stellen.

Mit Ausnahme eines kleinen Bruchtheiles von unverbesserlichen Schwärmern zählte die republikanische Regierungsform keine Anhänger im Lande, sie waren verschwunden, zuerst in Folge der Schreckensherrschaft, die sich auf den Trümmern des Thrones, der alten Institutionen des Landes und Alles dessen erhoben hatte, was die Regierungen der Ludwige XIII. und XIV. und den sittlichen Verfall, wie die Regierungs-Unordnungen der Regentschaft und der Periode Ludwig's XV. überdauert hatte, und dann in Folge der Verworfenheit und Schwäche des Directorial-Regiments. Die Regierungsform, welche Napoleon eingeführt, sagte ganz Frankreich zu, aber es war der Kriege müde, von denen es kein Ende absehen konnte. Die Rückkehr der Bourbons war keineswegs in dem Sinn ersehnt, den die Royalisten — eine im Lauf der sechsundzwanzig Jahre unendlich zusammengeschmolzene Partei — diesem Gefühle beilegten. Sie war es von den Freunden der öffentlichen Ordnung und des politischen Friedens, das heißt von der ungeheuren Mehrheit der Nation, die zu allen Zeiten und in allen Ländern die wahren Interessen des Vaterlandes in ihren Berechnungen vorangestellt hat.

---

Jahre 1810 in eben diesem Salon, hier an der gleichen Stelle mit Napoleon gesessen bin und daß Napoleon, als wir auf die Bourbons zu sprechen kamen, mir Folgendes sagte: „Savez vous pourquoi Louis XVIII n'est point assis ici en face de Vous? Ce n'est que parceque j'y suis assis Moi. Tout autre n'aurait pas pu s'y soutenir, et si jamais je devais disparaître par suite d'une catastrophe nul autre qu'un Bourbon ne pourrait s'asseoir à cette place!"

Nicht also in dem öffentlichen Geiste lagen die wahren Schwierigkeiten für das Königthum beim Wiederantritt der Regierung; sie lagen in der Verhaltungslinie, die es eingeschlagen. Die Rückkehr zu dem, was man das „alte Regime" nannte, war unmöglich, denn es war davon nichts mehr übrig als die Erinnerung an die Ursachen seines Verfalles. Auch haben die Bourbons nie daran gedacht, und selbst die Benennung war zu keiner Zeit etwas Anderes als ein den Bourbonen von ihren Feinden angeheftetes Brandmal, um die Massen zu schrecken*).

---

*) Das Manuscript „Zur Geschichte der Allianzen" ist hier zu Ende. Das folgende neunte Capitel ist wiederum dem Texte des „Leitfadens ꝛc." entnommen.
D. H.

## Neuntes Capitel.

# Anbruch der Friedens-Aera.

Charakter des ersten Pariser Friedens. — Reise nach England. — Rückkehr nach Wien. — Deutscher Bund. — Wiener Congreß. — Napoleon's Flucht von Elba. — Rückblick auf den Wiener Congreß. — Episode aus den hundert Tagen. — Project der Erhebung des Königs von Rom auf den Kaiserthron Frankreichs. — Die Schlacht von Waterloo. — Der Bonapartismus. — Louis XVIII. — Der zweite Pariser Friede. — Genesis der heiligen Allianz. — Das Bild Oesterreichs. — Mangel eines Namens für das Reich. — Kaiserkrönung. — Verzicht Oesterreichs auf die österreichischen Niederlande und die ehemaligen österreichischen Vorlande. — Moralische Pentarchie..

Ich würde die Grenzen, welche ich der gegenwärtigen Arbeit vorgezeichnet habe, überschreiten, wollte ich in Details der Verhandlungen eingehen, die dem Abschluß des Friedens vom 30. Mai 1814 vorangingen.

Der Friedensschluß selbst trug das Gepräge der Mäßigung der Monarchen und ihrer Kabinete, einer Mäßigung, die nicht aus Schwäche entsprang, sondern aus dem Vorsatze, Europa einen dauernden Frieden zu sichern. Die Lage war eine von jenen, wo das Zuviel der Erreichung des Zweckes größere Gefahren bereitet als das Zuwenig.

Nur eine auf festen Grundlagen ruhende Berechnung kann das Gelingen einer Unternehmung sichern. Der mit Frankreich zu schließende Friede konnte nur unter dem Gesichtspunkte entweder einer an dem Lande zu nehmenden Rache oder des möglichsten politischen Gleichmaßes unter den Mächten in's Auge gefaßt werden. Daß der Kaiser Franz in vollständigster Uebereinstimmung mit meiner Ueberzeugung die Lösung der großen Aufgabe in der letzteren dieser beiden Richtungen verfolgte, das war durch die Bedingungen, unter welchen Oesterreich der Allianz beigetreten, klar gelegt worden. Die Verwerfung des Systems der

Eroberung und die Aufstellung des Systems der Restitutionen und Aequivalente zur Wiederaufrichtung der Reiche und Staaten mußte in dieser Beziehung jeden Zweifel beseitigen. Daß das kaiserliche Kabinet durch diese Auffassungsweise der gemeinsamen Aufgabe mit allen politischen Schwindlern in Kampf gerathen und mit den unvermeidlichen Sondergelüsten einzelner Regierungen in Gegensatz treten werde, dies hatte ich mir in Aussicht gestellt, ohne mich jedoch hiedurch in meinem Gange beirren zu lassen. Gleichwie der Beitritt Oesterreichs zur Quadrupel-Allianz die principielle Grundlage für den Pariser Frieden gebildet hatte, ebenso bezeichnete hinwiederum dieser Friedensact die Grundlagen für die dem Wiener Congreß vorbehaltene schwere Aufgabe.

Ich begab mich nach der Unterzeichnung des Pariser Friedens[77]) mit dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen nach England, um dem Prinz-Regenten die Entschuldigungen des Kaisers Franz, daß er diese Reise nicht unternehme, zu überbringen. Auch rief mich eine persönliche Einladung des Prinz-Regenten dahin. Zwanzig Jahre waren seit meinem ersten Besuche in diesem Lande und meiner persönlich gemachten Bekanntschaft mit dem damaligen Prinzen von Wales verflossen. Ich wünschte England wieder zu sehen, die Eindrücke, welche der Umschwung der politischen Lage des Continents dort nothwendig erzeugt haben mußte, mit eigenen Augen zu schauen und zugleich mit dem englischen Kabinete vorbereitende Rücksprache in Ansehung der auf dem Congreß bevorstehenden Verhandlungen zu pflegen.

Nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit traf ich in Wien am 18. Juli wieder ein[78]. Der moralische Eindruck, den mir die Stimmung des Reiches machte, war kein erhebender, aber doch insofern lohnend, als er mir die Ueberzeugung gewährte, die politische Linie, welche ich verfolgte, sei in Bezug auf die Lage des eigenen Reiches sowohl, als im Interesse der Sicherung eines langen allgemeinen Friedens vollkommen richtig gezogen. Oesterreich lag in den Nachwehen eines zweiundzwanzigjährigen Krieges und empfand die Zerrüttung seiner Lebensquellen. Der sich stets durch Nüchternheit auszeichnende Sinn der Völker Oesterreichs hatte in der Verbindung einer Tochter des Kaisers mit Napoleon ein Unterpfand des Friedens zu finden geglaubt und

sich nur mit Mühe in die neuen Kriegsgeschicke gefügt. Das wahre Ende dieser Geschicke hatte in den Augen der Bevölkerungen keinen anderen Werth als den einer zweiten nur in ihrer Ausstattung veränderten Auflage des früheren Friedenswerkes.

Welchen durchgreifenden Unterschied bot hierin nicht die Lage Preußens im Vergleich mit jener Oesterreichs dar? Phantasten allein konnten beide Lagen einander gleichstellen, und zu den Phantasten habe ich nie gehört. Das Gebiet, auf welchem den Männern dieses Schlages bei dem Beginn des Congresses das weiteste Feld offen stand, war das deutsche und in dieser Ueberzeugung waren meine Blicke während der Wochen, welche der Eröffnung des Congresses vorhergingen, unablässig dieser Richtung zugewendet.

Ich habe bereits des Ausspruches des Kaisers, daß ein deutscher politischer Körper in der Form eines Bundes in's Leben zu rufen sein werde, Erwähnung gethan und hervorgehoben, wie dieser Bestimmung der geschichtliche Werth einer Conditio sine qua non für den Beitritt Oesterreichs zur Allianz beigelegt wurde. Die von mir zu verfolgende Richtung war sonach klar vorgezeichnet. Es handelte sich nur um die Wahl der Mittel zur Erreichung des Zweckes. Diese Aufgabe wurde in hohem Grade erschwert durch die ihr widerstrebenden Gewalten. In erster Reihe standen die Sonderbestrebungen Preußens; die Scheu der deutschen Fürsten vor jeder Beschränkung ihrer Souverainetätsrechte; dann im nördlichen Deutschland und in den Rheingebieten die seit dem Jahre 1806 aufgetauchten Aspirationen, welche theils in ausgesprochen demokratischer Richtung sich bewegten, theils nur durch die Benennung „deutschthümelnder Gelüste" bezeichnet werden konnten. In dem Kampfe, der sich entspann, spielte die aristokratisch-demokratische Richtung im Geiste des Freiherrn v. Stein[79]) eine eigene und hervorragende Rolle. Unter allen Parteien war wohl diese am meisten gespalten und uneins in Betreff des Zieles sowohl als der Mittel. Auf Partei-Eingebungen nahm ich keine andere Rücksicht, als mir deren Vorhandensein gegenwärtig zu halten und mit verdoppelter Kraft unserem eigenen Gange die Richtung zu bewahren.

Ich berief zu einer Berathung über die deutschen Fragen die wenigen noch zu Wien lebenden Geschäftsmänner aus der Kaiserzeit,

überzeugte mich aber bald, daß ich in denselben lediglich nur eine archivalische Hilfe finden könne. Ich faßte sonach den Entschluß, vor der Hand meine Stellung unverrückt auf den summarischen Grundlagen des Bundes zu nehmen, für seine nähere Gestaltung aber die Verhandlungen unter den deutschen Abgeordneten am Congresse abzuwarten.

Am 3. November 1814 fand dessen Eröffnung in einer den Erwartungen des schaulustigen Publicums nicht entsprechenden prunklosen Conferenz statt*).

Die Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten und Länder ersuchten mich, die Oberleitung der Verhandlungen zu übernehmen. Ich unterzog mich diesem Geschäfte in der Ueberzeugung, daß die dem Congresse gestellten Aufgaben nur in einer geregelten Reihenfolge unter strenger Beseitigung alles Nichtnöthigen und klarer Auffassung alles Dessen, was Zeit und Umstände erheischten, gelöst zu werden vermochten. Ich stellte den Antrag auf eine Geschäftsordnung, welche zu umfassen hatte:

a) Die Berathungen unter den Mitgliedern der Quadrupel-Allianz und Frankreichs unter der Bezeichnung des Comité des cinq Puissances;

b) die Versammlung der Bevollmächtigten dieser fünf Mächte mit denen von Spanien, Portugal und Schweden in erweiterter Form unter der Benennung der Assemblée des huit Cours und deren Berührungen mit den Vertretern der übrigen Staaten;

c) die Errichtung einer der Regelung der deutschen Zustände speciell gewidmeten, aus Bevollmächtigten der deutschen Staaten zu bildenden Commission.

Diese Geschäftsform wurde angenommen und unter ihrem Schirm ward die schwere der Versammlung auferlegte Aufgabe ihrer Lösung zugeführt.

Die Geschichte des Congresses steht in den Acten und in dessen Ergebnissen geschrieben; für sie ist in diesen Blättern nicht Raum[80]),

*) Im Publicum hatte die Kunde Eingang gefunden, die Sitzungen der Congreß-Bevollmächtigten würden in dem großen Redoutensaale in der kaiserlichen Burg stattfinden und auf die den Saal umgebenden Galerien dem Publicum Zutritt gestattet werden.

und wenn das Werk des Congresses das Schicksal aller Weltbegebenheiten erfahren hat, wenn es der Kritik befangener und dem Tadel oberflächlicher Geister nicht entgangen ist, so dürfte zur Schätzung des Werthes der Congreß-Verhandlungen wohl die Betrachtung genügen, daß aus ihnen die Grundlagen des jetzt in's achtunddreißigste Jahr reichenden politischen Friedens hervorgegangen sind, und daß die wesentlichsten Aussprüche desselben nicht nur den Stürmen, welche sich in der Zwischenzeit erhoben, Trotz zu bieten, sondern selbst die Umwälzungen des Jahres 1848 zu überleben vermochten*).

Die am 7. März 1815 eingelangte Kunde von der Abreise Napoleon's von der Insel Elba trug viel zur Beschleunigung der erst im Zuge befindlichen Congreß-Verhandlungen und insbesondere zur schleunigeren Verständigung der deutschen Höfe über die Bundes-Acte bei. Der Hergang der Sache war der folgende, und wenn ich ihn zu Papier bringe, so war der Krieg in einem kaum längeren Zeitraum entschieden als ich dessen bedarf, um das Geschichtliche hier niederzuschreiben.

Die erste Kunde der Entfernung Napoleon's von Elba habe ich und zwar auf nachstehende Weise erhalten. Eine Conferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meiner Wohnung in der Nacht vom 6. auf den 7. März bis nach 3 Uhr Früh erstreckt. Da die Kabinete zu Wien vereint waren, so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, wenn Couriere spät Nachts ankämen, mich nicht im Schlafe zu stören. Ungeachtet dieses Befehles brachte mir derselbe gegen sechs Uhr Früh eine mittelst Estafette eingelangte als dringend bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Couvert die Worte „vom k. k. General-Consulate in Genua“ las und kaum zwei Stunden zu Bette war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den nebenstehenden Nachttisch und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal ge-

*) Das Witzwort des Feldmarschalls Fürsten de Ligne „le Congrès danse mais ne marche pas“ hat die Runde in den Zeitschriften gemacht. Wien zählte während des Congresses eine bedeutende Zahl fürstlicher Häupter mit zahlreichem Hofgefolge und eine Menge Touristen in seinen Mauern. Daß der kaiserliche Hof für gesellschaftliche Erholung Sorge trug, lag in seiner Pflicht; daß die Festlichkeiten [81]) mit den Congreßarbeiten nichts gemein hatten und diese nicht beeinträchtigten, davon liefert wohl der im kurzen Verlauf von fünf Monaten geschlossene Congreß einen thatsächlichen Beweis.

stört, wollte der Schlaf sich nicht mehr einfinden. Gegen 7½ Uhr Morgens entschloß ich mich, die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige: „der englische Commissär Campbell sei soeben in dem Hafen erschienen, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe erblicken lassen, denn von der Insel Elba sei er verschwunden; worauf in Folge der verneinenden Antwort die englische Fregatte ungesäumt wieder in die See gestochen sei".

In wenigen Minuten war ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiser. Derselbe las den Bericht und sprach ruhig und gefaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen, das ist seine Sache, die unsere ist, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden."

Um 8¼ Uhr war ich bei dem Kaiser Alexander, welcher mich mit denselben Worten beschied wie der Kaiser Franz. Um 8½ Uhr erhielt ich die gleichlautende Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm III. Um 9 Uhr war ich wieder zu Hause, wohin ich bereits den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Aufforderung die Minister der vier Mächte bei mir ein. Um dieselbe Stunde waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, um den rückziehenden Armee-Abtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen.

So war der Krieg in weniger als einer Stunde beschlossen. Als sich die Minister bei mir einfanden, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der Erste, der eintrat; ich gab ihm den Bericht aus Genua zu lesen. Er blieb kalt und zwischen uns fand das folgende lakonische Gespräch statt:

Talleyrand: „Savez vous où va Napoléon?"

Moi: „Le rapport n'en dit rien."

Talleyrand: „Il débarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse."

Moi: „Il ira droit à Paris."

Das ist die Geschichte in ihrer ganzen Einfachheit. —

Als ein Stein des Anstoßes in der Regelung der deutschen Territorialfragen hatte sich die zu Kalisch zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen in Betreff der Incorporation des Königreichs Sachsen in die preußische Monarchie geschlossene Uebereinkunft auf dem Wiener Congreß dargestellt[82]). Als endlich die Mächte in dieser wichtigen Frage unter sich zur Einigung gelangt waren, die Einwilligung des Königs von Sachsen aber noch ausstand, traf in Wien die Nachricht von dem eben erwähnten Ereignisse der Flucht Napoleon's ein. Der Congreß übertrug dem Herzog von Wellington, dem Fürsten Talleyrand und mir die Mission, die Zustimmung des zu Preßburg befindlichen Königs Friedrich August zu erlangen. Wir verfügten uns zu dem hart bedrängten Fürsten und beendigten in wenigen Stunden das uns übertragene Geschäft.

Als einen die Zeit charakterisirenden Fall führe ich an, daß der Herzog von Wellington am Tage unserer Rückreise nach Wien in Preßburg der Defilirung eines Kürassier-Regimentes beiwohnte, welches nach dem Rhein abzog, von dessen Durchmarsch durch Wien nach Ungarn der Herzog gleichfalls Zeuge gewesen war[83]).

Indem ich einen ganz unbefangenen Rückblick auf die Ergebnisse des beendeten Congresses werfe, sei es mir gestattet mit treuer Wahrheit einige Worte zu sagen:

Der der französischen Revolution eigenthümliche Charakter ist seit ihrem Anbeginn vor Allem der sociale gewesen. Der politische Charakter derselben, welcher in Napoleon zu seinem höchsten Ausdrucke gelangte, war ihr in ihrem Entstehen fremd. Während Napoleon sich bemühte, Frankreich wieder zur innern Ordnung zurückzuführen, kannte seine Herrschsucht keine Grenzen.

Der von ihm nicht in Rechnung gestellte Widerstand, welchen die Gewalt der Dinge seinem unter irrigen Voraussetzungen unternommenen Kriege gegen Rußland entgegensetzte, hatte eine Verständigung unter den Mächten zur Folge, welche in den früheren Kriegen mit der Republik und dem französischen Kaiserreich nicht zu Stande gekommen war und die Napoleon als nie erreichbar ansah. Daß der Kaiser Franz sich durch den für den Welteroberer verhängnißvollen Ausgang des Feld-

zuges in Rußland nicht über die Größe der Aufgabe täuschen ließ, welche zur Erreichung eines Zustandes gesicherter politischer Ruhe auf dem Continente noch zu lösen war, hat die That bewiesen. Daß nach dem Sturze Napoleon's der politische Wiederaufbau ein schweres Unternehmen sein würde, war eine nahe liegende Erwägung für den Kaiser wie für mich, und in unseren Ansichten und Gefühlen hatte eine zu tief begründete Verwerfung aller aus bloßer Gemüthsbewegung hervorgehenden Unternehmungen Wurzel gefaßt, um dem Werke, dessen Vorläufer die Siege der Allianz und dessen Ergebniß der Pariser Friede war, nicht dasselbe Gepräge ruhiger Ueberlegung aufzudrücken, welches unsern Gang in der vorbereitenden Epoche bezeichnet hatte.

Daß endlich das Congreßwerk ein vielfach angefochtenes sein werde, wenn dasselbe sich inner der Grenzen einer nüchternen Berechnung hielte, war uns nicht zweifelhaft. Die längste Epoche politischen Friedens, deren Europa jemals genossen, würde jedoch hinreichen, das Gewissen des verklärten Monarchen und das seines Gehilfen zu beruhigen, hätte nicht überdies das Congreßwerk selbst die Feuerprobe der Jahre 1848 und 1849 siegreich bestanden!

Die Geschichte der hundert Tage hatte den Werth einer Episode, zu deren Beleuchtung ich nur einen Zwischenfall heraushebe.

Als Napoleon nach seiner Rückkehr nach Paris dem früheren Polizeiminister Fouché diesen Posten wieder übertragen hatte, trat der Letztere auf's Neue in die Fußstapfen seiner früheren Handlungsweise, welche ein seltsames Gemisch von Unterwürfigkeit unter die Absichten des Kaisers und von Auflehnung gegen dieselben bildete. Fouché, dessen unleugbar tiefe Einsicht in die Lage Napoleon's und Frankreichs, sowie in die Stellung der Mächte, der Rückkehr Napoleon's auf den französischen Kaiserthron keine Aussicht auf einen endlichen Sieg zugestand, sendete mir einen geheimen Agenten nach Wien mit dem an den Kaiser Franz gerichteten Antrage, den König von Rom als Kaiser verkünden zu lassen und mit dem Ersuchen an mich, einen Abgeordneten nach Basel zur Verständigung über die Ausführung des Unternehmens abzuordnen. Wie ferne der Kaiser Franz von einem ähnlichen Schritte bleiben werde, darüber konnte sich nur der französische Polizeiminister täuschen. Der Kaiser befahl mir, von dem Vorhaben dem Kaiser

Alexander und dem König Friedrich Wilhelm Mittheilung zu machen und es ihrem Urtheile anheimzustellen, nicht ob der Idee Folge zu geben sei, sondern ob die Absendung eines Vertrauten zur Aufklärung der Absichten des Antragstellers stattfinden solle. Die beiden Monarchen riethen zu diesem Schritte. Ich übertrug einem Beamten meines Departements, sich dem Geschäfte zu unterziehen, unterrichtete ihn bezüglich des Erkennungszeichens und ertheilte ihm die Instruction, Alles anzuhören und Nichts zu erwiedern. Die Agenten trafen sich zur bestimmten Stunde und trennten sich nach kurzer Zeit, weil Keiner dem Andern etwas zu eröffnen hatte. Später hat sich herausgestellt, daß Napoleon Kenntniß von dem Schritte seines Polizeiministers erhalten hatte und an Stelle des Vertreters Fouché's einen eigenen kaiserlichen Agenten nach Basel geschickt hatte[84]). Diese Geschichte hat Eingang in die Memoiren der Zeit gefunden und Stoff zu dem Gerücht eines zwischen Napoleon und dem Kaiser Franz eingeleiteten Verständnisses geboten. Und so wird Geschichte geschrieben!

Die Schlacht von Waterloo hatte den letzten Ausspruch über das Schicksal Napoleon's gefällt. Hätte diese Schlacht auch nicht den Ausgang gehabt, den ihr die eiserne Festigkeit des britischen Heerführers und die muthige Hilfe des Feldmarschalls Blücher errungen, so wäre doch die Sache Napoleon's nicht minder unrettbar verloren gewesen. Die über den Rhein heranziehenden österreichischen und russischen Armeen mit den deutschen Bundes-Contingenten würden Frankreich überschwemmt haben, dessen frühere Kraft unter dem Kaiserthum in Folge der vernichtenden Concessionen, welche Napoleon im Verlauf der hundert Tage der Revolution zu machen sich genöthigt sah, vollständig gebrochen war. In Frankreich war der Bonapartismus nur im Heere und in einzelnen Anhängern vom Civilstande noch wach. Das Land seufzte im Jahre 1815 wie im vorhergegangenen nur nach Ruhe. Hätte in Ludwig XVIII. ein anderer Geist geherrscht, so würde die Dauer der Bourbonischen Könige eine längere gewesen sein. Mein Gefühl in dieser Beziehung ist nicht das Erzeugniß der späteren Zeit gewesen, ich habe es nach der ersten Rückkehr Ludwig's XVIII. gegen den König selbst in dem kurzen Satze ausgesprochen: „Votre Majesté croit fonder la Monarchie; Elle se trompe, c'est la révolution qu'Elle prend en sous oeuvre!"

Aehnliches erlaubte ich mir, dem König nach seiner zweiten Rückkehr zu wiederholen. Ludwig XVIII. war mit vielem Geiste begabt, der aber eine mehr theoretische als praktische Richtung hatte. Er bestieg im Jahre 1814 den Thron, noch von jenen Ansichten beherrscht, welche ihn als Vorsitzenden einer Abtheilung der Assemblée des Notables eine Rolle hatten spielen lassen, und in welche während seiner Emigration Elemente der école anglaise eingedrungen waren, durch die seit Montesquieu's Zeiten so viele Geister in Frankreich in Verwirrung gerathen sind.

Der zweite Pariser Friedensschluß bildet das Complement des ersten und unterschied sich von diesem nur dadurch, daß die Mächte mit der Abnahme einiger Grenzpunkte, mit der Rückstellung der dem Auslande während der Revolutionskriege geraubten Kunstschätze und mit der Auferlegung einer Contribution nebst der zeitweiligen Besetzung einiger Departements zur Sicherstellung der innern Ruhe und des alten Thrones in Frankreich, soweit dies eben durch fremde Kräfte möglich war, dem Lande eine Lehre geben wollten.

Während der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens bat mich der Kaiser Alexander zu sich, um mir zu eröffnen, daß er mit einem großen Unternehmen beschäftigt sei, worüber er sich vor Allem mit dem Kaiser Franz besprechen müsse. „Es gibt Dinge," fuhr der Kaiser fort, „über welche das Gefühl entscheiden muß, und Gefühle stehen unter dem Einfluß persönlicher Stellungen und Lagen. Dieselben wirken unabweisbar auf die Individuen ein. Gälte es ein Geschäft, so würde ich Sie zu Rathe ziehen, die Sache jedoch, von der ich spreche, steht auf einem Gebiete, wo nicht die Minister, sondern die Monarchen allein den Ausspruch zu fällen in der Möglichkeit sind. Sagen Sie dem Kaiser Franz, daß ich mit ihm über einen Gegenstand zu sprechen wünsche, über den ich mich nur gegen ihn erklären kann. In seinem Rechte wird es dann liegen, Ihren Rath, lieber Fürst, einzuholen."

Nach Verlauf einiger Tage ließ mich der Kaiser Franz zu sich rufen und gab mir kund, daß er am frühen Morgen desselben Tages in Folge erhaltener Einladung zu einer persönlichen Besprechung über einen höchst wichtigen Gegenstand den Kaiser Alexander besucht habe.

„Den Gegenstand werden Sie," fügte Seine Majestät bei, „aus der Schrift kennen lernen, welche er mir zur eindringlichsten Beachtung übergab. Sie wissen, daß ich mich nicht gern über ein Ding äußere, ohne dessen Werth oder Unwerth geprüft zu haben. Ich habe deshalb den vom Kaiser Alexander eigenhändig geschriebenen Aufsatz angenommen und meine Ansicht darüber auszusprechen mir vorbehalten. Lesen und prüfen Sie denselben, und sagen Sie mir dann Ihre Meinung über das Actenstück, das mich keineswegs anspricht, dessen Inhalt vielmehr in mir recht ernste Bedenken erweckt."

Es bedurfte meinerseits keiner strengen Prüfung, um dem Aufsatze den Werth und alleinigen Sinn einer in religiöses Gewand eingekleideten philanthropischen Aspiration beizulegen, welche nicht den Stoff zu einem zwischen den Monarchen abzuschließenden Vertrage darbot und manche Sätze enthielt, die selbst zu religiösen Mißdeutungen Anlaß geben könnten.

In solcher Würdigung des Vertragsprojectes begegneten die Ansichten des Kaisers Franz den meinigen, und da Kaiser Alexander dem Kaiser Franz gesagt hatte, daß er das Actenstück auch dem Könige von Preußen mittheilen werde, befahl mir Seine Majestät, mich zu dem Könige zu begeben und dessen Meinung über dasselbe einzuholen. Ich fand auch den König im Einklang mit der Ansicht des Kaisers Franz, nur äußerte jener ernste Bedenken rücksichtlich der gänzlichen Verwerfung der Ideen des russischen Monarchen. Doch verständigten wir uns über die Unmöglichkeit der Ausfertigung des Actes ohne einige absolut nothwendige Veränderungen des Textes. Selbst damit war Kaiser Franz nur halb einverstanden.

Mir wurde in Folge dessen von beiden Monarchen der Auftrag, mich als deren gemeinschaftlicher Bevollmächtigter zum Kaiser Alexander zu begeben. In einer mehrstündigen Unterredung gelang es mir, nicht ohne große Mühe, den Verfasser des Projectes für die Nothwendigkeit der Umwandlung mehrerer Sätze und des gänzlichen Weglassens einzelner Stellen zu gewinnen.

Ich gab Seiner Majestät, meinem kaiserlichen Herrn, Rechenschaft von den Einwendungen, welche ich dem Kaiser Alexander gegen das zum mindesten unnütze Unternehmen ohne Hehl vorgetragen hatte,

sowie von der Vorhersagung der hämischen Auslegung, welcher dasselbe nicht entgehen werde.

Kaiser Franz erklärte sich damit einverstanden, entschloß sich aber trotz seiner natürlichen Abneigung auch gegen den modificirten Entwurf, den hiernach punktirten Vertrag zu unterzeichnen, aus Gründen, denen ich meinerseits nichts entgegenzustellen vermochte.

Dies ist die Geschichte der heiligen Allianz, welche selbst in dem befangenen Sinne ihres Urhebers keinen anderen Zweck hatte als den einer moralischen Manifestation, während sie in den Augen der anderen Aussteller des Documentes auch dieses Werthes entbehrte und folglich keine der Auslegungen verdient, die sie durch den Parteigeist in der Folge erfahren hat.

Den unwiderlegbarsten Beweis der Richtigkeit dieses Thatbestandes dürfte wohl der Umstand bieten, daß in der ganzen Folgezeit niemals der Fall eintrat, wo zwischen den Kabineten Erwähnung der „heiligen Allianz“ gemacht worden wäre, noch selbst hätte gemacht werden können. Nur die den Monarchen feindlichen Parteien benützten den Act als eine Waffe zur Verläumdung der reinsten Absichten ihrer Gegner.

Die „heilige Allianz“ war nicht eine Stiftung zur Niederhaltung der Volksrechte, zur Beförderung des Absolutismus und irgend einer Tyrannei. Sie war lediglich der Ausfluß einer pietistischen Stimmung des Kaisers Alexander und die Anwendung der Grundlagen des Christenthums auf die Politik.

Aus einer Verbindung religiöser und politisch-liberaler Elemente hat sich unter dem Einfluß der Frau v. Krüdener und des Herrn v. Bergasse die Idee der „heiligen Allianz“ entwickelt. Niemand ist genauer als ich in der Kenntniß aller auf dieses „lauttönende Nichts“ bezüglichen Verhältnisse. —

Zum Schluß sei es mir gestattet, einen flüchtigen Blick auf die österreichische Monarchie zu lenken, und das Bild dieses Reiches, welches in seiner inneren Gestaltung dem Ausland gegenüber den Charakter einer terra incognita trug, in kurzen Zügen darzustellen.

Das Reich, welches erst seit dem Jahre 1806 den Namen des österreichischen Kaiserthums angenommen hat, gleicht keinem anderen weder in seinem Entstehen noch in seiner Ausbildung. An die Ostmark

des Reiches haben sich unter dem Hause Habsburg viele durch Nationalität und Geschichte unter sich getrennte Gebiete angeschlossen, die, mit geringen Ausnahmen, nicht im Wege der Eroberung, sondern durch Erbfolge, Heirats-Verträge und freiwillige Unterwerfung im Laufe von Generationen diesem Herrscherhause einen großen Besitzstand mit eigenen Rechten und Vorbehalten der einzelnen Theile zugeführt haben. Daß diese Rechte und Vorbehalte von den Herrschern in der Regel aufrecht erhalten wurden, wo sie nicht von den einzelnen Reichstheilen verwirkt wurden, das ist eine Wahrheit, welche der Parteigeist und politische Strebungen des Auslandes wohl angreifen können, aber zu vernichten nicht vermögen. Gilt diese Behauptung für die Regenten aus dem Hause Habsburg-Lothringen im Allgemeinen, so bildet die Regierungsperiode des Kaisers Josef II. eine Ausnahme in der Geschichte Oesterreichs, deren Folgen den Absichten dieses Monarchen nicht nur nicht entsprachen, sondern eine denselben geradezu entgegengesetzte Beschwerniß für das Reich und dessen Regierung herbeigeführt haben[85]).

Aus der eigenthümlichen Herausbildung des Gesammtreiches, vereint mit der im Verlauf von Jahrhunderten ununterbrochenen Reihenfolge der Herrscher über diesen Länder-Complex auf dem römisch-deutschen Kaiserthrone, ging der höchst sonderbare Mangel eines Namens für dieses Ganze hervor, ein Abgang im allgemeinen Sprachgebrauch, der sich in der Bezeichnung das „Haus Habsburg" oder das „Haus Oesterreich" kundgab. Dieser Fall steht einzig in der Geschichte aller Staaten da, denn in keinem anderen Lande ist im gemeinen und noch weniger im diplomatischen Herkommen der Name der herrschenden Familie statt des Namens des Landes in Gebrauch gewesen. Erst im Jahre 1806 hat der Kaiser Franz gleichzeitig mit dem Erlöschen der deutschen Kaiserwürde seinem Reiche den Namen „das Kaiserthum Oesterreich" beigelegt, welche Bezeichnung keine willkürlich gewählte, sondern eine nothgedrungene war und dem Reiche den Anschein nahm, als ruhte der Verband seiner Theile mit dem Ganzen und untereinander nur auf einer Personal-Union.

Die Kaiserkrönung sollte den Schlußstein des neuen Gebäudes bilden. Diese durch das Patent 1806 vorgesehene Bestimmung unterblieb im Drang der Zeiten. Später haben sich zwei Momente eingestellt, das

Versäumte nachzuholen: der des allgemeinen Friedens und jener der Thronbesteigung des ersten Nachfolgers des Errichters des österreichischen Kaiserthums. In beiden Momenten, im Jahre 1815 wie im Jahre 1835, habe ich zu Gunsten der Kaiserkrönung meine Stimme erhoben. Meiner Ansicht nach hatten Deputationen der ständischen Körper aus allen Theilen der Monarchie der Kaiserkrönung beizuwohnen und hiedurch einen Act gemeinsamer Huldigung gegenüber dem gemeinsamen Oberhaupte des Reiches zu vollbringen, wogegen ihnen die Zusicherung der Aufrechthaltung der Verfassungsrechte der einzelnen Länder zu Theil werden sollte.

Das Kaiserthum Oesterreich, ohne ein Föderativstaat zu sein, trug nicht minder die Vortheile wie die Nachtheile der Föderativ-Gestaltungen. War der Chef des Hauses im modernen Sinn des Wortes absolut, so erlitt dieser Begriff hinsichtlich der Kronen, die derselbe auf seinem Haupte vereinigte, je nach dem ungleichen Ausmaße der Verfassungen der einzelnen Länder eine Beschränkung der souverainen Gewalt. Daß diese Lage zu den eigenthümlichsten gehörte, unterliegt keinem Zweifel, und daß sie selbst eine unhaltbare gewesen wäre, hätte ihr nicht die gewichtigste der Gewalten, das Interesse des Vereinigtseins der das Reich bildenden Theile, zu Grunde gelegen, ist nicht weniger sicher. Diese dem Kaiser und mir lebendig vorschwebenden Thatbestände übten einen durchgreifenden Einfluß auf die Reconstruction des Reiches in den Jahren 1813 bis 1815 aus.

Die Einbeziehung der ehemaligen österreichischen Niederlande und der vormaligen unter der Bezeichnung der österreichischen Vorlande bekannten deutschen Gebiete in den Verband des österreichischen Kaiserstaates würde in den eben erwähnten Jahren nicht nur keinen Einspruch erlitten haben, sondern die Wiedervereinigung Belgiens mit demselben war aus natürlichen politischen Gründen von Seite der alliirten Mächte sogar gewünscht. Wir wiesen sie in Folge einer nicht allein auf unser Reich sich beziehenden, sondern auf das Friedenswerk selbst gestützten Betrachtung von der Hand. Wir wollten unser Reich ohne directe Berührung mit Frankreich hinstellen und hiedurch den Kämpfen ein Ende machen, welche sich durch mehr als drei Jahrhunderte in Folge dieser Berührung zwischen den beiden benachbarten Reichen

fortgesponnen hatten. Denn Frankreich ist das Land, wo sich Neuerungen aller Art zwar am leichtesten Eingang zu verschaffen wissen, wo aber auch altgewohnte Eindrücke am längsten dauern. Eben aus letzterer Ursache wurde die veränderte Situation Oesterreichs und Frankreichs nach der Rückkehr des alten Königshauses auf den französischen Thron weder im Volkssinn noch selbst im Kabinete beachtet und die Kämpfe zwischen Frankreich und dem Hause Oesterreich schwirrten in vielen Geistern als wäre die geographische Stellung der beiden Reiche noch dieselbe wie zu den Zeiten Franz' I. und Ludwig's XIV...

Der Congreßact hatte für die Besitzstände der Reiche und der Staaten feste Grundlagen aufgestellt. Die vier Mächte, welche durch ihr siegreich durchgeführtes Einverständniß Frankreich in seine alten Grenzen zurückgewiesen hatten, nahmen die in ihre früheren Rechte wieder eingesetzte französische Krone in ihre Gemeinschaft auf. Aus der in Folge der Erreichung ihrer politischen Zwecke aufgelösten Quadrupel-Allianz entstand eine moralische Pentarchie, deren Befugnisse später auf dem Aachener Congreß festgestellt, principiell begrenzt und in ihrer Handlungsweise geregelt wurden.

Die Grundlagen für einen dauernden Frieden waren hiemit für Europa, soweit dies möglich war, gesichert[86].

---

# Anmerkungen des Herausgebers.

[1]) zu Seite 7. Die autobiographische Denkschrift ist aus zwei, eigentlich aus drei Bestandtheilen oder Fragmenten zusammengesetzt, die sich jedoch durch einfache Aneinanderreihung und Einschaltung der verschiedenen Originaltexte derart ergänzen, daß sie zusammen für die erste Lebens-Epoche Metternich's, d. i. vom Jahre 1773 bis 1815, ein vollständiges Ganze bilden. Diese Bestandtheile sind:

A. Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens, eine Denkschrift, niedergeschrieben vom Fürsten-Staatskanzler für sein Familien-Archiv im Jahre 1844. Dieselbe bricht im Jahre 1810 plötzlich ab. (Siehe Seite 7 bis 109.) Daran reiht sich als Fortsetzung

B. Leitfaden zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise während des Verlaufes meines Ministeriums von 1809 bis 1848, eine gleichfalls für das Familien-Archiv verfaßte Denkschrift Metternich's aus dem Jahre 1852, welche als Fortsetzung der im Jahre 1844 unvollendet gebliebenen „Materialien" anzusehen ist und an letztere einfach angeknüpft werden konnte mit bloßer Weglassung von Wiederholungen bereits bekannter Thatsachen. (Siehe Seite 110 bis 137, dann Seite 205 bis Schluß.)

C. Zur Geschichte der Allianzen 1813 bis 1815, ein Manuscript Metternich's aus dem Jahre 1829, das ursprünglich zur Veröffentlichung bestimmt war, aber nicht dazu gelangte. Obgleich nicht ganz fertig geworden (es fehlt das Jahr 1815), ist diese Schrift doch für die wichtigen Jahre 1813 und 1814 um Vieles vollständiger als der betreffende Abschnitt des Leitfadens, was uns veranlaßt hat, sie an Stelle des letzteren zu benützen und unter Beibehaltung des ursprünglichen Titels als eigenes (achtes) Capitel dem Texte der autobiographischen Denkschrift einzuverleiben sammt der Einleitung, aus welcher die Gründe zu ersehen sind, die den Verfasser zur beabsichtigten Veröffentlichung einer Special-Geschichte

über den kurzen, aber entscheidenden Zeitabschnitt 1813 bis 1815 bestimmt hatten. (Siehe Seite 138 bis 204.) — Noten des Herausgebers machen an den betreffenden Textstellen Anfang und Ende der verschiedenen Bestandtheile der Autobiographie ersichtlich.

[2]) S. 8. Maria Beatrix Gräfin v. Kägenegg, geboren 8. December 1755, gestorben 23. November 1828, vermält seit 9. Januar 1771 mit Franz Georg Reichsgrafen, späteren Reichsfürsten v. Metternich-Winneburg-Ochsenhausen, Mutter des Autobiographen.

[3]) S. 9. Wir können uns nicht versagen, aus Metternich's erster Jugendzeit einen Brief des Vaters Franz Georg v. Metternich an seinen Sohn aus dem Jahre 1785 mitzutheilen, der sich auf die Schreibweise des zwölfjährigen Clemens bezieht und wegen der kritisch und prophetisch gleich bemerkenswerthen Mahnung des Briefstellers von sehr charakteristischer Bedeutung ist. Der Brief ist aus Mainz vom 9. April 1785 datirt und lautet: „Deine beiden Briefe, lieber Clemens, sind mir seinerzeit zugekommen. Mich hat die Theilnahme sehr vergnügt, welche Du an dem Gesundheitsstand der lieben Maman nimmst; und daß Du die Aufmerksamkeit bewiesen hast, mich davon zu unterrichten. Es zeuget ein gutes und erkenntliches Herz, vorzüglich auf das zu denken, was Kinder aus Rücksicht für ihre Eltern thun und die Folgen sind immer gesegnet. Mit der Fassung der Briefe und der Schreibart bin ich auch zufrieden. Nur will ich bei ersterer die Wiederholung der Gedanken und Ausdrücke zu vermeiden empfohlen, bei letzterer aber größere Buchstaben angerathen haben. Die Zeit ziehet sie ohnedem in den Verjüngungs-Maßstab und da solche schon jetzt sehr klein bei Dir geschrieben sind, so wird die Schrift einstens gewiß unlesbar werden, und das wäre Schade, denn ich hoffe, daß Clemens Dinge schreiben wird, die doch des Lesens werth sind.“ — In einem späteren Brief, zur Zeit als der junge Metternich die Universität besuchte, ermuntert Franz Georg v. Metternich seinen Sohn, die Correspondenz mit ihm in deutscher Sprache zu pflegen und ertheilt dem Studiosus wohlgemeinte Rathschläge für sein Benehmen auf der Universität. Er schreibt aus Coblenz ddo. 30. December 1790: „Als Teutscher ist es immer ein wesentliches Erforderniß, auch in seiner Muttersprache nicht allein reden und schreiben zu können, sondern zugleich Beides in einem Grade zu besitzen, welcher einer ordentlichen

Erziehung in Vorschritten der Sprache-Ausbildung entspricht, um sich über den gemeinen Haufen zu erheben. Viel Lesen und Schreiben wirkt hierin auf die Geisteskräfte und um dieses in Ausübung zu bringen, werde ich mit Dir, lieber Clemens, unsern Briefwechsel in Teutsch fortführen, wo Du übrigens mit Deiner Mutter in französischer Sprache fortsetzen kannst . . . Ich empfehle Dir und Deinem Bruder ganz vorzüglich, daß Ihr Euch nur der Absicht des Aufenthaltes widmet, den höheren Wissenschaften mit Fleiß obzuliegen und durch ein anständiges allgemein höfliches Betragen die Achtung und Neigung zu erwerben. Es sind bereits Briefe hier, welche Euch sehr gute Zeugnisse beilegen. Ihr müßt also diesen ersten guten Ruf zu erhalten suchen, denn hierauf kommt Alles an."

[4]) S. 18. In diese Zeit fallen die ersten publicistischen Versuche Metternich's. Zuerst ein „Aufruf an die Armee" aus Anlaß der Hinrichtung Marie Antoinettens, ein von edlem Rachegefühl durchglühter Aufsatz, von dem wir nicht wissen, ob er über die Grenzen des Schreibpultes hinausgekommen, oder blos als patriotische Stylübung des zwanzigjährigen Jünglings aufzufassen ist; dann bald darauf, im Jahre 1794, eine Flugschrift, die unter dem Titel: „Ueber die Nothwendigkeit einer allgemeinen Bewaffnung des Volkes an den Grenzen Frankreichs, von einem Freunde der öffentlichen Ruhe", in Druck erschienen ist, und als deren anonymen Verfasser sich Metternich auf dem uns vorliegenden gedruckten Exemplar eigenhändig bekennt. Die beiden erwähnten Schriftstücke eröffnen unter den angegebenen Titeln mit den Nummern 1 und 2 die im Dritten Buche enthaltene „Schriften-Sammlung" zur Ergänzung und Erläuterung der Ersten Lebensperiode Metternich's. Da die Schriftstücke des Dritten Buches zur Erleichterung der Citation mit fortlaufenden Nummern bezeichnet sind, so diene zur Beachtung, daß bei den vorkommenden Beziehungen die vorgesetzten Buchstaben SS. die Schriften-Sammlung des Dritten Buches und die darauffolgende arabische Ziffer die Reihenfolge der einzelnen Schriftstücke bedeutet.

[5]) S. 18. Bei der Einnahme von Valenciennes war Generallieutenant Graf Ferraris (geboren 1726, gestorben 1807), Großvater der dritten Gemalin Metternich's, Melanie Gräfin Zichy-Ferraris, in hervorragender Weise thätig.

6) S. 19. Hastings-Proceß, so benannt nach Sir Warren Hastings, dem als Tyrann verschrienen Generalgouverneur von Bengalen, gegen welchen Burke 1787 eine 460 Druckseiten füllende Anklageschrift einbrachte. Dieser Monstreproceß, berühmt geworden durch die dabei pro und contra von Pitt und Fox entwickelte Beredsamkeit, begann am 13. Februar 1788 und endigte am 23. April 1795 mit Freisprechung Hastings' von allen zweiundzwanzig Anklage-Artikeln.

7) S. 25. Die flüchtigen Notizen über Rastadt ergänzen wir durch Auszüge von Briefen Metternich's an seine in Wien weilende Gattin. Die Correspondenz „Aus Rastadt" (SS. 3 bis 53) beschränkt sich auf die Schilderung des dortigen Lebens. Wer nicht etwa politische Enthüllungen erwartet, wird an den Details, namentlich über die Bevollmächtigten der französischen Republik, Interesse nehmen.

8) S. 27. Die Fürstin Carl Liechtenstein, geborne Fürstin Oettingen-Spielberg, ist dieselbe, deren Brieffragmente Adam Wolf veröffentlicht hat in dem Werke „Fürstin Eleonore Liechtenstein". Ebendaselbst wird in dem Capitel IV der Salon der fünf Fürstinnen, von dem hier die Rede ist, näher geschildert.

9) S. 30. Diese hier entwickelten Ansichten über Thugut sind zweifelsohne einem Aufsatz entnommen, den Metternich schon zur Zeit, als er Gesandter in Berlin war, im Jahre 1806 verfaßt hat, und insofern ist das darin geäußerte Urtheil für die Stimmung, welche damals selbst unter den intelligentesten Zeit- und Fachgenossen vorherrschte, sehr bemerkenswerth. Erst der neueren Geschichtsforschung war es vorbehalten, nicht blos Thugut's Privatcharakter von manchen leichtfertigen Anwürfen zu reinigen, sondern auch seinen staatsmännischen Eigenschaften gerechter zu werden. Man lese hierüber Vivenot's Werk: „Thugut ꝛc."

10) S. 32. Dem an dieser Stelle ausgesprochenen Wunsche des Staatskanzlers verdankt wohl hauptsächlich die von ihm angelegte Actensammlung ihr Entstehen. Man findet den auf die Zeitperiode bis 1815 sich beziehenden Theil der Sammlung im Dritten Buche dieses Werkes. Wenn auch unvollständig im Vergleiche zu den Schätzen des Staats-Archives, gestattet diese Actensammlung doch einen näheren

Einblick in die wichtigeren Begebnisse der Zeit und setzt den Leser in den Stand, das Wirken des Autobiographen besser zu würdigen.

[11]) **S. 36.** Das erste Actenstück des neu eintretenden Gesandten am chursächsischen Hofe zu Dresden war die Instruction, die Graf Metternich für sich selbst verfaßt und eigenhändig niedergeschrieben hat. Schon dadurch bemerkenswerth, bietet der Inhalt der Instruction durch die Umschau auf die Gesammtlage Europas zu jener Zeit auch ein allgemeines historisches Interesse. Die Voluminosität des Actenstückes hat uns bestimmt, mit Weglassung allgemein bekannter geschichtlicher Daten, uns auf einen Auszug zu beschränken, unter der Ueberschrift „Metternich's Eintritt in den kaiserlichen Staatsdienst“ (SS. 54). Das unmittelbar darauf folgende Schriftstück „Ende der Dresdner Gesandtschaft“ (SS. 55) bezeichnet den Abschluß seiner kaum dreijährigen Wirksamkeit daselbst.

[12]) **S. 44.** Das große Unternehmen, zu welchem Preußen herangezogen werden sollte, bestand in dem geheimen Tractate, welcher zu Wien am 6. November 1804 zwischen Oesterreich und Rußland in der Absicht abgeschlossen worden war, sich gegen den überwiegenden Einfluß Frankreichs zu schützen. Dem Beitritt Preußens zur österreichisch-russischen Coalition die Wege zu ebnen, darauf war Metternich's Thätigkeit in Berlin ausschließlich gerichtet, daher beziehen sich auch die im Dritten Buch befindlichen Schriftstücke aus der Zeit der Berliner Gesandtschaft größtentheils auf diesen Gegenstand. Ueber den Beginn der Thätigkeit Metternich's in dieser Richtung gewähren die Actenstücke des Anhanges „Metternich's erste Schritte zur Anbahnung des Beitrittes Preußens zur Coalition“ (SS. 56—61), dann „Wintzingerode's Mission in Berlin“ (SS. 62—64) nähere Auskunft.

[13]) **S. 48.** Auf die hier erwähnten Vorfälle beziehen sich die Schriftstücke „Bevorstehender Einmarsch russischer Truppen auf preußisches Gebiet“ (SS. 65—66) und „Einbruch der Franzosen in Ansbach“ (SS. 67—73).

[14]) **S. 49.** Siehe „Erste Begegnung Metternich's mit Kaiser Alexander in Berlin“ (SS. 74—75).

[15]) S. 49. Siehe „Der Potsdamer Allianz-Vertrag“ (SS. 76—80).

[16]) S. 50. Siehe „Die Schlacht bei Austerlitz (SS. 83—85) und damit in Verbindung die vorausgehenden Schriftstücke „Ueber die französischen Armeebulletins und Ideen zur Gründung einer Zeitung“ (SS. 81.82), ferner „Eindruck des Preßburger Friedens“ (SS. 88.89).

[17]) S. 51. Siehe „Die Mission Haugwitz“ (SS. 86.87).

[18]) S. 51. Siehe „Umschwung der Politik Preußens nach Austerlitz“ (SS. 90.91).

[19]) S. 51. Siehe „Die preußisch-französische Allianz“ (SS. 92—94).

[20]) S. 53. Aus Anlaß der neuen Bestimmung Metternich's von Berlin nach Petersburg enthielt „l'Abeille du Nord", eine in Petersburg erschienene Zeitung (in der Nummer 23), folgenden Correspondenz-Artikel: „Vienne, 12 Mars 1806. Monsieur le Comte Clément de Metternich-Winnebourg, Ministre plénipotentiaire de l'Empereur d'Autriche à Berlin, vient d'arriver ici. C'est un jeune homme plein de talents, et qui fera le plus grand chemin. Il a en général tout ce qu'il faut pour réussir."

[21]) S. 57. Siehe „Der Tilsiter Friedens-Vertrag“ (SS. 95).

[22]) S. 59. Von der Art wie Napoleon auf die öffentliche Meinung zu wirken und diese zu seinen Gunsten zu leiten verstand, geschah schon bei einem früheren Anlaß Erwähnung. Ein Mehreres hierüber findet der Leser in den bereits oben angeführten Schriftstücken „Ueber die französischen Armeebulletins und Ideen zur Gründung einer Zeitung“ (SS. 81.82). Wie sehr Metternich von dem Bestreben beseelt war, den Schachzügen Napoleon's auch auf publicistischem Gebiete zu begegnen, davon liefert die Depesche des österreichischen Botschafters an Grafen Stadion „Ueber die Nothwendigkeit der Einflußnahme auf die Presse“ (SS. 110) einen sprechenden Beweis. Interessant ist es, wie Napoleon selbst sich über die Journalisten äußerte. Zu Anfang December 1807 war in mehreren Blättern die Nachricht von der Abberufung Metternich's von Paris und dessen Uebersetzung nach Petersburg ausgestreut. Das

„Journal de l'Empire" widerrief wenige Tage vor der Rückkunft Napoleon's nach Paris diese Nachricht mit einigen im Polizeistyl gehaltenen Zeilen. Bei der ersten Audienz des diplomatischen Corps nahm Napoleon Anlaß, sich Metternich zu nähern mit den Worten: „J'espère que les journaux n'ont pas dit vrai sur votre compte." Als Metternich darauf bemerkte, er glaube kaum, daß seinem Hofe von diesem Bestimmungswechsel etwas bekannt sei, so wenig wie ihm selbst, erwiederte Napoleon: „Je vous prie d'être convaincu que je serais personnellement très-fâché de votre départ, mais ces diables de journalistes forment un État dans l'État." Und als Metternich lächelnd zustimmte und meinte, es müsse in der That schwer sein, unter diesen Leuten Zucht und Ordnung zu halten, sagte der Kaiser: „Bien plus, ils essayent souvent de me donner la loi à moi-même."

[23]) S. 60. Siehe „Empfang der Diplomaten nach Napoleon's Rückkehr von Tilsit" unter den charakteristischen Beiträgen zum Portrait Napoleon's in der „Galerie berühmter Zeitgenossen" (Zweites Buch S. 294).

[24]) S. 61. Siehe „Der Vertrag von Fontainebleau" (SS. 96—98).

[25]) S. 62. Siehe „Ankunft des russischen Botschafters Tolstoy in Paris und die Beziehungen Frankreichs zu Rußland" (SS. 100). Bezüglich der zu jener Zeit aufgetauchten Gerüchte von einer Trennung der Ehe Napoleon's mit Josephine und einer Verbindung des Ersteren mit einer russischen Großfürstin siehe die Schriftstücke (SS. 101.102).

[26]) S. 63. Näheres darüber enthalten die Schriftstücke „Die Monarchen-Zusammenkunft in Erfurt" (SS. 118—121) und als damit in Beziehung stehend „Die Frage der Anerkennung der Könige von Spanien und Neapel" (SS. 122—124) und „Napoleon's Rückkehr von Erfurt" (SS. 126).

[27]) S. 64. Siehe „Romanzow's Mission in Paris" (SS. 134—136).

[28]) S. 66. Siehe „Erste Anzeichen kriegerischer Absichten Napoleon's gegen Oesterreich" (SS. 108.109) und „Lärm über Oesterreichs Rüstungen" (SS. 111—113). — Die unter der letzteren Aufschrift enthaltenen Depeschen Metternich's an Grafen Stadion erwähnen eines

Schriftenwechsels, der sich zwischen dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem österreichischen Botschafter in Paris entsponnen hatte, nämlich der Schreiben Champagny's, ddo. Bayonne 16. Juli, Toulouse 27. Juli und Bordeaux 30. Juli, und der Antworten Metternich's ddo. Paris 22. Juli und 3. August. Da dieser Briefwechsel sich unter der Sammlung jener Actenstücke befindet, die auf Befehl Napoleon's dem Senat zu Paris in der Sitzung vom 15. April 1809 zur Begründung der feindseligen Haltung Oesterreichs vorgelegt und am 24. April desselben Jahres als Beilagen eines vom Minister Champagny an Kaiser Napoleon erstatteten Berichtes, der zugleich als französisches Kriegs-Manifest zu dienen hatte, durch den „Moniteur" veröffentlicht und folglich zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurden, so unterlassen wir die Wiedergabe dieser weitläufigen Schriftstücke und beschränken uns zum besseren Verständniß der aufgenommenen Depeschen auf eine kurze Analyse des Inhaltes ihrer Beilagen.

Anlaß zu dem Briefwechsel gaben mehrere besondere Vorfälle, die man französischerseits der österreichischen Regierung zur Last legte und in welchen man Mangel friedfertiger Absichten erblickte. So unter Anderem die Verhaftung eines polnischen Lieutenants Young in Galizien; die Approvisionirung der englischen Flotte in Triest; der Ankauf der von englischen Kreuzern aufgebrachten Prisen in Lussin; die Zulassung amerikanischer Schiffe im Hafen von Triest zur Bergung ihrer Colonialwaaren, das kriegerische Geschwätz in den Kaffeehäusern der Badeörter Marienbad, Franzensbad und Carlsbad u. s. w., vor Allem aber die Gerüchte außerordentlicher Truppenbewegungen in Böhmen und Galizien und die Einberufung der Stadt- und Landmilizen an verschiedenen Orten des Reiches. Ueber alles dies verlangte Champagny Aufklärung und Metternich gab sie im Sinne der in den Depeschen an Stadion enthaltenen Auseinandersetzungen, natürlich nur insoweit, als er selbst davon unterrichtet war.

29) S. 68. Ausführlicheres enthalten die Schriftstücke „Große Audienz bei Napoleon am 15. August 1808" (SS. 114.115) und „Besondere Audienz Metternich's bei Napoleon" (SS. 116.117).

30) S. 69. Siehe „Ueber die Eventualitäten eines Krieges mit Frankreich" (SS. 127.128), zwei von Metternich während seines Aufent-

haltes in Wien verfaßte Denkschriften. Eine dritte, gleichzeitig mit den beiden anderen überreichte Denkschrift haben wir weggelassen, weil sie keine Aufschlüsse über Metternich's Wirksamkeit und über die Lage gibt, und die auf die Persönlichkeit Tolstoy's sich beziehenden Mittheilungen schon aus anderen Schriftstücken bekannt sind.

[31]) S. 69. Hier fehlt im Manuscript ein ganzer Bogen. Durch das Abhandenkommen desselben ist die begonnene Erörterung über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges 1809 in bedauerlicher Weise unterbrochen. Doch läßt sich errathen, was der Verfasser in dem fehlenden Manuscriptbogen gesagt haben mag, wenn man einen Aufsatz zur Hand nimmt, den Graf Metternich unter dem Titel „Geschichtliche Bemerkungen zu dem Schreiben vom 27. und 28. September 1809 des Generals Grünne an den Fürsten de Ligne" eigenhändig niedergeschrieben hat. Dort heißt es: „Die Rüstungen zum Kriege wurden sonach beschlossen und denselben ein Element beigefügt, welches die seit dem Unterliegen Preußens im Jahre 1806 im nördlichen Deutschland aufgetauchte Erhebung des Volkssinnes an die Hand gab. Wie illusorisch diese Hilfe war, dies hat die That erwiesen. Daß seine Anrufung andererseits mit bleibender Gefahr verbunden sein werde, dies durchblickte das damalige kaiserliche Kabinet nicht. An der Spitze des Unternehmens standen der Bruder des Grafen Philipp Stadion, kaiserlicher Gesandter am königlich baierischen Hofe, Hormayer und einige andere von den Stein und Scharnhorst'schen Ideen eingenommene Persönlichkeiten. Ich bekleidete damals den Posten eines kaiserlichen Botschafters in Frankreich. Das Kabinet hüllte sich mir gegenüber in Geheimniß und hat hieran Unrecht gethan; ich verschwieg demselben deshalb meine Gefühle über das von ihm beabsichtigte Unternehmen nicht und bestand auf meiner Einberufung nach Wien, welche im November des Jahres 1808 erfolgte. Bei dieser Gelegenheit zur Kenntniß des Kriegsplanes gelangt, trug ich dem Kaiser und dem Grafen Stadion die Bedenken vor, welche ich gleich dem Erzherzog Carl über das Gelingen der Schilderhebung hegte. Ich bezeichnete als irrthümlich die zu geringe Schätzung der Streitkräfte, welche Napoleon des Mißlingens seiner auf die friedliche Unterjochung Spaniens gebauten Pläne ungeachtet gegen uns werde wenden können; ich erklärte als illusorisch die Hoffnung, welche das Kabinet auf preußische und russische Hilfe setzte, und verwarf in gleichem Maße die Aussicht auf eine thatkräftige Unterstützung durch den deutschen Volkssinn, welcher

im nördlichen Deutschland in einigen Köpfen erwacht war und sich im südlichen im Falle eines unglücklichen Anfanges des Krieges nicht gegen Napoleon, sondern gegen Oesterreich wenden werde." — So schreibt Graf Metternich in dem erwähnten Aufsatze. Uebrigens kommt die Autobiographie im Verlauf dieses Capitels (Seite 83) nochmals auf die Ursachen des ungünstigen Ausganges der österreichischen Schilderhebung des Jahres 1809 zu sprechen, was die Lücke im Manuscript minder schwer empfinden läßt.

Was ferner die Aenderung des ursprünglichen Feldzugplanes betrifft, von der einige Zeilen vor der bedauerlichen Lücke im Manuscript die Rede ist, so möge darüber Folgendes zur Aufklärung dienen. Bezüglich der Hauptarmee, welche in Deutschland unter den Befehlen des Erzherzogs Carl operiren sollte, waren die Ansichten über den zu befolgenden Plan unter den maßgebenden Stimmen im Generalstab des Erzherzogs getheilt. Nach der einen Ansicht sollte Böhmen zum Ausgangspunkt dienen, die Armee auf Baireuth losbrechen, die in Sachsen, Franken und der Oberpfalz etwa zerstreuten Franzosen einzeln schlagen und die deutschen Völkerschaften durch plötzliches Erscheinen und raschen Erfolg zur Erhebung bewegen. Dieser kühne Plan, der die Oesterreicher über Baireuth und Würzburg bis unter die Thore von Mainz führen und auf dem kürzesten Wege nach dem Rhein bringen sollte, ward von General Mayer vertreten. Der zweite Plan, bescheidener, aber anscheinend sicherer, bestand darin, die gewöhnliche Straße längs der Donau einzuschlagen, auf welcher die Franzosen wegen der Leichtigkeit der Communication natürlich heranrücken mußten, ihnen mit der ganzen Hauptmacht auf dieser Straße entgegenzutreten und sie zu schlagen bevor sie an Zahl stark genug wären, um den Sieg streitig zu machen. Dies war der Plan des Generals Grafen Grünne. Als Kaiser Franz plötzlich Mayer entfernt hatte, drang Grünne's Plan durch. Zu spät angenommen, konnte er nur theilweise ausgeführt werden; ein Theil der Armee mußte aus Böhmen ausbrechen.

[32]) **S. 70.** Siehe „Metternich's Rückkehr nach Paris" (SS. 129) und „Napoleon's Rückkehr aus Spanien" (SS. 130—132).

[33]) **S. 71.** Siehe „Die letzten Depeschen des österreichischen Botschafters in Paris" (SS. 141—144). Ueber Metternich's Thätigkeit und Wirken als österreichischer Botschafter am Hofe Napoleon's findet

man außer den bereits bezogenen Schriftstücken in der Schriften-Sammlung noch einige andere, worauf wir, da der Text der Autobiographie keinen Anlaß dazu gab, hier am Schluß der Botschaft Metternich's die Aufmerksamkeit des Lesers lenken. Diese Schriftstücke sind: „Der Krieg Napoleon's mit Portugal und die Continentalsperre" (SS. 99), „Napoleon's Pläne der Theilung der Türkei" (SS. 103—106), „Nothwendigkeit einer österreichisch-russischen Allianz" (SS. 107), „Der Friede zwischen England und der Pforte" (SS. 137), „Ursachen der Kriegszögerung Napoleon's" (SS. 138) und „Zur Garantiefrage" (SS. 139.140).

34) S. 71. Siehe „Die Napoleon'sche Aristokratie" unter den charakteristischen Beiträgen zum Portrait Napoleon's (Zweites Buch S. 297).

35) S. 74. Zur näheren Charakteristik Talleyrand's und seiner Stellung in Frankreich findet der Leser in der Schriften-Sammlung des Dritten Buches folgende Schriftstücke: „Talleyrand's Stellung und die Parteien" (SS. 125), „Talleyrand in Ungnade" (SS. 133) und die bereits erwähnte Denkschrift „Ueber die Eventualitäten eines Krieges mit Frankreich" (SS. 127).

36) S. 74. Die in der vorigen Anmerkung genannte Denkschrift (SS. 127) enthält auch interessante Details über Fouché.

37) S. 78. Das hier erwähnte Landhaus, derzeit in fremdem Besitz befindlich, besteht noch heute und trägt jetzt wie damals auf der Hauptfront die griechische Aufschrift χαιρε (Salve).

38) S. 79. Wahrscheinlich ist dies jene Proclamation, die Napoleon bei der Besetzung Wiens an seine Armee erließ, worin von den Prinzen des Hauses Lothringen in schmähendster Weise Erwähnung geschieht (Bourrienne, Mémoires contemporains, tom. VIII, pag. 191).

39) S. 83. Durch die militärische Geschichte ist seither festgestellt worden, daß die Unthätigkeit der österreichischen Armee nach dem Siege von Aspern nur eine nothwendige Folge der Erschöpfung der Truppen nach der Riesenschlacht und der ihr vorausgegangenen Gewaltmärsche war, außerdem aber auch im Mangel an Munition und Abgang der Pontons, welche größtentheils bei Regensburg verloren gegangen sind,

wie nicht minder in den großen Verstärkungen, die Napoleon wenige Tage nach Aspern an sich zog, ihre rechtfertigende Erklärung findet.

40) S. 84. Der obigen Quelle ist zu entnehmen, daß Napoleon das Nichterscheinen des seit vierundzwanzig Stunden stündlich von Preßburg erwarteten Corps des Erzherzogs Johann benützt hat, um gegen Mittag unseren linken Flügel mit Uebermacht (er war um mehr als ein Drittel stärker) zu umgehen.

41) S. 88. Unter der vom Verfasser selbst gewählten Aufschrift „Altenburger Antecedentien" bringen wir eine Sammlung von Vorträgen Metternich's an Kaiser Franz mit einer Allerhöchsten Entschließung des Letzteren, die zugleich als Instruction für die Friedens-Verhandlung zu dienen hatte. Diese Vorträge sind, abgesehen von ihrem meritorischen Inhalte, noch dadurch von besonderem Interesse, daß es die ersten Schriftstücke des neuen Ministers im unmittelbaren Verkehr mit seinem Monarchen waren (SS. Nr. 145—148). Von welchen Gefühlen übrigens Metternich beim Antritt seiner neuen, schwierigen Stellung beherrscht war, darüber mögen seine brieflichen Mittheilungen aus jener Zeit Auskunft geben. Er schreibt aus Komorn unterm 25. Juli 1809 an seine Mutter:

„Vous avez bien raison de me plaindre dans ma position, et vous êtes loin de la connaître en entier. Le Comte de Stadion, par un mouvement infiniment généreux et noble, a donné à Znaim sa démission à l'Empereur. Il suppose que, dans une négociation, sa présence au Ministère pourrait faire plus de mal que de bien. Sa Majesté m'a sur-le-champ confié sa place, que je n'ai que très-conditionnellement acceptée. Je serais, d'un côté, très-fâché de voir perdre à l'État un serviteur tel que M. de Stadion; je ne me sens, d'un autre, pas la force morale de mener à la longue la barque dans un sens qui peut se trouver tellement opposé à mes principes et à ma manière de sentir. Tout ce à quoi je me suis engagé pour le moment, c'est à ne pas quitter l'Empereur, qui mérite sous tous les rapports possibles autant de bonheur qu'il en manque. Je me suis chargé du Département des affaires étrangères près de sa personne. M. de Stadion, qui conserve encore le titre de Ministre de ce département, est resté au quartier général de l'Archiduc. Je ne veux d'aucune manière paraître comme chef du département lors de la

négociation. Si je parviens à engager Stadion à conserver ses fonctions, je serai le plus heureux homme du monde; — mais j'en désespère. Veuillez ne souffler mot de tout ceci vis-à-vis de personne, ni de la famille de Stadion, ni d'aucun autre individu; la négociation elle-même en souffrirait.

„Vous concevez, ma bonne maman, que la position dans laquelle je me trouve est la plus compliquée possible. Trois mois d'interruption dans les affaires me les ont rendues étrangères. Je suis placé entre toutes les anciennes affaires et la besogne courante; se préparer à une négociation comme la présente, seul, sans aide quelconque, est une besogne terrible dans un moment de crise comme jamais il n'en fut. Le monde pend à un fil; la position de l'homme qui en tient le bout est affreuse, et elle serait insoutenable si nos moyens n'étaient pas aussi immenses qu'ils le sont. Je vous parle de négociation; je ne vous parlerai pas de capitulation; — car tout autre pourrait s'en charger, — si nous n'avions pas ces moyens. Vous verrez incessamment une armée de deux cent cinquante mille hommes, troupes de ligne, soutenir ma négociation, et ces deux cent cinquante mille hommes forment la plus belle armée du monde. Ajoutez à cela toute l'insurrection, la disposition de tous nos peuples de la Monarchie, la descente de vingt-cinq à trente mille Anglais sur le Weser, — descente effectuée, — et vous ne nous nierez pas des moyens matériels de négociation. Si nous avions le quart de moyens moraux, eh! bon Dieu, où irions-nous!"

Dann unterm 1. August 1809:

„Il est de fait que ce n'est pas nous qui trainons, que c'est nous qui voulons la paix, mais une paix qui nous dispense de veiller à chaque heure du jour et de la nuit à notre sûreté, qui nous permette de jouir des bienfaits de la paix, — de désarmer, de nous flatter de la possibilité de rester tranquilles quelque temps. Si nous ne voulons pas périr, d'un autre côté, de mort certaine dans six mois; si nous ne voulons pas jeter la Monarchie par la fenêtre, et par une fenêtre dont, sous peu, le saut serait également la dernière ressource de l'Empereur, il ne faut pas nous en vouloir. Si Napoléon veut la destruction de l'Autriche, — au moins vaut-il mieux le combattre avec trois cent mille hommes qu'avec cinquante mille. Voilà le résumé de notre politique, qui, à ce qu'il me paraît, est simple et claire. J'ai la satisfaction de lire de temps en temps sur mon compte des

articles dignes de l'an II ou III de la République. Ne vous en fâchez pas et ne vous en inquiétez pas, ma bonne maman; je connais cette tactique. On me fait beaucoup d'honneur, et beaucoup plus que je ne mérite, — sauf mon attachement pour mon maître — et mon envie de bien faire. Je serai l'homme du monde le plus heureux le jour où je n'aurai qu'à soigner mes champs et l'éducation de mes enfants; mais d'ici là j'irai si droit mon chemin, je suivrai si fort l'impulsion de ma conscience, que rien n'arrêtera ma marche."

[42]) S. 89. Nicht ohne Interesse dürften einige Notizen über den Aufenthalt und das Leben in Altenburg sein, die wir brieflichen Mittheilungen Metternich's an seine Mutter entnehmen. Er schreibt von dort:

Am 17. August. „Vous voyez, ma bonne amie, que je suis rendu au lieu de ma destination. Altenbourg est une petite ville dont vous ignorez sans doute l'existence, et qui est située entre Vienne et Raab, à une poste et demie de Presbourg. Nous sommes à peu près seuls ici: M. de Champagny, le général Nugent, moi, nos employés et deux généraux français, un petit nombre d'officiers français et quelques employés du pays: voilà les seules ressources sociales. Le pays est sain, et, sous ce rapport, infiniment préférable à Raab, dont il avait été un moment question pour le lieu de la négociation. J'ai ici avec moi Paul Esterhazy, Floret, Hopé, et quelques autres employés du département. J'avais envoyé Mier à Prague, en quittant Znaim. Je lui ai écrit, depuis, pour le rapprocher du lieu actuel de notre séjour. Nous partageons notre journée entre le travail et la table; nous n'avons aucun autre genre de distraction; le mot de plaisir, je crois, n'a jamais été prononcé à Altenbourg, et je ne suis pas assez novateur de mon métier pour l'y introduire."

Am 23. August. „Je suis accablé de travail, d'abord par ce que j'ai à faire ici, et puis, étant chargé de tout le département des affaires étrangères, j'ai, loin de l'Empereur, trois fois plus de besogne que si je me trouvais près de lui. Ce que je finirais en moins d'une demi-heure de rapport verbal, me coûte cinq ou six heures d'écriture. Notre train de vie est bien régulier et uniforme. Je travaille depuis huit heures du matin jusqu'à une heure. Nous conférons depuis une heure jusqu'à quatre ou cinq heures. Je retravaille depuis cinq heures jusqu'à sept. Nous dînons à sept heures et demie, et j'expédie mon courrier à minuit ou une heure. Il me serait bien difficile de vous dire comment

et quand nous finirons. Je ne serais pas embarrassé de cette solution si je voyais autant de bonne volonté chez la partie adverse que chez nous. Enfin, ma bonne maman, tenez-vous prête à tout, car je ne puis répondre de rien."

Am 3. September. „Nous sommes toujours fort occupés ici de notre difficile besogne. Je défie toutefois que personne puisse se prononcer sur le résultat d'une négociation qui, de manière ou d'autre, décidera du sort de l'Europe et de l'Autriche. Ce n'est assurément qu'avec un caractère très-fort et une volonté bien prononcée qu'il est possible de travailler dans une besogne de ce genre, où le monde entier, les générations présentes et futures, ont les yeux fixés sur nous, où une fausse démarche peut faire crouler cet antique édifice, si fort encore et si menacé, si grand et si petit. Ce n'est assurément pas chose facile que de couvrir sa responsabilité et sa conscience. Le jour toutefois où j'en serais effrayé, je ne ferais plus que des sottises. J'occupe maintenant une place que le seul amour du bien a pu me donner la force de ne pas fuir. J'ai hésité longtemps; je me suis dit, en dernier résultat, que moi je n'étais rien et la cause tout, — et je tiendrai bon, si faire se peut."

43) S. 95. Ueber den eigentlichen Zeitpunkt der Abreise Napoleon's von Schönbrunn schwanken die Angaben der Zeitgenossen, selbst solcher, die den Ereignissen ganz nahe standen. So läßt der französische Minister Champagny, der mit den Friedens-Unterhandlungen in Schönbrunn persönlich betraut war, laut eines von ihm an Bourrienne gerichteten und von Letzterem in den „Mémoires contemporains" abgedruckten Schreibens, Napoleon erst am 17. October nach München abreisen, während in einer geheimen Denkschrift aus jener Zeit, hinter deren Autorschaft man mit gutem Grund den damaligen österreichischen Minister Grafen Stadion vermuthet (seither in C. v. Klinkowström's „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei" zur Veröffentlichung gelangt), der sonst sehr genau unterrichtete Verfasser von dem 16. October als dem Tage der Abreise Napoleon's von Schönbrunn spricht. Thiers hingegen in seiner „Histoire du Consulat et de l'Empire" verlegt den Zeitpunkt der Abreise Napoleon's in die Nacht vom 15. auf den 16. October, obgleich die „Correspondance de l'Empereur Napoléon" mehrere Briefe aufweist, die noch aus Schönbrunn geschrieben und vom 16. October datirt sind. Nach Metternich's Erzählung hätte Napoleon schon am Tage

der erfolgten Friedenspublication, also am 14. October, Schönbrunn verlassen. Der gebrauchte Ausdruck „verlassen" läßt allerdings unentschieden, ob Napoleon definitiv abgereist oder nur zeitweilig, etwa auf der Jagd oder zur Inspicirung eines Truppencorps, abwesend war. Doch dem sei wie immer, die Richtigkeit der angeführten Thatsachen wird dadurch in keiner Weise alterirt. Denn daß Liechtenstein seine Rückkehr nach Totis schon am 14. angetreten habe, unmittelbar nach erfolgter allseitiger Unterzeichnung der projectirten Friedenspunctationen, das ist schon nach der Dringlichkeit und Wichtigkeit der Mission, deren Ergebniß er dem Kaiser, seinem Herrn, zu melden hatte, sehr wahrscheinlich. Ebenso kann die Absicht des österreichischen Friedens-Unterhändlers, gegen den Vorgang der voreiligen Publication eines von der Genehmigung seines Monarchen noch abhängigen Friedensactes entschiedenen Protest einzulegen, als feststehend angesehen werden. Auch das ist wohl als gewiß anzunehmen, daß Napoleon im Momente, als er den Befehl zur Lösung der Kanonensalven gegeben, auf einen energischen Protest Liechtenstein's gefaßt war, und es dürfte kaum zu gewagt sein, wenn man Napoleon nebst dieser Voraussicht auch die List zutraut, einer ihm sehr unangenehmen Begegnung mit dem österreichischen General durch das Entschuldigungsmittel einer anticipirten angeblichen Abreise oder durch „ein nicht zu Hause sein" aus dem Wege zu gehen. Endlich darf zur völligen Beseitigung jedes etwa noch obwaltenden Zweifels ein immerhin schwer in's Gewicht fallender Umstand nicht außer Beachtung bleiben: das Attentat Staps' vom 13. October, welches Napoleon zum eiligsten Friedensabschluß hindrängte, ihn zu bedeutend ermäßigten (Contributions-)Bedingungen herabstimmte und seine etwa für spätere Tage erst in Aussicht genommene Abreise, zur Vermeidung jedes Aufsehens, unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses derart beschleunigt haben mochte, daß möglicherweise eben daraus jene Schwankungen sich erklären dürften, denen die bezüglichen Angaben der Zeitgenossen verfallen konnten. Ein eigenthümlich mysteriöses Dunkel schwebte über den Friedens-Verhandlungen, wie aus Aeußerungen hervorleuchtet, die Metternich schon dazumal fallen ließ, als er, von dem Friedensabschlusse sprechend, unterm 26. October 1809 aus Totis an seine Gattin schrieb: „Que d'inepties et de bêtises se sont passées! Vous ne pouvez rien y comprendre, personne ne peut y comprendre et n'y comprendra jamais rien, à moins d'en avoir la clef, que, hors moi peut-être, n'ont pas deux individus au monde!"

44) S. 96. Ueber seine erfolgte Ankunft in Wien schreibt Metternich an seine Gattin, ddo. Vienne, 28 Novembre 1809: „Je suis arrivé ici hier, peu d'heures après l'Empereur; je n'ai donc plus été témoin de l'enthousiasme extrême qui régnait sur son passage; il a dans toute la force du terme été porté dans ses appartements. Ce n'est pas une petite besogne que celle d'être ministre des affaires étrangères d'Autriche en 1809. L'Empereur est, d'un autre côté, si parfait pour moi, il m'honore d'une confiance si exclusive, que je serais l'homme du monde le plus ingrat si je ne me vouais entièrement à son service. J'ai beaucoup fait jusqu'à présent, mais il reste encore terriblement à faire! Que de choses se sont passées autour de moi depuis quelques années, que de faits, de circonstances dans lesquelles j'ai été appelé à jouer le premier rôle! Et moi, tout juste, qui serais l'être le plus heureux si, avec une existence aisée, mais indépendante, je pouvais suivre mes penchants, bien opposés au mouvement affreux dans lequel je me trouve constamment englobé!"

45) S. 98. Siehe „Organisation der geheimen Hof- und Staatskanzlei" (SS. 149). Den gleichen Gegenstand betreffend schreibt Metternich an seine Gattin aus Totis den 14. November 1809: „Je viens d'organiser de nouveau le bureau; je lui ai donné une tournure plus analogue aux temps et aux circonstances; je ferai le triple de besogne et avec moins de temps que bien d'autres et que tous mes prédécesseurs ne l'ont fait. J'ai remis beaucoup sur le pied sur lequel se trouvait le département sous votre grand-père."

46) S. 100. Das Dritte Buch enthält darauf bezügliche Schriftstücke unter dem Titel: „Die Heirat Napoleon's mit Marie Louise" (SS. 150—155), wovon einige durch Helfert's treffliches Werk „Marie Louise" bereits zur Veröffentlichung gelangt sind.

47) S. 103. Den günstigen Eindruck, den die Heirat Marie Louisens in Wien hervorgerufen, schildert Metternich in einem Briefe an seine Gemalin in nachstehender Weise: „Tout Vienne n'est occupé que de la question du mariage; il serait difficile de se faire une idée du mouvement que ce fait donne à l'esprit public, et de l'extrême popularité de la chose. Si j'étais le sauveur du monde, je ne pourrais recevoir ni plus de félicitations ni plus de véritables hommages sur la part que l'on est sûr

que je dois y avoir prise. Dans les promotions qui auront lieu, j'aurai la Toison. Si elle m'arrive à cette époque, ce ne sera pas à propos de bottes; mais il n'est pas moins vrai qu'il aura fallu des circonstances bien extraordinaires et bien peu calculables pour me faire arriver bien au delà de ce que j'avais ambitionné, moi surtout qui n'ambitionne jamais rien. Les fêtes ici seront très-belles, et malgré qu'il faille faire chercher les objets nécessaires au bout du monde, tout s'y trouvera. J'ai envoyé dernièrement le programme à Paris. Schwarzenberg vous l'aura montré. La nouvelle Impératrice plaira à Paris, et doit y plaire par sa bonté et sa grande douceur et simplicité. Plutôt laide que jolie de visage, elle a une très-belle taille, et quand elle sera un peu arrangée, habillée, etc., elle sera tout à fait bien. Je l'ai fort priée de prendre dès son arrivée un maître de danse, et de ne pas danser avant qu'elle le sache bien. Elle a la meilleure envie de plaire, et on plait avec cette envie-là."

48) S. 104. Ausführlicheres über die erste Unterredung Metternich's mit Napoleon enthalten die Schriftstücke „Metternich's Ankunft in Paris und seine Unterredung mit Napoleon in Compiègne" (SS. 156.157).

49) S. 104. Siehe die bezüglichen Actenstücke unter der Aufschrift „Metternich's Vermittlerrolle zwischen Pius VII. und Napoleon" (SS. 158—164).

50) S. 107. Siehe „Napoleon auf dem verhängnißvollen Ballfeste bei Fürst Schwarzenberg." (Zweites Buch, „Galerie berühmter Zeitgenossen" S. 301.)

51) S. 107. Unter den „Verhandlungen zur Ausführung einzelner Bestimmungen des letzten Friedensschlusses" sind jene zwei Conventionen zu verstehen, die beide unter der directen Mitwirkung Metternich's zum Abschluß gelangten, deren eine auf den Transitohandel Oesterreichs und die Errichtung von Commanditen an der adriatischen Küste sich bezieht, die andere die Aufhebung des Sequesters über die Güter der vormaligen deutschen Reichsstände zum Gegenstande hat (SS. 172).

52) S. 107. Die der persönlichen Sorgfalt Metternich's anvertrauten Detailgeschäfte betrafen die Vertilgung der von Frankreich

während des Krieges 1809 hinausgegebenen falschen Wiener Bankozettel (SS. 165—167) und die Negocirung eines österreichischen Anlehens unter den Auspicien Napoleon's (SS. 171).

[53]) S. 111. Näheres darüber findet der Leser in den Schriftstücken „Ueber Rußlands Beziehungen zu Frankreich" (SS. 168) und „Die Donaufürstenthümer und Serbien" (SS. 169.170).

[54]) S. 112. Siehe „Die Unterredung Metternich's mit Napoleon über den schwedischen Thron" (SS. 173.174).

[55]) S. 115. Ueber diese hochinteressante Unterredung vom 20. September birgt der Schriften-Nachlaß eine von Metternich's Hand in deutscher Sprache verfaßte Aufzeichnung, die, unter dem frischen Eindruck des Geschehnisses niedergeschrieben, für den Kaiser Franz bestimmt war, dem sie Metternich auch bald darauf (in Cilli) überreichte. Dieser Aufzeichnung folgt der Text der Autobiographie so wortgetreu, daß die Aufnahme des Schriftstückes in die Sammlung des Dritten Buches dadurch entbehrlich wurde.

[56]) S. 115. Siehe „Metternich's Abschieds-Audienz bei Napoleon" (SS. 175).

[57]) S. 116. Die hier erwähnten Aussprüche Metternich's scheinen in einer mündlichen Relation an Kaiser Franz enthalten gewesen zu sein; den schriftlichen Vortrag erstattete Metternich erst am 17. Januar 1811. Siehe „Hauptbericht über die Ergebnisse der Pariser Mission" (SS. 177).

[58]) S. 117. Siehe „Schuwalow's Allianz-Anträge" (SS. 176).

[59]) S. 121. Siehe „Organisation eines Reichsrathes in Oesterreich" (SS. 183).

[60]) S. 121. Die Einführung Metternich's als neuerwählten Curators der Akademie derb ildenden Künste in Wien fand am 10. Januar 1811 statt. Bei dieser Gelegenheit empfing der gleichfalls neuerwählte Präses v. Sonnenfels an der Spitze der versammelten Akademie den neuen Curator mit einer Ansprache, der wir Folgendes entnehmen: „Der feierliche Augenblick, in welchem Eure Excellenz die Magistratur der

Kunstcultur, wie ich sie nennen zu können glaube, antreten, berechtigt die Akademie zu großen Erwartungen. Das Schicksal der Künste, ihr Wachsthum und Flor, die Ermunterung, die Unterstützung verheißender Kunsttalente, die Achtung, welche vollendete Künstler billig ansprechen, die weitverbreiteten Folgen der Kunst auf die Vervollkommnung aller Zweige des Kunstfleißes und der Emsigkeit, kurz der Ruhm und der Wohlstand, die von der Cultur der Künstler auf die Nation zurückfließen, sind in Ihre Hände gelegt und wir sind überzeugt, in unserer Zuversicht und Liebe für die Künste nicht irre gegangen zu sein und von Ihrer regen Thätigkeit die Wirkungen in Kurzem zu empfinden." Darauf antwortete Metternich: „Mit Vergnügen benütze ich den ersten Augenblick, welcher mich in die Mitte der Akademie der bildenden Künste führt, Ihnen für das mir geschenkte Vertrauen zu danken. Es legt mir Pflichten auf, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung fühle. Wir sind von nun an zu einem großen für die gesammte Nation nützlichen Zweck vereinigt. Das Gebiet der Kunst ist ausgedehnt; alle Theile der National-Industrie sind mit ihm verwandt. Jeder Schritt ist ein Erwerb für das Ganze. Die Künste müssen unter der Regierung des besten Monarchen gedeihen; das österreichische Reich vereinigt in sich Alles: Künstler, Kunstliebhaber, Unterstützung, Producte. Von uns, meine Herren, wird viel Gutes abhängen, uns können für jede Vernachlässigung die gerechtesten Vorwürfe gemacht werden. Nichts ist lebendiger als die Kunst, sie schreitet entweder zu höherer Vervollkommnung fort oder sie sinkt augenblicklich zu nichts herab. Dieses Leben zu nähren, dieses Fortschreiten nützlich zu lenken, sei unser reges Streben." (Beobachter, 17. Januar 1811 Nr. 15.) — Ein Jahr später, am 12. Februar 1812, dem Geburtsfeste des Kaisers Franz, wurden die neuen Statuten der Akademie in feierlicher Weise proclamirt. Metternich hielt bei dieser Gelegenheit die große Festrede mit einem historischen Rückblick auf die bisherigen Ergebnisse und einem programmartigen Ausblick auf die zukünftige Thätigkeit im Gebiete der Kunst. Den ausführlichen Inhalt dieser Rede findet man im Dritten Buch (SS. 184). Bei demselben feierlichen Anlasse erfolgte auch die Proclamirung der zu Ehren-Mitgliedern der Akademie ernannten ausländischen Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft, darunter W. Humboldt in Berlin, Böttiger in Dresden, Raphael Morghen in Florenz, Thorwaldsen in Rom, Schelling in München, David und Gerard in Paris, Köhler in Petersburg, Danneker in Stuttgart &c. &c. Auch Goethe in Weimar war zum Ehren-Mitgliede ernannt

worden. Sein Dankschreiben dafür an Metternich, ddo. Weimar 16. März 1812, lautet wortgetreu: „Daß Eure Excellenz, indem Hochdieselben den wichtigsten und dringendsten Geschäften vorstehen, sich auch der Wissenschaften und Künste einsichtig annehmen, konnte mir selbst in der Ferne nicht verborgen bleiben; vielmehr war ich davon schon längst unterrichtet und erfreute mich im Stillen daran in Betrachtung des allgemeinen Besten. Nicht leicht hätte ich jedoch denken können, daß ich das Glück haben sollte, Eurer Excellenz auch für die Erstreckung jener hohen Gunst auf meine Person den gefühltesten Dank darzubringen. Wenn wir unser Leben besonderen Thätigkeiten aufopfern und in denselben eine gewisse Fertigkeit erlangen, so wünschen wir freilich solche auszuüben und Anderen damit nützlich zu sein; und wie kann dies besser und sicherer geschehen, als wenn Männer, in solchen Fächern geprüft, uns in ihre Mitte nehmen und uns zu deren Vortheilen gesellen, welche nur durch eine Masse gleichwirkender zu erreichen sind. Dadurch wird dann jeder Einzelne aufgemuntert und was menschliche Lässigkeit, ungünstige Umstände, böser Wille, wohl eingeschläfert, beengt, ja gelähmt haben könnten, wieder angeregt und in Thätigkeit gesetzt. Unendlich sind daher Eurer Excellenz Verdienste, durch Begünstigung von Oben solche Vereinigungen stiften, erneuern, erhalten, ausarbeiten und beleben zu wollen. Der hochansehnlichen kaiserlichen königlichen Akademie der vereinigten bildenden Künste werde ich meinen lebhaftesten Dank abzutragen nicht ermangeln, ob mir gleich der Ausdruck fehlt, um hinreichend zu bezeugen, wie sehr ich entzückt bin, daß man auf eine so ehrenvolle Weise, bei einer so glänzenden Gelegenheit auch meiner hat gedenken und dadurch Allem, was ich zu leisten im Stande bin, eine neue Epoche bezeichnen mögen. Wie ich nun hierin Eurer Excellenz verehrliche Einwirkung nicht verkennen darf, nicht weniger die Selbsteigene Ankündigung dieser schönen Gabe gewiß zu würdigen verstehe, so darf ich nicht mit vielen Worten betheuern, wie werth mir diese günstigen Rücksichten sein müssen, die ich auf irgend eine Weise thätig zu erwiedern im Stande zu sein wünschte."

[61]) S. 122. Siehe „Die Stellung und Haltung Oesterreichs in dem bevorstehenden Kriege Frankreichs mit Rußland", vier Vorträge Metternich's an Kaiser Franz nebst den bezüglichen Allerhöchsten Resolutionen (SS. 178—182). In eben diese Zeit sehr ernster Verhandlungen, die den Verkehr des Monarchen mit seinem Minister immer reger und vertrauens-

voller gestalteten, fällt eine kleine Begebenheit nicht politischer Natur, die wir jedoch nicht unerwähnt lassen wollen, weil sie einen Beitrag zur Charakteristik des Kaisers Franz liefert. Man möchte über die pedantische Strenge des Kaisers bei diesem Anlasse lächeln, wenn nicht die Festhaltung der Gleichheit vor dem Gesetze von seiner Seite dem an sich geringfügigen Vorfalle eine gewisse Weihe gäbe. Wir lassen die bezüglichen Schriftstücke folgen. Der Vortrag Metternich's vom 25. Juni 1812 lautet: „Der Hofkammerpräsident verweigert die Ausfolgung eines von mir verlangten Einfuhrpasses auf ein kleines Faß französischen in Ulm bereits Monate lang für mich erliegenden Weines, weil die Quantität des Weines nicht in Eimern angegeben ist, sondern nur nach dem Gewicht per 456 Pfund (ungefähr vier Eimer) bestimmt wird. Gegen diese auf die Manipulation gegründete Bemerkung ist meinerseits Nichts einzuwenden. Dieser Anstand ist leicht zu beheben. Das zweite Bedenken ist jedoch anderer Art. Der Hofkammerpräsident bezieht sich auf einen Allerhöchsten Befehl, wonach einer Partei jährlich nur die Befugniß auf die Einfuhr von anderthalb Eimern fremden Weines zu ertheilen ist. Ich sehe es als eine der lästigen Pflichten meines Amtes an, das Corps diplomatique und die Fremden bei mir zu bewirthen. Anderthalb Eimer fremden Weines sind ebensoviel als gar keine, und ich glaube nicht, daß es dem Zwecke meiner Bewirthung noch dem Anstande entsprechen dürfte, wenn ich eben jene Classe von Gästen, die nur an Ausländer-Weine gewöhnt sind, mit keinem mehr zu bewirthen berechtiget wäre. Ich unterfange mich um so mehr, diese Behauptung unverhohlen auszusprechen, als in dem vorliegenden Falle mein Privat-Interesse in vollem Widerspruche mit den Opfern steht, die ich, so oft es des Allerhöchsten Dienstes Ehre oder Nutzen gilt, nie gescheut habe. Meine gehorsamste Bitte geht demnach dahin, daß Allerhöchst Dieselben geruhen wollen, mir Allerhöchst Dero Befehle dahin bestimmt ertheilen zu wollen, künftighin keine fremden Weine mehr zu geben, wogegen jedoch die ebenangeführten Bemerkungen gänzlich sprechen; oder daß Allerhöchst Dieselben einen Befehl an den Hofkammerpräsidenten ergehen zu lassen die Gnade haben, welcher folgendermaßen lauten dürfte: „An den Hofkammerpräsidenten. Lieber Graf Stadion! Mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat mir unterthänigst vorgestellt, daß er von der Hofkammer rücksichtlich der für seine Repräsentation nöthigen fremden Weine von der allgemeinen Verfügung enthoben werde, wonach für jede einzelne Partei nur das jähr-

liche Quantum von anderthalb Eimern solcher Weine zu beziehen gestattet ist. Da die Lage des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten eigene Rücksichten darbietet, so haben Sie sich gegen denselben nach den vor obiger beschränkenden Verfügung bestandenen Normalien auch ferners zu benehmen.“ Darauf resolvirte der Kaiser Höchsteigenhändig aus Strakonitz, 9. Juli 1812: „Von der von Mir in Hinsicht der Einfuhr der ausländischen Weine festgesetzten Vorschrift und allgemein angeordneten Beschränkung kann keine Ausnahme stattfinden, und haben Sie sich wie jeder Meiner Unterthanen dieser Anordnung pünktlichst zu fügen. Franz.“ Wie man sieht, war der Einfluß des damals schon sehr mächtigen Ministers seinem Monarchen gegenüber in feste, unüberschreitbare Grenzen gebannt, was bei der Beurtheilung des Wirkens Metternich's nicht außer Beachtung bleiben darf. Auf der anderen Seite wiederum kann das Verhältniß dieses Ministers zu Kaiser Franz, namentlich in allen außerdienstlichen Beziehungen, als ein — wenn es erlaubt ist, sich dieses Ausdruckes zu bedienen — patriarchalisch-gemüthliches bezeichnet werden. Davon gibt eine andere kleine Vorfallenheit aus dem Jahre 1811 Zeugniß, die Metternich's Familienleben betrifft und hier gleichfalls ihren Platz finden mag. Kaiser Franz hatte nämlich aus Anlaß der bevorstehenden Niederkunft der Gemalin Metternich's diesem versprochen, im Falle ihm ein Sohn geboren werden sollte, die Pathenstelle zu übernehmen. Es kam aber eine Tochter zur Welt. Doch hören wir, was Metternich darüber an den Kaiser berichtet und Dieser darauf erwiedert: „Wien, 18. Juni 1811. Eure Majestät! Ich wurde heute durch die im Laufe des Nachmittags erfolgte äußerst beschwerliche und gefahrvolle Niederkunft meiner Frau verhindert, die Fahrt nach Baden, wie ich es vorhatte, zu unternehmen. Ich werde trachten, selbe morgen Abend oder spätestens übermorgen Früh anzutreten, je nachdem ich mit der Petersburger Expedition zu Stande komme. Da meine Frau eine Tochter gebar, habe ich jetzt nur zu den Füßen Eurer Majestät meinen allerunterthänigsten, tiefgefühlten Dank für die gnädige Herablassung niederzulegen, womit Allerhöchst Dieselben im gegentheiligen Falle die Pathenstelle zu übernehmen geruhten. Ich würde mich unendlich glücklich geschätzt haben, Eurer Majestät in einem zweiten Sohne einen treuen und eifrigen Diener zu erziehen. Nun beschränkt sich meine Hoffnung allein auf meinen einzigen Sohn, welcher die verdoppelte Pflicht gegen Eure Majestät und das Allerdurchlauchtigste Haus sicher nie außer Acht lassen wird.“ Darauf antwortete der Kaiser eigenhändig: „Ich wünsche, daß die Gesundheit

Ihrer Gemalin nicht gelitten habe, bedauere, daß ich nicht in dem Fall, die Ihnen versprochene Pathenstelle zu übernehmen, gewesen bin, und rechne darauf, daß Sie aus Ihrem Sohn einen so geschickten und treuen Unterthan und Staatsdiener, wie Sie es sind, erziehen werden. Franz." Es steht uns nicht an, zu bestätigen, wie sehr Prinz Victor, Metternich's erstgeborener Sohn, von dem hier die Rede ist, den in ihn gesetzten Erwartungen entsprochen hat. Er starb in der Blüthe der Jahre (1828) als ein treuer Diener seines Kaisers und Herrn, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten, auf's Tiefste betrauert von Jenen, die die reichen Geistes- und Herzensgaben des jungen Diplomaten schätzen zu lernen Gelegenheit hatten. Jene Tochter, die dazumal an Stelle des erwarteten Knaben das Licht der Welt erblickte, erhielt in der Taufe den Namen Leontine, vermälte sich 1835 mit dem Grafen Moriz v. Sándor, starb 1861, und war die Mutter der Fürstin Pauline, der Gemalin des Herausgebers.

[62]) S. 127. Bei Gelegenheit des Ausbruches des russisch-französischen Krieges schrieb Gentz unterm 24. Juli 1812 an Graf Metternich Folgendes: „Alles, was Eure Excellenz seit acht Monaten und länger vorausgesehen hatten, ist nun, wie es scheint, schon über und über in Erfüllung gegangen. Alle Ihre Calculs sind gerechtfertigt. Denn selbst das Uebel, was aus den jetzigen Begebenheiten für uns und für die Welt hervorgehen kann, lag mit in Ihren Berechnungen, und wer von den früheren Verhandlungen auch nur halb unterrichtet ist, muß anerkennen, daß Eure Excellenz das Aeußerste versucht und gethan haben, um dies Uebel abzuwenden." — Dazu findet sich von der Handschrift des Fürsten Metternich aus dem Jahre 1851 folgende Anmerkung: „Das hier in Rede stehende Uebel war der providentielle Anfang des Napoleon'schen Endes! Daß ich demselben jegliche, mir zu Gebot stehende Hilfe gewährt habe, dies wird die Geschichte mir bezeugen. Habe ich die benöthigte Hilfe gefunden, um das Werk der Rettung zu vollenden?"

[63]) S. 137. Noch am 21. April 1813 schreibt Metternich an Nesselrode: „Je ne veux pas arrêter le départ du présent courrier; je vous prie cependant de me conserver amitié et surtout beaucoup, beaucoup de confiance. Si Napoléon veut faire la folie de se battre, tâchez que l'on ne se démonte pas par un revers que je ne crois

pas trop possible. Une bataille perdue par Napoléon, et toute l'Allemagne est sous les armes."

[64]) S. 144. Ueber die Stimmung aus Anlaß der plötzlichen Abreise des Kaisers Franz in Begleitung Metternich's nach Gitschin und über die Besorgnisse und Hoffnungen, die dies unerwartete Ereigniß in den maßgebenden Kreisen hervorrief, ist es interessant zu vernehmen, wie Gentz, kurz bevor er selbst nach Böhmen abzugehen hatte, sich in einem Schreiben an Metternich ausspricht. Zugleich geben die etwas kleinmüthigen Erwägungen des Briefstellers der Entschlossenheit und Voraussicht des Kaisers Franz und seines Ministers ein bedeutendes Relief. Der Brief ist aus Wien 5. Juni datirt und lautet: .... „Ein öffentliches Urtheil gibt es im Grunde gar nicht mehr. Die große Masse der Einfältigen, d. h. der ganz Ununterrichteten, wird von Problemen, die ihr täglich unverständlicher werden, betäubt und erdrückt und Die, welche sich eine Stimme zutrauen, fragen bei einer neuen Maßregel durchaus nicht mehr: inwiefern sie wohl gut oder verderblich sein könnte, sondern einzig und allein: inwiefern sie zu ihren Ansichten taugt. So ist es nun auch der Reise nach Gitschin gegangen. Die Menge weiß nichts darüber zu sagen, weil sie ihr ein Räthsel ist. Von den beiden extremen Parteien wird sie gemißbilligt. Die Kriegslustigen sehen nichts als schmähliche Friedens-Unterhandlungen, gefahrvolle Zusammenkünfte mit Napoleon oder seinen Ministern, Mystificationen, Zeitverlust, eilte Vorwände oder Unentschlossenheit darin. Die Zitterer halten sie für das unmittelbare Signal zum Kriege und geben zu verstehen (so weit dies heute entre gens de bonne compagnie geschehen darf), daß Die, welche durch diese Reise den Krieg provocirten, es einst schwer zu verantworten haben würden. Eurer Excellenz ist bekannt, daß ich Gottlob zu keiner dieser beiden Parteien gehöre. Meinem Umgange mit Ihnen, aber auch diesem nur allein, verdanke ich es, wenn ich mich heute auf einer Höhe befinde, wo wenigstens keine der *gemeinen* Illusionen mich mehr erreichen kann. Aber die Luft, die auf dieser Höhe weht, ist nichtsdestoweniger von Sorgen und Zweifeln schwer; und am Ende des angestrengtesten und mühseligsten Nachdenkens über die furchtbaren Fragen des Augenblickes begnüge ich mich fast immer, den Himmel zu preisen, daß ich nicht darüber entscheiden darf. Wenn ich Menschen, wie Langenau, Nugent (dessen Urtheil in militärischen Dingen nicht zu verachten ist), Wartensleben,

selbst Merveldt und Andere dieser Art reden höre, so fühle ich mich zuweilen geneigt zu glauben, es komme doch eigentlich nur auf einen herzhaften Entschluß an, um den ganzen Knoten mit einem Schlage zu zerhauen, das bloße Vorrücken einer österreichischen Armee würde Napoleon in eine solche Verlegenheit stürzen, daß ihm kaum mehr ein Ausweg bliebe, seine Operation sei abermals so wahnsinnig gewesen, seine heutige Stellung in Bezug auf die der Alliirten und der österreichischen Macht so halsbrechend, daß, wenn diese beide nur acht Tage in wahrer Gemeinschaft agirten, kaum ein Wunder ihn mehr retten könnte. Wenn ich hingegen von der andern Seite bedenke, was Männer von ähnlichen Gesinnungen vor drei, vier Monaten über die wechselseitigen Vortheile und Nachtheile, unter welchen der Feldzug für die Alliirten und für Napoleon begonnen, sagten, und wie dies Alles die Begebenheiten eines einzigen Monates zu Boden geschlagen, wenn ich mir Napoleon's ungeheure militärische Superiorität und wie doch Niemand vorher berechnen kann, ob er nicht selbst gegen die gefahrvollsten Combinationen in seiner Kunst ein Rettungsmittel finden würde, vorstelle, wenn ich mir die russisch-preußische Armee und Kriegführung, wie sie ist und wie wir sie nun hinreichend kennen, und die österreichische, wie sie allem Vermuthen nach sein wird und bei den bekannten inneren Mängeln nothwendig sein muß, denke, wenn sich meiner Einbildungskraft der schreckliche Fall darstellt, daß er durch eine seiner ungestümen Bewegungen die vereinten Kräfte plötzlich auseinander sprengte und nun jeden Theil einzeln verfolgte und vernichtete, und was dann noch zu thun oder zu hoffen wäre ꝛc. ꝛc. — so scheint mir in manchen Augenblicken, ich würde selbst einem sehr mittelmäßigen Frieden mit offenen Armen entgegengehen."

Von diesem Friedensgedanken geleitet und von der Voraussetzung ausgehend, daß die Frage über Krieg oder Frieden noch eine offene sei, gibt Gentz einige Tage später in einem aus Königgrätz 10. Juni datirten Briefe an Metternich seinen Wünschen und Ueberzeugungen folgenden Ausdruck. Er schreibt: „Meine Wünsche sind unbedingt darauf gerichtet, daß das Problem dieses großen Augenblickes durch Unterhandlungen und nicht durch Waffen gelöst werde. Außer mannigfaltigen Gründen für diese Wünsche, die ich mit Anderen gemein habe, wenigstens haben sollte, bestimmt mich noch ein ganz eigenthümlicher, den ich nur Eurer Excellenz und einigen ganz mit mir gleichgestimmten Seelen anvertrauen könnte. Ich liebe die österreichische Armee ohne Vergleich mehr als alle anderen Armeen und würde mich also freuen, wenn ihr der Ruhm zu Theil

würde, eine glückliche Beendigung dieser Krisis bereitet zu haben. Aber — Gott mag es mir vergeben! — Sie liebe ich noch mehr als die österreichische Armee und keine gewonnene Schlacht würde mir daher die Freude gewähren, die ich über einen durch Ihr Verdienst und Ihre Kunst herbeigeführten, auch nur nach meiner Einsicht zweckmäßigen und ehrenvollen Frieden empfinden würde. Glücklicherweise stimmen mit diesem meinem geheimen Wunsche auch meine besten und reifsten Ueberzeugungen vollkommen überein. — Ich läugne zuvörderst ganz und durchaus, daß es sich hier um die gesammte politische oder moralische Existenz unseres Staates, um Sein oder Nichtsein und wie alle die großen Redensarten weiter lauten, handle. Oesterreich ist in keiner unmittelbaren Lebensgefahr, es komme auch wie es wolle und die von so vielen Seiten widertönenden Weissagungen, als wäre, wenn dies oder das nicht gethan würde, der Untergang des Staates unvermeidlich, rechne ich schlechthin unter die leeren Detonationen, womit man heute die Regierung zu schrecken oder gar zu verwirren sucht. Napoleon's Herrschaft ist wesentlich erschüttert und untergraben; nicht etwa durch den russischen Feldzug oder seit dem russischen Feldzuge; ein Gebäude, das gar kein Fundament hat, sinkt von dem Augenblick, da es errichtet wird; in dem Zeitpunkt des Friedens von Tilsit, unstreitig dem glänzendsten in Napoleon's Laufbahn, und dem furchtbarsten für Europa, offenbarten sich schon — nämlich hellen Augen und unerschrockenen Gemüthern — die Kennzeichen des nahen Verfalles; im Kriege von 1809 wurden sie unverkennbarer. Der Feldzug von 1812 und seine Folge hat sie nun beinahe schon den gemeinsten Blicken enthüllt. Wenn Napoleon — welches ich wahrlich als ein großes Uebel betrachten würde — in einem jetzt abzuschließenden Frieden auch den ganzen vorigen Umfang seiner Nominal-Herrschaft behielte, so bliebe Oesterreich nichtsdestoweniger aufrecht, unverwundbar und jene ephemere Herrschaft um Jahrhunderte zu überleben bestimmt. Wenn von der anderen Seite — wovor uns der Himmel ebenfalls bewahren wolle — der Krieg einen unglücklichen Ausgang hätte, so wären wir dennoch unserer ungestörten Fortdauer gewiß und blos um die fruchtlos verwendeten Leute ärmer. Denn die Lage ist ja heute von der Art, daß Napoleon, selbst nach einer gegen unsere Armee gewonnenen Schlacht, nicht einmal in unser Land eindringen kann, ohne sich den äußersten Gefahren auszusetzen. Diesen Gesichtspunkt fest zu halten, scheint mir wichtig, weil er ganz dazu gemacht ist, unsere Calculs und Berath-

schlagungen nach allen Richtungen hin die größte Freiheit zu geben, dagegen das fatale „Sein oder Nichtsein“ sie ohne alle Noth vermengt, erschwert und verbittert. Die Frage ist heute blos, auf welchem Wege, ob durch Krieg oder Frieden, Oesterreich gegründetere Hoffnung hat, den Sturz der durch ihre eigenen Gebrechen zum unvermeidlichen Untergange bestimmten Präpotenz zu beschleunigen? Jeder Friede, der nicht aller directen und indirecten Herrschaft (Einfluß wäre zu viel gesagt) Frankreich diesseits des Rheines und wenigstens in Ost- und Mittelitalien ein Ende macht, ist ein unvollständiger und lediglich provisorischer Friede; denn kein Gleichgewicht kann je hergestellt werden, so lange nicht jene Bedingungen wenigstens erfüllt sind. Jeder Friede, der sie nicht erfüllt, auf welcher Basis er übrigens geschlossen werde, ist durchaus nur als Waffenstillstand zu betrachten. Hiernach kommt die Hauptfrage so zu stehen: Ist mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der (an und für sich unvermeidliche) Verfall der französischen Macht durch einen vortheilhaften Waffenstillstand oder durch Oesterreichs unmittelbare Theilnahme am Kriege befördert werde? Meine Antwort würde sein: Die Resultate des Krieges können größer werden, die des Waffenstillstandes sind sicherer zu berechnen. Daß wir durch den Krieg Vortheile von erstem Range erreichen, einen viel besseren Waffenstillstand, als Unterhandlungen ihn gewähren könnten — wohl gar einen wirklichen Frieden erstreiten sollten, ist nach Allem, was wir von den Kräften, den Fähigkeiten und den bisherigen Schicksalen Derer, die dann unsere Bundesgenossen würden, wissen — denn allein können wir es doch einmal nicht — in jedem Fall sehr zweifelhaft. Läuft hingegen der Krieg auch nach unserem Beitritt unglücklich ab, so haben wir die Weltherrschaft oder (damit dies unschickliche Wort nur endlich ganz verschwinde) die Präpotenz Frankreichs für einige Jahre von Neuem gestützt. Von der anderen Seite ist jeder Vortheil, den wir durch den Frieden, d. h. durch den Waffenstillstand erlangen, so weit immer Gewinn für die künftigen Maßregeln und Unternehmungen — und was wir und die mit uns gleiches Interesse haben, von Kräften noch besitzen, wird für diese künftigen Unternehmungen geordnet; eine Betrachtung, die von keinem geringen Gewichte ist. Das Mehr oder Weniger der jetzt zu erhaltenden Friedens-Bedingungen kommt freilich hierbei sehr in Anschlag; aber der Haupt-Calcul bleibt doch immer derselbe. Können wir die Auflösung des Herzogthums Warschau, die Wiederherstellung Preußens (die nach meiner Ansicht

nicht sowol durch diese oder jene Vergrößerung an Gebiet, sondern einzig durch den Wiederbesitz von Magdeburg und die Freiheit Hamburgs begründet wird), endlich die Restitution einiger uns abgenommenen Länder, wenigstens der illyrischen Provinzen, bewirken, so halte ich dies für einen sehr glücklichen Waffenstillstand und schlage zu. Gelingt es aber auch nur, Napoleon zur Verzichtleistung auf Polen zu bewegen, so sage ich: autant de gagné! Ueberlasse nun aber größeren Rechenmeistern als ich bin, zu bestimmen, ob nach den Regeln einer vernünftigen Probabilität durch Krieg ein Mehreres zu erwarten ist und wenn sie „Ja" sagen, stimme ich gleich für den Krieg. So allein beurtheile ich die Aufgabe; alles Andere ist Hirngespinnst oder Wortkram. — Unendlich viel ist überdies durch den Frieden, wie auch die Bedingungen lauten mögen, gewonnen, wenn forthin Oesterreich, Rußland und Preußen auf's Genaueste mit einander verbunden bleiben. Und da Oesterreich sich einmal über seine Grundsätze in Ansehung des gesammten politischen Systems so rein, so freimüthig, so groß, so weise und selbst gegen Napoleon so deutlich ausgesprochen hat, daß es in dieser Rücksicht nie wieder zurücktreten kann, so scheint mir eine solche Allianz, wenn sie nicht durch grobe Ungeschicklichkeiten oder muthwillige Fehler verscherzt wird, ganz in der Natur der gegenwärtigen Lage gegründet. Ich habe diese Ideen vor einiger Zeit Jemandem, den Eure Excellenz und ich gemeinschaftlich schätzen, mitgetheilt und zu meiner unaussprechlichen Satisfaction vernommen, daß auch Sie Ihr Augenmerk darauf gerichtet hätten, welches denn nun schon für mich die höchste Garantie ihrer Tauglichkeit wäre. Ueberhaupt ist das Größte und Entscheidendste nun einmal gewonnen und unwiderruflich gewonnen. Die Welt und Napoleon wissen, daß das österreichische Kabinet den gegenwärtigen Zustand von Europa als einen unzulässigen, mit allen Ideen von Ordnung, Ruhe und Gerechtigkeit streitenden, mithin durchaus anormalischen und unerträglichen Zustand betrachtet! Hierin liegt mehr, als in sechs der französischen Oberherrschaft entrissenen Provinzen. Ueber den Punkt der öffentlichen Meinung bin ich, obgleich nicht völlig beruhigt, doch — ich muß es aufrichtig bekennen — durch das stille und freie Nachdenken während der letzten drei Tage viel gleichgiltiger geworden, als ich Eurer Excellenz noch in meinem letzten Briefe geschienen haben mag. Alles wohl überlegt, fühle ich doch ein weit größeres Bedürfniß, die öffentliche Meinung zu beherrschen oder zu reformiren, als Gesetze von ihr anzunehmen.

So wie sie ist, darf sie nicht bleiben, wenn nicht eine noch schlimmere Präpotenz als die französische daraus hervorgehen soll. Es muß wieder geglaubt, es muß wieder gehorcht, es muß tausendmal weniger als jetzt raisonnirt, oder es kann nicht mehr regiert werden. Dies Uebel hat eine Riesengestalt angenommen und bedroht uns mit radicaler Auflösung. Wir verspotten es zu oft, wir verachten es zu sehr; wir sind gegen die Schreier und Aufwiegler viel zu gleichgiltig; ihr Unsinn belustigt uns und wenn sie ernsthafter werden, macht es uns höchstens Langeweile oder Aerger; in welchem Grade er aber die Regierungen lähmt, untergräbt, decreditirt, das fühlen thätige Staatsmänner nicht so sehr, als aufmerksame und unterrichtete Zuschauer. Ich habe dies studirt, ob ich gleich zittern würde, wenn ich wirksame Arzneien gegen diese tödtliche Krankheit angeben sollte. In den höchsten Classen hat sie den Gipfel erreicht; dort hat sie von einer Seite alle gesellschaftliche Unterhaltung gemordet, und von der anderen Seite ein usurpirtes Tribunal, vor welchem nun auch keine, keine Maßregel der Regierung mehr besteht, errichtet. Ich sage oft zu diesen Menschen: Mais, Messieurs et Mesdames, en savons-nous donc plus que le Gouvernement? Sommes-nous plus instruits que l'Empereur? Avons-nous plus de moyens que son Ministre? Sie meinen aber Alle: Ja, Ja! und fahren fort, ihre Welt zu belehren und

Hoc fonte derivata clades
In patriam populosque fluxit.

Diese Betrachtungen schwächen natürlich das Gewicht, was das Urtheil des Publicums sonst von Rechtswegen haben sollte, und es ist nachgerade so weit gekommen, daß mir eine Maßregel gleich verdächtig scheint, wenn ich sie vom Publicum in Schutz genommen sehe."

Es ist uns nicht bekannt, ob auf die beiden vorangeführten Briefe eine Antwort erfolgt ist oder nicht. Uns wenigstens liegt keine vor. Jedenfalls läßt sich vermuthen, was Metternich von den bezüglichen Expectorationen seines geistvollen und kenntnißreichen Hofrathes gedacht haben mag, wenn man folgende Marginal-Bemerkung Metternich's liest: „Gentz war stets geneigt, die Lagen in den grellsten Farben aufzufassen und von einem Extrem der Hoffnung zu dem des Mißlingens der Unternehmung überzuspringen. Alles, was zu kriegerischen Operationen gehörte, stand außer dem Bereiche seines Fassungsvermögens, er scheute sich selbst vor dem Ins-Auge-Fassen solcher Operationen, als fielen Schüsse auf dem Felde der Gedanken." — Diese Worte finden sich von

Metternich's Hand auf einem Memoire Gentz' aus jener Zeitperiode angemerkt. Zugleich gestatten dieselben einen Einblick in das dienstliche Verhältniß zwischen Metternich und Gentz, worüber man sich bisher eine ganz irrige Vorstellung machte. Erst die neueste Geschichtsliteratur hat hierüber etwas mehr Licht verbreitet, und auch die vorstehenden Mittheilungen sind ein Beitrag zur Erkenntniß, wie wenig Gentz in die letzten Absichten Metternich's eingeweiht war, wenn dieser auch sonst die Talente des seltenen Mannes zu würdigen und seine meisterhafte Feder für staatsrechtliche Arbeiten, bei Congreß-Berathungen und im Bereich der Presse sehr wohl zu benützen verstand.

[65]) S. 144. Die Vermittlungs-Vorschläge, welche Bubna an Napoleon zu überbringen hatte, waren: 1. Aufhebung der politischen Existenz des Herzogthums Warschau und Verwendung seiner gegenwärtigen Bestandtheile zur Verstärkung der Zwischenmächte; 2. Rückgabe der illyrischen Provinzen an Oesterreich mit einer guten Grenze gegen Italien; 3. Verzicht Frankreichs auf die überrheinischen Departements in Deutschland. — Ueber die Sendung Bubna's finden sich in dem Schriften-Nachlasse Metternich's keine Aufzeichnungen vor. Die Ergänzung durch Actenstücke aus dem Staats-Archive schien uns hier entbehrlich, da das dort befindliche Materiale erst in neuester Zeit literarisch benützt worden ist in Oncken's Werk: „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege", dem wir auch die obigen drei Vermittlungspunkte entlehnten. — Da Herrn Oncken die Quellen des österreichischen Staats-Archives für seine literarischen Zwecke offen standen, so erklärt sich anderseits der Umstand, daß manche Documente, die wir für die gleiche Zeitperiode dem eigenen Schriften-Nachlasse entnommen haben, mit seinen Publicationen identisch sind, was wir im Allgemeinen hervorheben, ohne in jedem einzelnen Falle darauf hinzuweisen. Aber schon aus diesem Grunde sehen wir uns veranlaßt, die Aufmerksamkeit der Leser auf dieses Parallelwerk zu lenken, indem wir uns zugleich angenehm verpflichtet fühlen, dem Verfasser desselben in Anerkennung seines bahnbrechenden Standpunktes unsern Dank öffentlich dafür auszusprechen, daß er als einer der Ersten, fern von apologetischer Schönfärberei, aber auch frei von Vorurtheilen (in denen selbst österreichische Geschichtschreiber der neuesten Zeit noch allzusehr befangen sind), mit objectiver Gründlichkeit und urkundlicher Treue dem Wirken Metternich's in einem der glanzvollsten Lebensabschnitte des Staatskanzlers nach-

geforscht und die aufschlußreichen Ergebnisse seiner Forschung der Oeffentlichkeit übergeben hat.

[66]) S. 148: Innerhalb der folgenden zwei Tage hatte auch Gentz, der sich von Ratiborschitz nach Opočno verfügte, eine hochinteressante Unterredung mit Kaiser Alexander, worüber er unterm 22. Juni 1813 an Metternich berichtet: „Ich fand den Kaiser im Ganzen gerecht, billig und vernünftig; bei gewissen Wendungen des Gesprächs jedoch sehr montirt; ich bemerkte wohl, daß die Idee, vom Kriege abzulassen, ohne die großen Zwecke, mit welchen man sich schmeichelte, erreicht zu haben, ihm an der Seele nagte, und daß er (seinem Gefühle nach) ein Königreich darum geben würde, wenn er Oesterreich bewegen könnte, ohne irgend einen Friedensversuch die Waffen zu ergreifen. Doch scheint er von der andern Seite vollkommen einzusehen, daß es reiner Unsinn wäre, den Krieg, ohne Oesterreichs Beitritt, fortsetzen zu wollen. Im Anfange der Unterredung blieb ich dabei stehen, ihn auf die große Verschiedenheit der Standpunkte, aus welchen Rußland, Oesterreich und Preußen diese Sache betrachten und behandeln müßten, aufmerksam zu machen. Ich richtete mein Raisonnement darauf, der Krieg sei für Preußen ein Krieg der Nothwendigkeit und beinahe der Verzweiflung; für Rußland halb Ehrensache, halb politischer Calcul; für Oesterreich reiner Calcul, nicht etwa auf gemeines Interesse und selbstsüchtige Zwecke, sondern auf die höchsten und umfassendsten Rücksichten der Gegenwart und Zukunft gegründet. Oesterreich könne noch und müsse daher — nicht blos für sich, sondern für Alle — berathschlagen und sorgfältig berechnen, ob das, was durch seine Theilnahme am Kriege, auch unter günstigen Auspicien, auf's Spiel gesetzt würde, nicht auf der Wagschale der Vernunft und gesunden Vernunft einem Frieden, der das Alles enthielte, und einige sehr bestimmte Verbesserungen (wenngleich nicht die, die wir Alle sehnlich gewünscht hätten) und neue Garantien und glücklichere Aussichten für die Zukunft hinzufügte, den Ausschlag geben solle. Ihm, dem Kaiser, würde eine solche Berechnung, wie ich wohl begriffe, schmerzhaft und empfindlich sein; aber Oesterreich befände sich in der Lage, daß es sie, ohne sich gekränkt zu fühlen, anstreben könnte; und seine Pflicht sei es also, dies saure Geschäft seinen Freunden abzunehmen. So allein bäte ich ihn, das zu erklären, was ihm vielleicht in manchen Augenblicken als Unentschlossenheit und Schwäche erschiene. Oesterreich ließe ihm gewiß volle unbedingte Gerechtigkeit widerfahren; „Si M. de

Metternich était Ministre de Votre Majesté et placé par conséquent comme un Ministre de Votre Majesté l'est aujourd'hui, Votre Majesté trouverait peut-être en lui un des avocats les plus ardents de la guerre"; als österreichischer Minister müsse er anders sehen und handeln; und der Kaiser sei viel zu gerecht und groß, um dies nicht anzuerkennen. Durch diese Darstellung gewann ich schon ziemlich viel Terrain. — Meine Hauptrede stellte ich aber auf folgende Argumente. Zwei große, ungeheure Resultate sind jetzt schon gewonnen. Eins: die enge Verbindung und das treue Einverständniß zwischen den beiden deutschen Hauptmächten und Rußland. Das andere: „L'état de protestation permanente contre tout système d'envahissement et de prépondérance dans lequel ces trois Puissances doivent dorénavant persister, quel que soit le dénoûment momentané de la crise." Diese beiden unermeßlichen Vortheile zu erhalten und zu behaupten, wäre heute nach meiner Ansicht das Fundamentalgesetz aller anti-napoleonischen Politik und eine fast unfehlbare Grundlage zur allmäligen Wiederherstellung des Gleichgewichtes und der Ordnung in Europa. Ich sagte nun weiter: „Si Sa Majesté l'Empereur d'Autriche me faisait aujourd'hui l'honneur de me consulter sur le parti à prendre dans le cas où la Russie et la Prusse seraient inébranlablement décidées pour la continuation de la guerre, je dirais: Plutôt la guerre, — quand même Votre Majesté ne l'approuverait pas, — qu'une marche qui nous séparerait de nouveau de la Russie et de la Prusse. Mais de même, si Votre Majesté me demandait mon avis dans le cas où l'Autriche croirait avoir des motifs péremptoires pour éviter la guerre, je ne balancerais pas à lui dire: Plutôt la paix, — quelque répugnance qu'elle inspire à Votre Majesté, — que de Vous séparer de nouveau de l'Autriche." Durch dieses Raisonnement schien er sehr frappirt, hörte es (wie überhaupt jedes meiner Worte) mit gespannter Aufmerksamkeit an und antwortete mir: „C'est très-vrai, c'est très-beau; voilà ce qui s'appelle parler en homme d'État! L'union est plus nécessaire que tout le reste, etc." — Ein sehr großer Theil des Gespräches hatte Eure Excellenz persönlich zum Gegenstande. Der Kaiser gestand mit Freimüthigkeit, man hätte ihm über Ihre politischen Grundsätze und Ihren politischen Charakter allerlei nachtheilige Eindrücke beizubringen gesucht (er gab zu verstehen, daß dies hauptsächlich von Romanzow herrührte), und er hätte daher lange Mißtrauen genährt. Dies sei aber durch Vieles, was in den letzten Monaten geschehen, und besonders durch

seine neulichen Gespräche mit Ihnen ganz verwischt und er glaube jetzt steif und fest, Eure Excellenz hätten gethan und würden thun, was Sie könnten."

67) S. 157. Die Erzählung von den Begebnissen im Marcolinischen Palais zu Dresden folgt nahezu wortgetreu den Aufzeichnungen, die Metternich selbst über seine Unterredung mit Napoleon in eine eigene, im Jahre 1820 verfaßte, seither (in Helfert's „Marie Louise") publicirte Denkschrift niedergelegt hat. Es ist selbstverständlich, daß Metternich bei der späteren Abfassung der „Geschichte der Allianzen" (im Jahre 1829) sein früheres Manuscript (vom Jahre 1820) benützte. In dasselbe hatte sich jedoch eine kleine chronologische Unrichtigkeit eingeschlichen. Es wurde nämlich darin der 22. Juni als Tag der Abreise von Gitschin und der 23. Juni als Tag der Unterredung mit Napoleon angegeben, während erstere am 24. Juni und letztere am 26. Juni stattgefunden hat. Die Richtigkeit dieser Daten ist nun durch die Uebereinstimmung mit den Angaben jenes Vortrages, welchen Metternich gleich nach der Unterredung mit Napoleon noch am selben Abend an Kaiser Franz erstattete, außer Zweifel gestellt. Diesen unter dem unmittelbaren Eindruck des großen, folgenschweren Ereignisses niedergeschriebenen Bericht, dem ein „Précis sommaire d'une conversation avec l'Empereur Napoléon" beiliegt, findet der Leser in der Schriften-Sammlung des Dritten Buches (SS. 185.186). Durch diese Actenstücke werden nicht blos die chronologischen Daten endgiltig festgestellt, sondern auch so manche andere Irrthümer berichtigt, die sich in Beziehung auf den Inhalt jener berühmten Unterredung bei Fain und, auf dessen Autorität hin, bei Thiers und in anderen französischen und deutschen Geschichtswerken vorfinden, wie dies erst jüngsthin der Historiker W. Oncken in scharfsinniger Weise nachgewiesen hat. — Nicht ohne Interesse dürfte es übrigens sein, die kritischen Ansichten Metternich's über die Schriftsteller zu vernehmen, die sich vorzugsweise mit der Geschichtschreibung jener wichtigen Zeitperiode befaßten. — Was vor Allem Fain betrifft, dessen „Manuscrit" der nachfolgenden Literatur als ausschließende Quelle gedient hat, so liegt uns darüber ein kurzes, aber prägnantes Urtheil Metternich's vor, indem er (an Gagern 1833) schreibt: „Von dem, was Fain von meinen persönlichen Verhandlungen mit Napoleon im Juni 1813 sagt, ist Nichts wahr. Fain stand im Kabinet Napoleon's und er folgte treu den Befehlen des Herrn.

So wollte dieser Letztere, daß man die Dinge glauben sollte und so gewürdiget bietet sein Werk ein lebendiges Interesse." — „Ebenso reichhaltig," fährt Metternich in demselben Schreiben fort, „sind die Memoiren Bourrienne's in dem, was die Persönlichkeit Napoleon's betrifft. Wahren historischen Werth haben de Pradt's „L'ambassade de Varsovie" und Segur's „Campagne de 1812". Alles Andere gehört zur Spreu, aus der nur einzelne Körner gesammelt werden können, Autoren- und Buchhändler-Speculationen, welche nur dazu dienen, das Wahre in den Dingen zu verfinstern." — Beim Erscheinen des XV. Bandes von Thiers' „Histoire du Consulat et de l'Empire", der die Zeit vom Mai 1812 bis Juni 1813 umfaßt, nahm Metternich (im März 1857) die Feder zur Hand, um seine ersten Eindrücke bei Lesung dieses Bandes auf's Papier zu bringen. Der betreffende, auch wegen der darin vorkommenden persönlichen Beziehungen der beiden Staatsmänner nicht uninteressante Aufsatz mag hier vollinhaltlich seinen Platz finden. Metternich schreibt: „Um meine ersten Eindrücke bei Lesung des XV. Bandes der „Histoire du Consulat et de l'Empire" von Thiers zu begründen, muß ich auf die persönlichen Stellungen des Herrn Thiers und die meinige zurückgehen. Ich bin mit Herrn Thiers zweimal in persönliche Berührung gekommen. Im Jahre 1838 hatte sich derselbe unter dem Vorwand, der Krönungsfeierlichkeit des Kaisers Ferdinand als König des lombardisch-venetianischen Königreiches beizuwohnen, nach Como begeben, woselbst ich ihn antraf. Er eröffnete mir, daß der wahre Zweck seiner Reise in dem Wunsche liege, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Vor Kurzem aus dem Ministerium getreten, bemühte er sich, mir glauben zu machen, daß er auf die Idee eines jemaligen Wiedereintrittes in dasselbe verzichtet habe und gewillt sei, den Rest seines Lebens literarischen Arbeiten zu widmen. Ohne dieser Versicherung Glauben zu schenken, veränderte sie Nichts in meinem ganz natürlichen Vorhaben, mich mit Thiers in keine anderen als höchst oberflächliche Gespräche fern vom Gebiete der Politik einzulassen. Unsere auf allgemeine Höflichkeitsbezeigungen beschränkte Unterredung zu Como hat sich nicht über den Zeitraum einer Stunde erstreckt. Wenige Monate später übernahm Herr Thiers die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, welche von der orientalischen Frage beherrscht waren, einer Frage, bei deren Entwicklung und Verlauf sich meine politische Richtung im directen Gegensatze zu der des französischen Kabinets befand. Im Frühjahr 1850, als ich in Brüssel war,

ließ Herr Thiers die Frage an mich stellen, ob ich bereit wäre, ihm zu Zwecken seines im Zuge befindlichen Geschichtswerkes Aufklärungen über Thatbestände in den Jahren 1809 und 1810 zu liefern. Ich erklärte mich dazu bereit und Herr Thiers kam nach Brüssel. Er stellte mir zwölf Fragen, welche ich ohne Anstand bis auf zwei, die sich auf officielle Worte bezogen, alsbald beantworten konnte. Ueber die erwähnten zwei Fragen ließ ich den Thatbestand im Archiv der Staatskanzlei zu Wien erheben und theilte Herrn Thiers das Ergebniß der Forschung mit. Unsere Unterredung zu Brüssel beschränkte sich auf die Geschichte der beiden Jahre 1809 und 1810 und auf die damalige Lage Frankreichs. Von dem Ende der Regierungsperiode Napoleon's I. sprach mir Herr Thiers in dem gleichen Sinne, welcher sein geschichtliches Werk wie ein rother Faden durchzieht. Meine Rückäußerungen waren in Maß und Ziel beschränkt. — Diese Thatsache verleiht dem Inhalt des XV. Bandes einen eigenen Werth, welchen ich durch die vorstehende Notiz festzustellen glaube.“ —

Was den Schauplatz der berühmten Unterredung Metternich's mit Napoleon betrifft, so zeigt man heute noch im Marcolini'schen Palais, das jetzt zu einem Stadtspital umgeschaffen ist, die beiden Zimmer, wo die folgenschwere Zusammenkunft stattfand. Die Zimmer liegen im Erdgeschoß und stehen in directer Verbindung mit dem Garten. Die Thüre, durch welche Metternich seinerzeit ein- und austrat, ist jetzt zugemauert, weil die Räume, die dazumal als Vorgemächer, vielleicht auch als Empfangs-Salon dienten, gegenwärtig zu Krankensälen benützt werden.

[68]) **S. 162.** Ueber die in Brandeis gewechselten Schriftstücke zwischen Kaiser Franz und Metternich siehe „Metternich's Instruction für die Conferenzen in Prag“ (SS. 187.188). Um jene Zeit schrieb Metternich über die Frage: ob Krieg oder Frieden? folgenden Brief an seinen Vater aus Prag: „Aurons-nous la guerre ou non? Personne ne peut, avant le 10 Août, résoudre cette question, et je dis personne, inclusivement Napoléon. Mais arrive que voudra, j'aurai fait mon devoir, et si j'épuise toutes les chances de paix, il n'est pas moins sûr que la guerre se fera avec des chances de réussite bien au delà de tout ce que vous pouvez vous figurer. Il faut être au centre des affaires, il faut se trouver placé comme je le suis, voir tout ce qui se passe partout, savoir ce qu'il y a de moyens d'un côté et de manque de moyens de l'autre; — en un mot, il faut être dans le

foyer même pour se faire une idée juste de la véritable position des choses. Jamais il n'y en a eu une plus compliquée, et jamais rôle d'une Puissance quelconque n'a été comparable au nôtre. Nous sommes si complétement le foyer de tout, que toutes les paroles, — il n'est pas question de négociations, — passent par nous. Napoléon se trouve si singulièrement placé, qu'aussi souvent qu'il lui arrive de frapper à une porte, il reçoit pour toute réponse: Allez demander au Cabinet autrichien. — Il est possible que Caulaincourt arrive cette nuit. Tout cela n'est rien: Prague est pour le public, et tout ce qui se fait hors de Prague est la chose."

[69]) S. 163. Ueber das rühmlichst bekannte Kriegsmanifest 1813, dessen Verfasser, wie alle Welt weiß, Gentz ist, äußert sich dieser in einem Briefe an Metternich vom 4. September 1813 wie folgt: „Das Manifest konnte und sollte nur ein Verdienst haben: die politische Administration der letzten drei Jahre als ein Ganzes darzustellen und den Charakter derselben dem einsichtsvollen Theil der Zeitgenossen anschaulich zu machen. Als mir Ancillon schrieb: „Vous avez parlé comme le Ministère autrichien a agi; voilà votre plus bel éloge," so floß der erste Balsam in mein Herz. Als ich nachher vernahm, daß man das Manifest blos wie eine Glasscheibe betrachtet, jenseits welcher sich jenes politische System, welches ich wahrlich nicht erfunden hätte, welches gefaßt zu haben, mir schon Ruhm genug ist, ganz so darstellte, wie es war; als selbst Friedrich Schlegel mir schrieb: „Jetzt begreife und fühle ich, daß Alles gerade so geleitet werden mußte, wie es geleitet ward, daß nichts, gar nichts anders gehen durfte" — so fing ich an, ein Wohlbehagen, eine Freude über mich selbst zu fühlen, wie ich sie seit 1806, wo mir im Sinn der damaligen Zeit etwas gelungen war, nicht wieder gekannt habe. Denn mein Triumph kann nur darin bestehen, daß ich Ihren Triumph, den wahren, den handelnden, den, von welchem die Sprache nur ein schwacher Abglanz ist, und den Welt und Nachwelt fühlen und anerkennen wird, verherrlichen helfe."

[70]) S. 167. Von welch' zuversichtlicher Stimmung Metternich mitten in der Action beseelt war, davon gibt ein Brief Zeugniß, den er an seinen ehemaligen Erzieher Abbé Höhn, damals Pfarrer zu Tajax in Mähren, gerichtet hat. Das Schreiben, aus Teplitz 3. October 1813 datirt, lautet: „Ich danke Ihnen, lieber Abbé, für Ihren letzten

Brief. Ihrer Theilnahme an allen großen Ereignissen sicher und ebenso gewiß der freundschaftlichen Sorge, welche Sie für mein politisches Heil tragen, kann ich Sie getrost bitten, ganz ruhig zu sein. Ich habe ein großes Werk begonnen; lange und sachte bin ich vorgeschritten, alle Kräfte mußten gesammelt, der Zeitpunkt abgewartet werden. Wir mußten moralisch Recht haben, um dieses Recht materiell durchfechten zu können. Der Himmel hat das Unternehmen gesegnet, er hilft uns, weil wir uns helfen, und in Kurzem wird es der französischen Uebermacht wie der Ceder auf dem Libanon ergehen! Die Lebenskraft Napoleon's ist gelähmt, das Riesengebäude ist im unaufhaltbarsten Sinken. Ohne Armee führt auch der beste Feldherr keinen Krieg, und die Armee Napoleon's ist keine Armee mehr. Wir haben eine mehr als dreifache Uebermacht, unsere Kräfte sind verjüngt und gestählt, die seinigen veraltet und zerbrochen. Wir gehen langsam, weil wir sicher gehen wollen; wir wollen kein Werk für den Augenblick, sondern eine gründliche Cur — keine heroischen, aber sichere Mittel. Daß ich, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, das Werk durchführe, dafür sei Ihnen nicht Angst. Das Schwerste ist überstanden. Nun gilt es Beharrlichkeit und festen Willen, den geraden Weg zu gehen und wir haben die erstere und den Willen."

Einige Tage früher schrieb Metternich an seinen Vater: „Nos affaires vont bien, et cela sur la plus large échelle. L'Europe sera sauvée, et je me flatte que l'on finira par ne pas m'en attribuer le plus faible mérite. Dieu m'a doué de patience et de force. Depuis des années ma marche politique a été la même, et une grande Puissance telle que l'Autriche doit essentiellement vaincre tous les obstacles, si elle est bien dirigée, et surtout si sa marche est uniforme et toujours tendant au même but. Ce n'est pas pour rien que j'ai voulu, avant d'entreprendre la grande œuvre, bien connaître mon adversaire et nos forces. Je connais mieux le premier que personne en Europe, et j'ai porté les dernières à un point auquel personne ne les croyait plus susceptibles d'arriver après tant d'années de défaites et de malheurs. Il ne restait plus que le moment à trouver, où il serait possible d'entreprendre la chose sans risques excessifs. J'ai préparé cette époque par l'armistice du 4 Juin, et je l'ai atteinte par le coup le plus hardi possible, par une prolongation de l'armistice de vingt jours, que j'ai pris sur moi de stipuler au nom des Puissances, sans leur en dire un mot; car, de leur su, la chose devenait impossible. Les résultats ont prouvé que mes calculs étaient

justes. Les armées russes et prussiennes sont venues à temps couvrir le nord de la Bohême et fixer l'attention principale de Napoléon sur la gauche de l'Elbe. Blücher et le Prince Royal ont eu le temps d'être prêts; ils sont restés assez éloignés pour forcer Napoléon à diviser ses forces en trois. Elles ont été battues partout, et il est difficile de ne pas évaluer le minimum de sa perte, depuis l'ouverture de la campagne, à plus de cent cinquante mille hommes et à plus de trois cents pièces de canon. Son armée est entièrement démoralisée; elle se meurt de fatigue et de faim. Les nôtres sont dans le meilleur état et animés d'un esprit rare. J'ai vu, il y a deux jours, des bataillons crier d'impatience de ne pas voir l'armée française descendre des montagnes. Nous allons redevenir très-actifs, et Dieu couronnera la fin de la sainte entreprise. Napoléon n'a plus de réserve, et nous en avons une de plus de deux cent mille hommes. L'armée de Benningsen vient d'entrer en ligne. Celles de Labanoff et de Tolstoy s'approchent de l'Oder. Nous aurons plus de monde, à la fin de chaque mois, que nous ne pouvons en perdre. Toute la Prusse est sous les armes, et toute l'Allemagne va l'être." An seine Tochter Marie schrieb Metternich aus Teplitz unterm 1. October 1813: „Tout prouve que l'heure a sonné, et que ma mission de mettre fin à tant de maux est arrêtée par les décrets du Ciel. Napoléon pense à moi, j'en suis sûr, à toute heure; je dois lui apparaître comme une espèce de conscience personnifiée; je lui ai tout dit et prédit à Dresde; il n'a voulu croire à rien, et le proverbe latin: Quos Deus vult perdere dementat, — que vous pourrez faire traduire par Victor, — s'est de nouveau vérifié."

71) S. 172. In einer Denkschrift aus jener Zeit — sie trägt das Datum vom 11. November 1813 und ist unseres Wissens noch nicht zur Veröffentlichung gelangt — widmet Gentz den Männern, die sich um den glücklichen Erfolg der Völkerschlacht bei Leipzig das größte Verdienst erworben, Worte der Anerkennung, die wir hier folgen lassen: „Le plan de campagne, — qui n'a pas été, comme on l'a gratuitement répandu, l'ouvrage du général Moreau, puisque au moment de l'arrivée de ce général à Prague ce plan avait déjà reçu sa dernière sanction, — était concerté avec beaucoup d'intelligence, et a été exécuté avec beaucoup de précision et de vigueur. Le Prince de Schwarzenberg n'ayant jamais commandé de grandes armées, ne pouvait pas, dès son début, inspirer cette confiance absolue qu'on n'accorde qu'à l'habitude

des succès. C'est un homme, d'ailleurs, d'une grande modestie, d'une simplicité et d'une douceur extrêmes. Lorsque, pendant tout le mois de Septembre, on le vit décidé à ne rien donner au hasard et à attendre le moment propice, les esprits inquiets et les frondeurs téméraires commencaient déjà à condamner sa prudence, et à parler de lui comme d'un général au-dessous de la tâche qui lui était imposée. Il s'est vengé bien glorieusement de ces propos. Tout le monde reconnaît aujourd'hui qu'il fallait exactement un homme tel que lui pour modérer la fougue des uns, pour contenir la jalousie des autres, pour réunir dans un même cadre les vues et les plans de trois Souverains et d'une demi-douzaine de généraux soutenus, comme Barclay, Wittgenstein, Benningsen, Kleist, etc., par une ancienne et brillante réputation. La sagesse et la fermeté avec lesquelles le Prince de Schwarzenberg a poursuivi ses opérations, sans jamais céder ni aux clameurs de la multitude ni aux importunités des grands, est une victoire de plus qu'il a remportée, et le vrai fondement de toutes les autres. — L'éclat des services rendus par ce général rejaillit en grande partie sur M. le Prince de Metternich, qui a le mérite de l'avoir désigné pour le commandement, et de l'avoir soutenu contre tous les mécontents et tous les détracteurs. Sans M. de Metternich, le Prince de Schwarzenberg n'aurait ni accepté ni gardé le commandement en chef; de sorte que le même Ministre qui a été l'âme de toutes les combinaisons politiques, a encore directement assuré le succès des opérations militaires. Il a même suivi de sa personne tous les mouvements de l'armée, et s'est toujours trouvé à côté du Prince de Schwarzenberg pendant l'action. — Après celui-ci, on doit incontestablement assigner le premier rang, en fait de mérite militaire, au chef de l'armée de Silésie, le respectable vétéran Blücher. Le plan d'opération formé par le chef de son état-major, le général Gneisenau, était un chef-d'œuvre, et l'exécution de ce plan dans tous ses détails, depuis Breslau jusqu'à Leipzig, la partie la plus ingénieuse, la plus savante et la plus brillante de la campagne. On n'est pas également content du Prince Royal de Suède. L'opinion générale est que les beaux faits d'armes qui ont amené et suivi la bataille de Dennewitz et les différents passages de l'Elbe, ont été beaucoup plus l'ouvrage des quelques excellents généraux prussiens et russes, tels que Bülow, Tauenzien, Czerniczeff et Tettenborn, servant sous ses ordres, que le sien."

72) S. 175. Ueber den glänzenden Ausgang der bisherigen Unternehmung schreibt Metternich an seinen Vater aus Frankfurt am 17. November 1813 Folgendes: „Je vous réponds de la fin la plus glorieuse de tout ce que nous avons entrepris. Le Ciel a couronné nos efforts bien au delà de ce qu'il en apparaît aux yeux du public. Il faut être initié, comme moi, dans les détails de l'intérieur de la France, voir d'aussi près que moi, pour pouvoir se placer tout juste au véritable point entre la crainte et l'espoir, entre la vérité et l'illusion. J'ai la douce jouissance de voir l'Empereur reconnaître que mon zèle pour son service n'a pas été sans succès; il sent qu'il me doit une partie du bonheur dont il jouit à la suite de vingt années de malheurs. Il me le dit, et je ne le flatte pas en lui répondant par l'expression la plus vraie de ma conviction, que Lui, sa fermeté et cette qualité si précieuse et de laquelle on ne le croyait guère susceptible, — sa confiance, — ont sauvé l'Europe, et l'Autriche ne se sauvait pas sans l'Europe. Je sais bien que cette dernière vérité va être taxée d'être toute vulgaire; chacun a de l'esprit après coup; même ceux qui ont prêché pour le rien faire, ou pour le parti tout à fait opposé, voudront avoir tout prédit. Moi, je me borne à ma conviction de ne pas m'être trompé dans mes moyens, et c'est beaucoup en 1813."

Aus der Zeit des Aufenthaltes der verbündeten Monarchen in Frankfurt erzählt Metternich eine für Kaiser Franz charakteristische Anekdote, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen. „Im Jahre 1812," schreibt Metternich, „hatte der Fürst-Primas von Deutschland, Freiherr v. Dalberg, einen Orden „der Eintracht" gestiftet. Als wir nach dem Siege von Leipzig nach Frankfurt kamen, stellte sich einer der neuen Ordensritter dem Kaiser von Oesterreich vor, um Allerhöchstdessen Bewilligung zu erhalten, den besagten Orden „der Eintracht" forttragen zu dürfen. „„Wenn Sie sich nicht schämen,"" bemerkte der Kaiser Franz, „„ist es mir ganz Eins, wenn Sie den Orden tragen.""

73) S. 177. In der berühmten, für ewige Zeiten denkwürdigen Erklärung aus Frankfurt vom 1. December (die irrthümlicherweise der Feder Gentz' zugeschrieben wird) bestätigen die verbündeten Mächte dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebietes, wie sie Frankreich nie unter seinen Königen hatte. „Les Puissances confirment à l'Empire français une étendue de territoire que n'a jamais connue la France sous ses anciens Rois, parce qu'une nation

valeureuse ne déchoit pas pour avoir, à son tour, éprouvé des revers dans une lutte opiniâtre et sanglante, où elle a combattu avec son audace accoutumée." Diese Ausdrucksweise erhält ihre eigentliche Bedeutung erst durch eine Verbindung mit den von St. Aignau an Napoleon überbrachten Vermittlungs-Vorschlägen der Verbündeten, worin von den Pyrenäen, den Alpen und dem Rhein als den natürlichen Grenzen Frankreichs die Rede war. Die Proclamation selbst begnügte sich mit einer damals wohl verständlichen Andeutung zwischen den Zeilen.

[74]) S. 184. Ueber den Empfang unserer Truppen in der Schweiz, sowie über den Eindruck der Publicationen aus Metternich's Feder entnehmen wir einem Privatschreiben des Letzteren aus Freiburg vom 26. December 1813 Folgendes: „La Suisse nous a reçus à merveille; nous sommes en pleine marche vers l'intérieur de la France, et c'est une chose assez plaisante qu'une conférence comme celle que j'ai tenue hier chez moi, pour régler la manière d'administrer les départements que nous occupons déjà en partie et que nous allons occuper encore. Vous verrez dans les feuilles une note que j'ai fait adresser par Lebzeltern et Capo d'Istria au Landamman de la Suisse, et vous vous convaincrez que, si nous savons bien faire, nous savons aussi bien parler. Je me suis en général établi en conversation avec l'Europe depuis quelque temps, et c'est chose assez difficile. Ce qui me fait plaisir, c'est que je vois toujours que les pièces qui sortent de ma plume sont celles que le public goûte le plus. Je suis convaincu que ma petite proclamation aux Français, et cette note aux Suisses, seront généralement approuvées."

[75]) S. 194. Unter dem Schriften-Nachlasse hat sich das Original-Bleistift-Concept von der Hand des Kaisers Alexander vorgefunden, welches wir als Facsimile der Handschrift dieses Monarchen hier dem Werke beischließen. Der Kopf des Protokolles über die in Bar an der Aube abgehaltene Conferenz vom 25. Februar 1814, zu dem das Autograph Alexander's den Einschluß bildet, ist von Metternich geschrieben und lautet:

Présents:

Sa Majesté Impériale l'Empereur d'Autriche.
Sa Majesté Impériale l'Empereur de Russie.
Sa Majesté le Roi de Prusse.

Son Altesse le Prince de Schwarzenberg, Maréchal des armées de Sa Majesté Impériale et Royale Apostolique, Général en chef des armées alliées.

Son Altesse le Prince de Metternich, Ministre des affaires étrangères d'Autriche.

Son Excellence Mylord Viscount Castlereagh, principal Secrétaire d'État de Sa Majesté Britannique pour le département des affaires étrangères.

Son Excellence le Comte de Nesselrode, Secrétaire d'État de Sa Majesté l'Empereur de Russie.

Son Excellence le Baron de Hardenberg, Chancelier d'État de Prusse.

Son Excellence le Comte de Radetzky, Quartier-Maître général de l'armée autrichienne.

Son Excellence le Prince Wolkonsky, Chef de l'État-major général de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies.

Monsieur le Général de Diebitsch, Quartier-Maître général de l'armée russe.

Monsieur le Général de Knesebeck, Aide de camp général de Sa Majesté le Roi de Prusse.

Le protocole a été tenu par Sa Majesté l'Empereur de Russie, dont l'original ci inclus.

En foi de quoi j'ai signé le présent acte.

*Le Prince de Metternich.*

[76]) S. 201. Siehe „Die Abdankung Napoleon's und Ankunft des Grafen Artois in Paris". Zwei Vorträge Metternich's an Kaiser Franz nebst einem Antwortschreiben des Letzteren (SS. 189—191).

[77]) S. 206. Nach Abschluß des ersten Pariser Friedens hat Kaiser Franz an den ruhmgekrönten Feldmarschall Fürsten Carl Schwarzenberg ein Allerhöchstes Handschreiben gerichtet, dessen Entwurf wir als ein sehr charakteristisches Facsimile der Handschriften Metternich's, der es verfaßt, und des Kaisers Franz, der es corrigirt hat, dem Leser hier mittheilen.

[78]) S. 206. Die Rückkehr Metternich's nach Wien ward mit einer vom Grafen Palffy veranstalteten Serenade auf dem Ballplatze vor dem Staatskanzlei-Palais verherrlicht. Die vereinten musikalischen

Kräfte der Hoftheater und des Theaters an der Wien executirten die Ouverture aus Beethoven's Prometheus; Bayer auf der Flöte und Spohr auf der Violine entfalteten ihre glänzenden Talente in gewählten Tonstücken. Als Schluß der Feier ward eine Cantate gesungen, wozu Dr. Veith die Worte und Kinsky die Musik componirt hatten. Der Inhalt dieser überaus gelungenen Cantate besteht, wie der „Wanderer", dem wir diese Notizen entnehmen, meldet, „in einer Anerkennung der Verdienste des berühmten Staatsmannes, dessen weise Berechnungen und standhafte Beharrlichkeit, gestärkt durch die Wahl und das Vertrauen seines Kaisers, mit der seltensten Umsicht, Mäßigung und Klugheit ein Resultat herbeigeführt haben, das man noch vor einem Jahre für den abenteuerlichsten Wunsch hätte halten mögen; dieses Staatsmannes, der unbekümmert um das Geschrei der ungeduldigen Menge, mit weiser Behutsamkeit den Ausschlag durch die Waffen so lange zu verzögern wußte, bis er nebst der Gewißheit der Unversöhnlichkeit des Gegners zugleich die Ueberzeugung gewann, daß bei nunmehr vollendeten Rüstungen des Kaiserstaates das Waffenspiel mit Kraft und Ernst begonnen und vollendet werden konnte. Daher auch der allgemeine, herzliche Beifall, welchen das Publicum allen Stellen der Cantate zollte, welche seine unsterblichen Thaten priesen". — Den Text der Cantate, welche den damals sehr jungen Doctor der Medicin, später als Dichter und Gelehrter, als Theolog wie als Arzt berühmt gewordenen Kanzelredner Johann Emanuel Veith zum Verfasser hat, lassen wir hier folgen:

Erhabner Fürst, sei uns willkommen,
Du, dem die Klugheit ihren Stab
Zu unser und der Brüder aller Frommen
In die getreue Rechte gab!

Willkommen du, der in dem Munde
Der Eintracht goldne Worte trug,
Und wachte, daß die Zwietracht, gram dem Bunde,
Nicht höhnend ihren Fittig schlug!

Willkommen uns, der du dem Schwerte
Vollenden halfst die größte That!
Im Jubelrufe dankt dir nun die Erde
Für reifen, sichren, festen Rath.

Sieh um dich her! Im Lustgepränge
Des neuen Glücks ruft Wien dir zu,
Mit einer Stimme nur die große Menge:
Ein Pfeiler unsers Staats bist du!

Und Franz, — wir sehn im Morgenglanze
Der Zukunft, die uns hoch beglückt,
Wie er mit des Vertrauens schönstem Kranze
Dir ruhig deinen Scheitel schmückt.

Wenn alle Wunden nun vernarben,
Wenn Dörfer, Städte sich erbau'n,
Wo Leichen lagen, wir nun goldne Garben
Und segenreiche Gärten schau'n;

Wenn auf den Wogen ferner Zonen
Sich Ost und West von Neuem grüßt,
Die Künste, die bei dir so gerne wohnen,
Der Ueberfluß als Bruder küßt:

Dann spiegl' in edler Selbstverehrung
An unsren Stirnen sich dein Blick;
Noch spät, als Greis, im Zwielicht der Verklärung,
Sieh lächelnd auf dein Werk zurück.

Der Nachwelt stelle dich die Sage
Als Beispiel großer Männer vor,
Und aus verfallnen Denkmaltrümmern rage
Dein Denkmal unverletzt empor.

[79]) S. 207. Der politische Gegensatz zwischen der deutsch-nationalen fortschrittlichen Tendenz des Freiherrn v. Stein und den conservativen Principien Metternich's gibt sich in dieser Schrift allenthalben kund, wo von Stein Erwähnung geschieht; über das persönliche Verhältniß dieser beiden Staatsmänner jedoch empfängt der Leser keine Andeutung. Ein Schreiben Metternich's an Freiherrn v. Gagern aus dem Jahre 1833 gewährt einen Einblick in dasselbe und ist auch sonst in mehrfacher Beziehung von Interesse. Metternich schreibt: „Ihr Freund (Stein) hat mich gehaßt, dies war Folge seines Charakters; er gehörte zu der Zahl von Menschen, welche das englische Wort „impressionable" sehr gut bezeichnet. Ich habe den Freiherrn v. Stein nie gehaßt, denn Liebe und Haß der Individuen sind Schwächen, welche keinen Einfluß auf mein Geschäftsleben üben, und mit dem Verewigten bin ich nie in anderen als in Geschäfts-Verbindungen gestanden. Hier hatten wir allerdings Mühe, uns zu vereinigen, denn dort, wo die Zwecke, die wir verfolgten, nicht in Widerspruch standen, war dies häufig der Fall bei der Wahl der Mittel. Niemand ehrte mehr als ich die ausgezeichneten Gaben des Herzens und des Geistes des Freiherrn

v. Stein. Ich zweifle sehr, ob er über meine Individualität jemals mehr als flüchtige Ansichten auffaßte. Hat er mich jemals der Mühe würdig erkannt, zu erforschen, was der Mann und dessen Ansichten wohl sein dürften (ein Unternehmen, das ich mir, wo ich es lohnend glaube, stets zur Pflicht mache), so hat er mich nicht begriffen und mich dort gesucht, wo ich nicht stehe. Einen Beweis hievon liefert unser beiderseitiges Einwirken auf den Gang der Ereignisse zwischen den Jahren 1812 und 1820. Dessen Briefe an Sie nach dem Jahre 1830 beweisen mir, daß sich deren Verfasser nach der Julius-Periode auf ein Feld gestellt hatte, auf dem wir uns leicht hätten begegnen können. Würden wir uns auf demselben wieder geschieden haben? Ich glaube es kaum. Es ist Stein ergangen, wie es in dem Schicksal sehr beweglicher Gemüther liegt; sie überlassen sich leicht und selbst in den wichtigsten Fällen dem Einflusse lediglicher Impressionen, und für sie wird sonach oft der Schein zur Wahrheit, bis die Gewalt der Dinge mit schwerer Hand den Knoten löst."

Von Stein finden sich im Schriften-Nachlasse Metternich's nur drei Briefe vor; zwei aus dem Jahre 1810 und einer aus dem Jahre 1830. Die Briefe aus dem Jahre 1810 fallen in die Zeit, wo Stein von Napoleon aus Preußen verbannt, in Oesterreich sein Asyl gefunden hatte, und beziehen sich auf seinen Wunsch, den Aufenthalt in Brünn mit jenem in Prag zu vertauschen, was auf Metternich's Einrathen sofort gewährt wurde und Stein zu den verbindlichsten Dankesworten veranlaßte. Wichtiger ist der Brief aus dem Jahre 1830, weil darin bestätigt wird, wie sehr Metternich's Benehmen gegenüber seinem politischen Gegner von jeder persönlichen Voreingenommenheit frei war. Dafür enthält der Brief Stein's den sprechendsten Beweis. Derselbe ist aus Cappenberg 25. Januar datirt und lautet: „Le déni formel et positif que Votre Altesse a bien voulu donner à l'assertion calomnieuse de M. de Bourrienne, l'expression d'indignation dont Elle l'accompagne, détruisent complétement l'impression que les phrases patelines et astucieuses de l'auteur pourraient faire sur les lecteurs les plus disposés à croire le mal, et les plus ignorants des circonstances de l'époque et du caractère des personnes. — Il m'importait essentiellement que cet effet fût produit, puisque les Mémoires de Bourrienne resteront une source historique pour les générations futures, et que mes contemporains, qui peuvent me juger avec connaissance de cause, disparaissent dans une progression rapide. Votre Altesse a bien voulu accorder son attention

à un objet d'un intérêt si majeur pour moi à une époque où sa sensibilité a été mise à une si cruelle épreuve par la perte des personnes les plus chères à son cœur, et où la situation politique de l'Europe exige toute l'attention et l'application de la vigueur de son esprit. — Que Votre Altesse veuille donc être convaincue que je saurai apprécier toute l'étendue de sa bonté, qu'Elle m'a profondément pénétré de la reconnaissance la plus vive, la plus sincère, la plus constante, et qu'Elle ne l'attribue qu'à l'égard que je crois devoir à l'immense poids des affaires dont Elle est chargée, si je me borne à ajouter à l'expression de ces sentiments l'hommage du dévouement respectueux avec lequel j'ai l'honneur d'être, de Votre Altesse, le très-humble et très-obéissant serviteur, *Ch. B. Stein*."

[80]) S. 208. Zur Ergänzung der Geschichte des Wiener Congresses bieten wir dem Leser ein bisher noch nicht veröffentlichtes Memoire von Friedrich Gentz, das sich im Schriften-Nachlasse Metternich's vorgefunden hat, versehen mit einer kritischen Anmerkung des Staatskanzlers, wodurch die Arbeit in das wahre Licht gestellt und dem Aufsatze zugleich das Zeugniß gegeben wird, daß die Erzählung im Ganzen sachgetreu ist. — Es bedarf wohl kaum einer näheren Begründung, wenn wir über ein vom Autobiographen selbst nur flüchtig berührtes weltgeschichtliches Ereigniß wie der Wiener Congreß, einem so berufenen Zeitgenossen wie Gentz das Wort gestatten und einem Schriftstück aus fremder, aber so wohlunterrichteter Feder ausnahmsweise in dieser Schriften-Sammlung einen selbstständigen Platz einräumen. Siehe „Der Wiener Congreß" (SS. 192—194).

[81]) S. 209. Zu den großartigsten Festlichkeiten während des Wiener Congresses gehörte das in der Villa Metternich abgehaltene Friedens-Fest, wozu alle Monarchen, regierende Fürsten und die anwesenden Notabilitäten geladen waren. Im Nachfolgenden bringen wir das von einem Pariser Inspecteur général de l'Académie royale de musique verfaßte und zur Ausführung gelangte „Programme de Fête de la Paix, pour être exécutée dans les jardins de Son Excellence le Prince de Metternich, auprès de Vienne. 1. Salle pour la réception de Leurs Majestés les Empereurs, le Roi de Prusse, les Impératrices et Reines, et autres Princes et Princesses invités. — 2. Ballon enlevant dans les airs un soleil d'artifice formé de lances à feu avec les armes des Souverains,

au bruit des trompettes et tambours, pour annoncer le commencement de la fête. — 3. Départ des Souverains, précédés de deux directeurs de la fête qui indiqueraient la marche et la promenade dans les jardins, les pauses et repos nécessaires pour faire jouir des points de vue, des scènes, des trophées, des danses, des différentes musiques vocales et instrumentales, solos, duos, trios, masqués dans les bosquets aux temples de Mars, d'Apollon et de Minerve. — Après cette promenade, qui demande beaucoup de soins et d'ordre, pour que personne ne précède Leurs Majestés et ne masque ces tableaux mouvants, il faudra conduire les Souverains au grand amphithéâtre. — 4. Grand amphithéâtre qui fera face à la pelouse. — 5. Pelouse qui servira de théâtre: trois temples décoreront ce vaste théâtre; le plus considérable occupera le milieu et sera dédié à la Paix, les deux autres, placés à quelque intervalle, auront pour inscription „*Aux Arts*", „*A l'Industrie*". Derrière ces deux temples, on apercevra une partie des fortifications et des habitants de deux grandes villes. — La pantomime suivante s'exécutera au feu d'artifice. Scène I[re]. La Discorde, escortée de divinités infernales et traînée sur un char attelé de trois chevaux noirs, parcourt le théâtre en secouant ses torches, elle va d'une ville à l'autre et disperse sur sa route les groupes des peuples qui fuient devant elle; des troupes de diverses nations s'attaquent; le siége des villes commence; des pelotons de cavalerie se chargent, l'infanterie se mêle, les chefs se défient au combat singulier; le bombardement des villes continue, les créneaux des remparts sont renversés, les tours s'écroulent, un incendie général embrase les maisons, les femmes se sauvent emportant leurs enfants, et vont se réfugier dans les temples. Un bruit de victoire se fait entendre, des chants plus doux viennent frapper l'oreille, l'espérance renait; le temple de la Paix, fermé jusqu'alors, s'ouvre de nouveau: les divers habitants sortent des asiles où ils s'étaient réfugiés et forment des groupes. Ensuite, une marche générale où chaque nation est représentée par un officier général monté sur un char tiré par deux chevaux blancs et portant des drapeaux et attributs caractéristiques de chaque Puissance. Ce cortége, entourant un autel élevé à la Paix, entonnera les chants de la Concorde et prononcera un serment d'alliance. Pendant ce temps, des feux de joie, tirés des deux villes, couronnent ce tableau et terminent la pantomime. — Pendant cette pantomime, il faut servir le souper sur nombre de tables rondes qui contiennent

dix à douze couverts. Celles des Puissances auraient fort bon effet si l'on dressait les tables sur des caisses de très-grands orangers dont le tronc passerait au centre des tables: rien n'est plus aisé en faisant la table de deux morceaux. — 6. Après le souper, bal général dans tous les appartements.

[82]) S. 211. Ueber das aus dieser Frage entstandene, länger andauernde Zerwürfniß zwischen Kaiser Alexander und Fürst Metternich findet der Leser Näheres im Portrait des Kaisers Alexander (Zweites Buch, „Galerie berühmter Zeitgenossen" pag. 326 ff.) Wie entschieden die ablehnende Stellung des Kaisers Franz zu dieser preußisch-sächsischen Streitfrage war, beweisen die Worte, welche Kaiser Franz über eine kurze Anfrage Metternich's auf ein kleines Zettelchen eigenhändig niedergeschrieben hat: „J'ai fait déclarer au Roi de Prusse que je ne consentirai jamais à la réunion totale de la Saxe à son Royaume, et je me suis offert comme médiateur entre la Prusse et le Roi de Saxe."

[83]) S. 211. In Folge des Wiederausbruches des Krieges mit Napoleon begab sich Metternich in's Hauptquartier nach Heidelberg zu Kaiser Franz. Ueber die Reise, die ihn nach Paris führte, besteht eine interessante Privat-Correspondenz Metternich's, die wir mittheilen, darunter ein Brief an Talleyrand und zwei Briefe an Kaiserin Marie Louise; die übrigen sieben sind an Familien-Angehörige gerichtet. Siehe „Reise nach Paris" (SS. 197—207).

[84]) S. 213. Metternich's geheimer Agent war Freiherr v. Ottenfels, damals Hofsecretär bei der Staatskanzlei. Er hatte sich unter dem Incognito eines Henri Werner nach Basel zu begeben und dort im „Hotel zu den drei Königen" mit dem Vertrauten Fouché's zusammenzutreffen. Statt des Letzteren kam ein von Napoleon entsendeter Agent in der Person des Herrn Fleury. Bei einer zweiten Unterredung trat die Mystification so deutlich hervor, daß die Unterhandlung einfach abgebrochen wurde. Die interessante Instruction für Ottenfels, welche der Leser unter der Aufschrift „Mission Ottenfels' nach Basel" findet, liefert den deutlichen Beweis, daß nichts weniger als ein Einverständniß zwischen Kaiser Franz und Napoleon obgewaltet hat (SS. 195.196). Das abfällige Urtheil Metternich's über die Art und Weise, wie dieser Gegenstand von der Geschichtsliteratur behandelt

wurde, kann sich nicht auf Thiers' „Histoire du Consulat et de l'Empire" beziehen, dessen XIX. Band, worin desselben Erwähnung geschieht, erst im Jahre 1861, folglich nach Metternich's Tode erschienen ist. In dem erwähnten Geschichtswerke wird der Vorfall ziemlich sachgetreu erzählt, was sich vielleicht aus dem Umstande erklären läßt, das Thiers seine bezüglichen Auskünfte an der richtigen Quelle, nämlich bei Metternich selbst, eingeholt hat. Noch aus der letzten Lebenszeit Metternich's findet sich eine große Zahl von Fragen vor, die Thiers an Metternich gestellt und um deren briefliche Beantwortung er diesen ersucht hat. Darunter ist auch folgende: „La mission de M. Werner (Ottenfels) à Bâle est certaine; quels en étaient l'objet et l'importance? Ce point a de la gravité, car cette mission, en brouillant Napoléon avec Fouché, eut des conséquences assez sérieuses." Metternich's etwaige Antwort auf diesen Brief Thiers', der das Datum Mai 1859 trägt, findet sich im Schriften-Nachlaß nicht vor.

[85]) S. 217. Die kurz gehaltene Schilderung der Eigenart des österreichischen Kaiserstaates gestattete dem Verfasser auch nur eine flüchtige Kritik der Regierungsperiode Joseph's II. Zur näheren Begründung derselben lassen wir ein ausführlicheres Urtheil Metternich's über diesen Monarchen hier folgen. Es ist einem im Jahre 1849 geschriebenen Aufsatze entnommen und lautet: „Die kurze Regierung des Kaisers Joseph II. trug das Gepräge eines rein persönlichen Regimentes und war beherrscht von dem Einfluß des philosophischen Geistes des achtzehnten Jahrhunderts, der nicht minder in den selbstständigen Entschließungen dieses Monarchen als in den Rathschlägen der Männer, die seine Person umgaben, zu Tage trat. Unter der Regierung Maria Theresia's fehlte noch der Boden für die Ausbreitung philosophischer Theorien. Ihr späterer Aufschwung erklärt sich wohl zunächst aus der Individualität des Nachfolgers auf dem Throne; aber auch das Beispiel Friedrich's II. und Katharinens II. reizte zur Nachahmung, obgleich diese Monarchen mit den philosophischen Tendenzen, die sie von sich fern zu halten wußten, eigentlich nur ihr Spiel trieben. Von dem Augenblicke seiner Thronbesteigung an betrat Kaiser Joseph II. ein Gebiet, das er in ganz anderer Richtung ausbeutete, als im Geiste der Philosophen des achtzehnten und der Revolutionsmänner des neunzehnten Jahrhunderts gelegen war. Seine Gedanken waren alle auf die Stärkung der Centralgewalt gerichtet, die er durch Centralisation der Verwaltung des Reiches und durch

Germanisation der darin vertretenen Völkerschaften zu unterstützen bestrebt war. Zur Erreichung dieses Zweckes umgab sich der Kaiser mit Räthen, aus denen er sein Kabinet bildete (eine Regierungs-Einrichtung nach dem Vorbilde Friedrich's II.), und die Männer, die er zu dieser Stellung berief, waren alle in den philosophischen Ideen des Zeitalters noch weiter vorgeschritten als ihr kaiserlicher Herr!

Die Regierungsthätigkeit Joseph's II. läßt sich nach drei Epochen unterscheiden. Die erste von 1780 bis Ende 1783 kann mit gutem Grund als ein Zeitabschnitt bezeichnet werden, der lediglich mit mißlungenen Versuchen ausgefüllt war; die zweite Epoche, gleichfalls von dreijähriger Dauer, war nützlichen Regierungs-Reformen gewidmet; in die dritte Epoche endlich, auch von der gleichen Dauer, fielen zuerst der Krieg mit der Pforte, der schlecht geführt und mehr zum Nutzen Rußlands als im wahren Interesse Oesterreichs unternommen worden war, und dann die nothgedrungene Umkehr des Monarchen mittelst Zurücknahme der vielen verfehlten Anordnungen aus den früheren Regierungsperioden, besonders aus der ersten Zeit seiner Regierung. Das letzte Lebensjahr Joseph's II. ist durch die Zurücknahme der mit den Verfassungsrechten der einzelnen Länder collidirenden Erlässe bezeichnet, welche in den Niederlanden die Volksmassen aufgeregt und in Ungarn die Gefahr eines Aufstandes herbeigeführt hatten, zu einer Zeit, wo der politische Friede schon durch den Ausbruch der französischen Revolution schwer bedroht war.

So großen Einfluß auch die Regierungsperiode Joseph's II. auf seine Nachfolger übte, die weitest reichenden Folgen hatte jedenfalls jener Abschnitt, in welchem der Widerruf der Eingriffe in die alte ungarische Verfassung geschah. Dieser Widerruf hatte die Wirkung einer eigentlichen Verfassungsänderung, indem durch die Landtagsbeschlüsse 1790/1, welche beim Regierungsantritte des Kaisers Franz noch durch jene des Jahres 1792 bekräftigt wurden, eine neue Gesetzgebung an die Stelle der alten trat.

Indem Kaiser Joseph II. seine Germanisirungs- und Centralisirungs-Ideen auch in Ungarn zur Ausführung brachte, verletzte er das Nationalgefühl und zu gleicher Zeit die in diesem Königreich zu Recht bestehende Verfassung, entfesselte dadurch den Magyarismus und gab den Anstoß zur Entwicklung von Separationsgelüsten im ungarischen Volke. Wir wollen nicht untersuchen, ob das Gelingen der Unternehmung mehr Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, wenn Kaiser Joseph anstatt sein Ziel

bald auf directem, bald auf indirectem Wege zu verfolgen, ohne Schwanken in der Wahl der Mittel gerade auf dasselbe losgegangen wäre; wenn er, anstatt dem Krönungsacte sich zu entziehen, der nach dem Geiste der Constitution und den Gepflogenheiten des Landes die Bedeutung einer Rechtsgrundlage hat, vielmehr für eine Revision der bestehenden Verfassung die Initiative ergriffen hätte; wenn er endlich, anstatt seine Reform=Ideen mit Gewissensscrupeln in Betreff des Krönungseides zu verschleiern, offen aufgetreten wäre und mit seinen vor den Landtag gebrachten Verbesserungsvorschlägen im wohlverstandenen Interesse des Landes ein weites Feld für nützliche Reformen eröffnet hätte; uns genügt es, einestheils auf den Mißerfolg des von Joseph II. eingehaltenen Systems hinzuweisen und anderntheils hervorzuheben, was für Beschwernisse der Kaiser eben in Folge dieses Verfahrens und besonders durch seine Umkehr den Nachfolgern auf dem Königsthron Ungarns hinterlassen hat.

Die ersten Regierungsacte Joseph's II. sind es, die sich des Beifalles aller Neuerer erfreuten, eines Beifalles, der diesem Monarchen auch für Acte aus einer späteren Regierungszeit, die mit der früheren revolutionären Richtung nichts mehr gemein hatten, erhalten blieb, weil dieselben Beifallsspender sich nicht eingestehen wollten, daß Kaiser Joseph II. von ihnen sich abgewendet habe. Von den Zugeständnissen, die er dem Zeitgeiste machte, hat sich der größere Theil nur kurze Zeit erhalten. Die Preßfreiheit, unter anderen, war nur wenige Monate in Wirksamkeit. Die Zügellosigkeit, der alle Schleußen geöffnet waren, rief Präventiv=Maßregeln von solcher Strenge hervor, wie man sie selbst vor der Regierung Joseph's II. nicht gekannt hatte. Dasselbe gilt von der Aufhebung der Todesstrafe, an deren Stelle man Strafen einsetzte, wogegen der Tod eine Wohlthat ist.

Was uns aus der Josephinischen Zeit geblieben ist, das sind außer den moralischen Folgen so mancher fehlgeschlagenen Versuche einige organische Gesetze von unläugbarem Werthe. Das Königreich Böhmen, wo diese Gesetze durchgreifender als in anderen Ländern der Monarchie zur Anwendung kamen, verdankt denselben den Aufschwung, den es in Folge der Regelung der Unterthänigkeits=Verhältnisse, der Industrie und anderer Verwaltungszweige nach den verschiedensten Richtungen hin genommen hat. Aber ganz besonders ist es das Militärwesen, in das die Regierung Joseph's II. unter der Leitung des Feldmarschalls Lascy Ordnung und Leben brachte, wovon die kaiserliche Armee bei

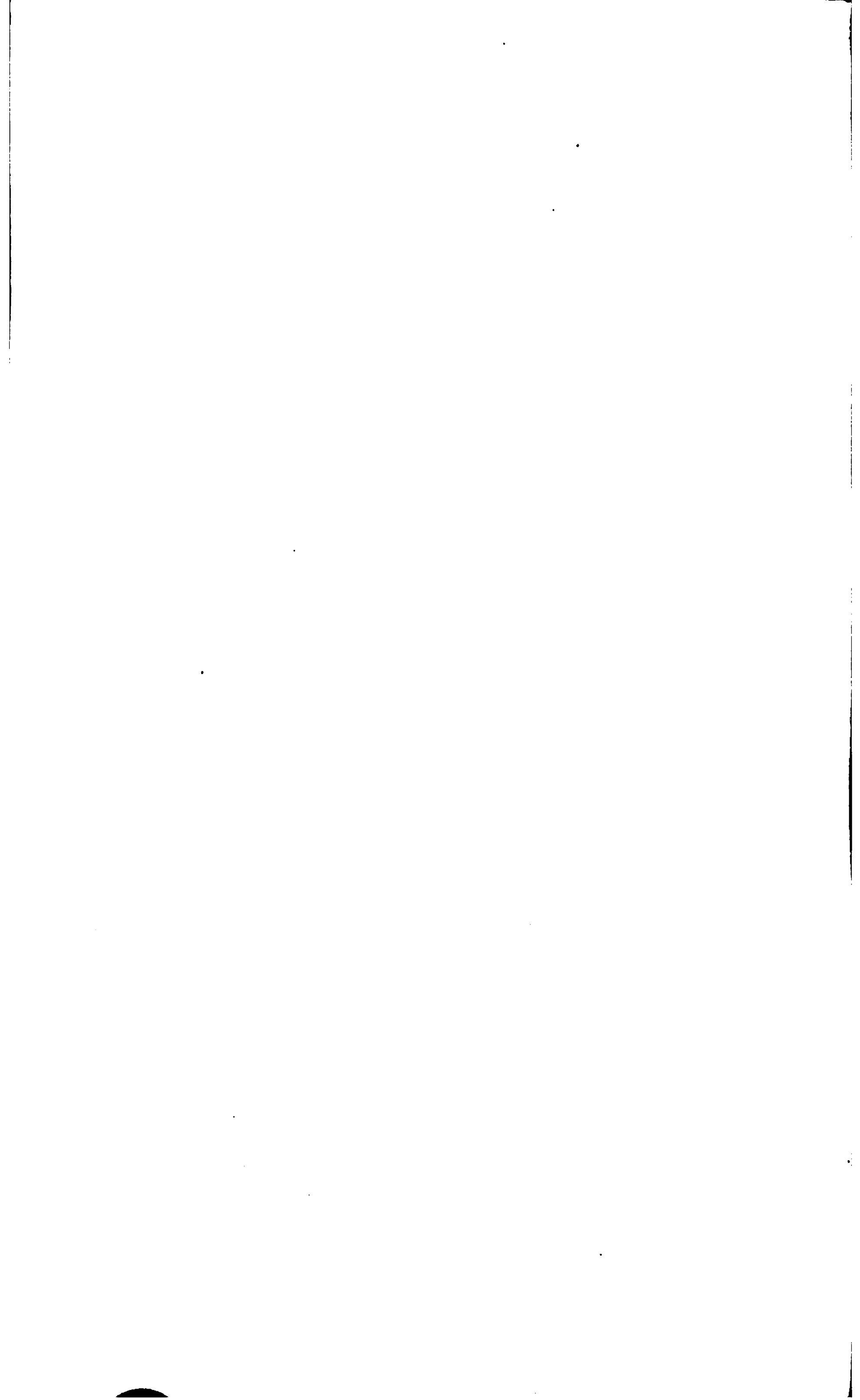
jeder Gelegenheit glänzende Proben abgelegt hat, so daß Napoleon selbst ihre Organisation als die bestmögliche bezeichnete. Diese und andere Einrichtungen werden stets ein günstiges Licht werfen auf einen Monarchen, der, obgleich in mancherlei Irrthümern befangen, doch von schöpferischem Geiste beseelt war. Keiner seiner Fehlgriffe wurzelte in den Umsturz-Ideen, was wohl nur Diejenigen nicht zugeben, die eben darin etwas Verdienstliches erblicken.

Joseph II. ließ sich von autokratischen Grundsätzen leiten; alle Elemente der Macht wollte er in seiner Hand vereinigen und zu diesem Ende alle Hindernisse beseitigen, die ihm die besonderen Verfassungen der Länder und die Verschiedenheit der Nationalitäten seines Reiches in den Weg legten. Freisinnig in seinen Worten, war er es nicht in seinen Thaten und ganz gewiß nicht im Sinne des modernen Liberalismus. Ein Freund der Ordnung, suchte er das Mittel zu ihrer Befestigung in einer von jeder lästigen Fessel befreiten Regierungsgewalt. Joseph II. war jedenfalls mehr Organisator als Gesetzgeber."

[86]) S. 219. Die Fortsetzung der autobiographischen Aufzeichnungen folgt nach Maßgabe des vorhandenen Materials im zweiten Theile dieses Werkes, der die Zeit von 1816 bis März 1848 umfaßt.

# Zweites Buch.

## Galerie berühmter Zeitgenossen.



# I.

# Napoléon Bonaparte.

## Ein Portrait

### aus der Feder des Fürsten Metternich vom Jahre 1820.

Parmi les individus placés dans une situation indépendante de cet homme extraordinaire, il en est peu qui aient eu avec lui autant de points de contact et de relations directes que moi.

Mon opinion sur Napoléon n'a pas varié dans les différentes phases de ces relations. Je l'ai vu et étudié dans les moments de son plus grand éclat; je l'ai vu et suivi dans ceux de son déclin, et quoi qu'il ait pu tenter pour m'induire en erreur sur son compte, ce que dans bien des occasions il eut grand intérêt à faire, il n'y a point réussi. Je puis donc me flatter d'avoir saisi les traits essentiels de son caractère et de l'avoir jugé avec impartialité, pendant que l'immense majorité des contemporains n'a vu encore qu'à travers un prisme et les côtés brillants et les côtés défectueux ou sinistres d'un homme que la force des choses, jointe à des qualités individuelles éminentes, avait porté au faîte d'un pouvoir sans exemple dans l'histoire moderne.

Appliqué avec une rare sagacité et une persévérance infatigable à recueillir ce qu'un demi-siècle d'événements semblait avoir préparé en sa faveur; animé d'un esprit de domination également actif et clairvoyant; habile à apprécier tout ce que les circonstances du moment offraient de moyens à son ambition; sachant avec une adresse remarquable faire tourner

à son avantage les fautes et les faiblesses des autres, Bonaparte est resté seul sur un champ de bataille que des passions aveugles et des factions féroces ou en délire s'étaient disputé pendant dix ans. Ayant fini par confisquer à son profit la Révolution tout entière, il m'a paru dès lors le point indivisible sur lequel devaient se concentrer les regards d'un observateur, et ma nomination à l'ambassade en France m'a fourni à cet égard des facilités particulières que j'ai eu soin de ne pas négliger.

Le jugement est souvent influencé par de premières impressions. Je n'avais jamais vu Napoléon avant l'audience qu'il me donna à Saint-Cloud pour la remise de mes lettres de créance. Je le trouvai placé debout au milieu de l'un des salons, avec le ministre des affaires étrangères et six autres personnages de sa Cour. Il portait l'uniforme de l'infanterie de la garde et avait le chapeau sur la tête. Cette dernière circonstance, inconvenante sous tous les rapports, puisque l'audience n'était point publique, me frappa comme une prétention déplacée et sentant le parvenu; elle me fit même hésiter un moment si je ne me couvrirais pas à mon tour. Je débitai cependant une courte harangue, dont le texte serré et précis différait essentiellement de celles qui étaient devenues habituelles à la nouvelle Cour de France.

Son attitude me parut annoncer de la gêne et même de l'embarras. Sa figure courte et carrée, une tenue négligée et néanmoins une recherche marquée à se rendre imposant, achevèrent d'affaiblir en moi le sentiment de grandeur que l'on attachait naturellement à l'idée de l'homme qui faisait trembler le monde. Cette impression ne s'est jamais entièrement effacée de mon esprit; elle m'a été présente dans les entrevues les plus importantes que j'ai eues avec Napoléon, aux différentes époques de sa carrière. Il est possible qu'elle ait contribué à me montrer l'homme tel qu'il était, à travers les masques dont il savait se couvrir. Dans ses boutades, dans ses accès de colère, dans ses brusques interpellations, je m'étais accoutumé à

voir autant de scènes préparées, étudiées et calculées sur l'effet qu'il voulait produire sur l'interlocuteur.

Ce qui dans mes relations avec Napoléon, relations que dès mon début je tâchai de rendre fréquentes et confidentielles, ce qui, dis-je, me frappa d'abord le plus, ce fut la perspicacité éminente et la grande simplicité de la marche de son esprit. La conversation avec lui a toujours eu pour moi un charme difficile à définir. Saisissant les objets par leur point essentiel, les dépouillant des accessoires inutiles, développant sa pensée et ne cessant de l'élaborer qu'après l'avoir rendue parfaitement claire et concluante, trouvant toujours le mot propre à la chose, ou l'inventant là où l'usage de la langue ne l'avait pas créé, ses entretiens étaient toujours pleins d'intérêt. Il ne causait pas, mais il parlait; moyennant l'abondance de ses idées et la facilité de son élocution, il savait adroitement s'emparer de la parole, et l'une de ses tournures de phrase habituelles était celle de vous dire: „Je vois ce que vous voulez; vous désirez arriver à tel but, eh bien, allons droit à la question."

Cependant il n'en écoutait pas moins les remarques et les objections qu'on lui adressait; il les accueillait, les débattait ou les repoussait, sans sortir ni du ton ni de la mesure d'une discussion d'affaires, et je n'ai jamais éprouvé le moindre embarras à lui dire ce que je croyais la vérité, lors même qu'elle n'était pas faite pour lui plaire.

De même que dans ses conceptions tout était clair et précis, ce qui réclamait de l'action ne lui présentait ni difficulté ni incertitude. Les règles reçues ne l'embarrassaient guère. Dans la pratique comme dans la discussion il marchait vers son but, sans s'arrêter à des considérations qu'il traitait comme secondaires, et dont trop souvent peut-être il dédaignait l'importance. La ligne la plus droite pour arriver à l'objet qu'il tenait en vue, était celle qu'il choisissait de préférence et qu'il poursuivait jusqu'au bout, tant que rien ne l'engageait à s'en écarter; mais aussi, sans être l'esclave de ses plans, il savait les aban-

donner ou les modifier du moment que son point de vue venait à changer, ou lorsque de nouvelles combinaisons lui offraient le moyen de l'atteindre plus efficacement par des voies différentes.

Il possédait peu de connaissances scientifiques. Ses partisans se sont appliqués plus spécialement à accréditer l'opinion qu'il était profond mathématicien. Ce qu'il connaissait des sciences mathématiques ne l'eût point élevé au-dessus de tout officier formé, comme lui, pour l'arme de l'artillerie; mais ses facultés naturelles suppléaient au savoir. Il est devenu législateur et administrateur comme grand capitaine, par suite de son seul instinct. La trempe de son esprit le conduisait toujours vers le positif; il repoussait les idées vagues, il abhorrait également les rêves des visionnaires et les abstractions des idéologues, et il traitait de rabâchage tout ce qui ne lui présentait pas des aperçus clairs et des résultats utiles. Il n'accordait réellement la valeur de sciences qu'aux seules connaissances que l'usage des sens peut servir à contrôler et à vérifier, à celles qui s'appuient sur des observations et des expériences. Il avait voué un profond mépris à la fausse philosophie comme à la fausse philanthropie du dix-huitième siècle. Parmi les coryphées de ces doctrines, Voltaire était surtout l'objet de son aversion, et il poussait ce sentiment au point d'attaquer même, à tout propos, l'opinion générale sur son mérite littéraire.

Napoléon n'était pas irréligieux dans le sens ordinaire de ce terme. Il n'admettait pas qu'il eût jamais existé un athée de bonne foi; il condamnait le déisme comme fruit d'une spéculation téméraire. Chrétien et catholique, ce n'est qu'à la religion positive qu'il reconnaissait le droit de gouverner les sociétés humaines. Il regardait le christianisme comme la base de toute civilisation véritable, le catholicisme comme le culte le plus favorable au maintien de l'ordre et de la tranquillité du monde moral, le protestantisme comme une source de troubles et de déchirements. Indifférent quant à sa personne aux pratiques religieuses, il les respectait trop pour jamais se per-

mettre des plaisanteries sur ceux qui les suivaient. Il est possible que la religion ait été en lui moins une affaire de sentiment que le résultat d'une politique éclairée; mais, quel qu'ait été à cet égard le secret de son âme, il eut soin de ne point le trahir. Ses opinions sur les hommes se concentraient dans une idée qui, malheureusement pour lui, avait acquis dans sa pensée la force d'un axiome. Il était persuadé que nul homme, appelé à paraître sur la scène publique ou engagé seulement dans les poursuites actives de la vie, ne se conduisait ni ne pouvait être conduit par un autre ressort que celui de l'intérêt. Il ne niait pas la vertu et l'honneur, mais il prétendait que ni l'un ni l'autre de ces sentiments n'avait jamais servi de principal guide qu'à ceux qu'il qualifiait de rêveurs et auxquels, à ce titre, il refusait dans sa pensée toute faculté requise pour prendre part avec succès aux affaires de la société. J'ai passé bien des moments à discuter avec lui cette thèse que repoussait ma conviction, et dont je tâchai de lui démontrer la fausseté, du moins dans la latitude qu'il donnait à son application. Je n'ai jamais réussi à le faire fléchir sur cet article*).

*) Ce qui est dit ici des motifs peu louables auxquels Napoléon attribuait toutes les actions humaines, rappelle le jugement que Montaigne a porté sur le célèbre historien italien Guicciardini. Le passage suivant pourrait s'appliquer mot pour mot à Napoléon: „J'ai remarqué que de tant d'actes et d'effets qu'il juge, de tant de mouvements et conseils, il n'en rapporte jamais un seul à la vertu, religion et conscience, comme si ces parties-là étaient du tout éteintes au monde; et de toutes les actions, pour belles par apparence qu'elles soient d'elles-mêmes, il en rejette la cause à quelque occasion vicieuse ou à quelque profit. Il est impossible d'imaginer que, parmi cet infini nombre d'actions de quoi il juge, il n'y en ait eu quelqu'une produite par la voie de la raison: nulle corruption ne peut avoir saisi les hommes si universellement, que quelqu'un n'échappe à la contagion. Cela me fait craindre qu'il y ait un peu du vice de son goût; et il peut être advenu qu'il ait estimé autrui selon soi." (*Essais*, I, II, chap. 10.) Je crois avoir lu quelque part que Napoléon faisait grand cas de Guicciardini. Ce qui est certain, c'est qu'il admirait sincèrement Macchiavel. Or, il y a entre Guicciardini et Macchiavel, quoique tous les deux vrais enfants de leur siècle, cette différence notable, que l'un se contentait de peindre la dépravation générale de ses contemporains dans

Il était doué d'un tact particulier pour reconnaître les hommes qui pourraient lui être utiles. Il découvrait bien vite en eux le côté par lequel il en tirerait le plus de parti. N'oubliant cependant jamais de chercher le gage de leur fidélité dans un calcul d'intérêt, il avait soin de les lier à sa propre fortune, en les compromettant de manière à ce que tout retour à d'autres engagements leur fût coupé. Il avait surtout étudié le caractère national des Français, et l'histoire de sa vie a prouvé qu'il l'avait bien saisi. Il regardait en particulier les Parisiens comme des enfants, et comparait souvent Paris au grand Opéra. Lui ayant reproché un jour les faussetés palpables dont fourmillaient la plupart de ses bulletins, il me dit en riant: „Ce n'est pas pour vous que je les écris; les Parisiens croient tout, et je pourrais leur conter de bien autres choses encore, qu'ils ne se refuseraient pas à les admettre." Il lui arrivait fréquemment dans ses entretiens de se livrer à des discussions historiques. Ces discussions décelaient ordinairement chez lui une connaissance imparfaite des faits, mais une sagacité extrême à apprécier les causes et à prévoir les conséquences. Il devinait ainsi plus qu'il ne savait, et, tout en prêtant aux personnes et aux événements la couleur de son propre esprit, il les expliquait d'une manière ingénieuse. Comme il revenait toujours sur les mêmes citations, il devait avoir puisé dans un petit nombre d'ouvrages, et particulièrement d'abrégés, les points les plus saillants de l'histoire ancienne et de l'histoire de France. Il portait cependant dans sa mémoire un recueil assez riche de noms et de faits, pour en imposer à ceux dont les études étaient moins solides encore que les siennes. Ses héros étaient Alexandre, César, et surtout Charlemagne. La prétention d'être le successeur de fait et de droit de celui-ci, l'occupait singulièrement.

---

les couleurs hideuses de la vérité, sans avoir l'air d'y applaudir, tandis que l'autre en était le plus zélé et le plus impudent panégyriste; tout ce que l'on a fait pour absoudre Macchiavel de ce reproche, n'est qu'un tissu de mauvais sophismes. Il était l'homme de son temps, voilà tout ce que l'on peut dire pour l'excuser.

Je l'ai vu se perdre avec moi dans des discussions interminables pour soutenir cet étrange paradoxe par les plus faibles raisonnements. Ce fut apparemment ma qualité d'ambassadeur d'Autriche qui me valut son obstination sur ce chapitre.

Un de ses regrets les plus vifs et les plus constants était de ne pas pouvoir invoquer le principe de la légitimité comme base de sa puissance. Peu d'hommes ont plus profondément senti que lui combien l'autorité, privée de ce fondement, est précaire et fragile, et combien elle prête le flanc aux attaques. Toutefois il ne manquait aucune occasion pour protester envers moi, avec empressement, contre ceux qui pourraient s'imaginer qu'il occupait le trône en qualité d'usurpateur. „Le trône de France," m'a-t-il dit plus d'une fois, „était vacant. Louis XVI n'a pas su s'y maintenir. Si j'eusse été à sa place, la Révolution — malgré les progrès immenses qu'elle avait faits dans les esprits sous les règnes précédents — ne se serait jamais consommée. Le roi tombé, la république s'est emparée du sol de la France; c'est elle que j'ai déplacée. L'ancien trône était enseveli sous ses décombres; j'ai dû en fonder un nouveau. Les Bourbons ne sauraient régner sur cette création; ma force consiste dans ma fortune; je suis nouveau comme l'Empire; il y a donc entre l'Empire et moi homogénéité parfaite."

Cependant j'ai souvent pensé qu'en s'exprimant ainsi, Napoléon ne cherchait qu'à s'étourdir ou à dérouter l'opinion, et la démarche directe qu'il fit envers Louis XVIII, en 1804, semble confirmer ce soupçon. Me parlant un jour de cette démarche, il me dit: „La réponse de Monsieur était noble, elle était pleine de fortes traditions. Il y a dans les l é g i t i m e s quelque chose qui ne tient pas au seul esprit. Si Monsieur n'avait consulté que son esprit, il se serait arrangé avec moi, et je lui aurais fait un sort magnifique."

Il était de même très-frappé de l'idée de ramener à la Divinité l'origine de l'autorité suprême. Il me dit un jour à

Compiègne, peu après son mariage avec l'Archiduchesse: „Je vois que l'Impératrice, en écrivant à son père, met sur l'adresse: A Sa Sacrée Majesté Impériale. Ce titre est-il d'usage chez vous?" Je lui dis qu'il l'était, par la tradition de l'ancien Empire germanique qui portait le titre de Saint-Empire, et parce qu'il était également attaché à la Couronne apostolique de Hongrie. Napoléon me répliqua alors d'un ton solennel: „L'usage est beau et bien entendu. Le pouvoir vient de Dieu, et c'est par là seulement qu'il peut se trouver placé hors de l'atteinte des hommes. D'ici à quelque temps j'adopterai le même titre."

Il attachait beaucoup de prix à la noblesse de sa naissance et à l'antiquité de sa famille. Plus d'une fois il a pris à tâche de me démontrer que l'envie et la calomnie seules avaient pu jeter du louche sur sa noblesse. „Je suis placé," me dit-il, „dans une position singulière. Je trouve des généalogistes qui voudraient faire remonter ma race jusqu'au déluge, et il existe des partis qui prétendent que je suis né roturier. La vérité est entre les deux. Les Buonaparte sont de bons gentilshommes corses, peu illustres, puisque nous ne sortions guère de notre île, mais bien meilleurs que beaucoup de freluquets qui s'avisent de nous ravaler."

Napoléon se regardait comme un être isolé dans le monde, fait pour le gouverner et pour diriger tous les esprits à son gré. Il n'avait d'autre considération pour les hommes que celle que peut avoir un chef d'atelier pour ses ouvriers*). L'un de ceux auxquels il paraissait le plus attaché était Duroc. „Il m'aime

*) Le Maréchal Lannes fut blessé à mort à la journée d'Aspern. Les bulletins de l'armée française relatent les paroles qu'il aurait prononcées. Voici ce que m'en a dit Napoléon lui-même: „Vous avez lu la phrase que j'ai mise dans la bouche de Lannes — il n'y a pas pensé! Quand le Maréchal prononça mon nom, on vint me le dire, et sur-le-champ je le déclarai mort. Lannes me détestait cordialement. Il m'a nommé, comme les athées nomment Dieu quand ils arrivent à l'article de la mort. Lannes m'ayant nommé, j'ai dû le regarder comme décidément perdu."

comme un chien aime son maître." C'est la phrase dont il se servit en me parlant de lui. Il comparait le sentiment de Berthier pour sa personne à celui d'une bonne d'enfant. Ces comparaisons, loin d'être étrangères à sa théorie des mobiles qui font agir les hommes, en étaient une conséquence naturelle; là où il rencontrait des sentiments auxquels il ne pouvait pas appliquer son calcul de pur intérêt, il en cherchait la source dans une espèce d'instinct.

On a beaucoup parlé de la superstition de Napoléon et presque autant de son manque de bravoure personnelle. L'une et l'autre de ces accusations reposaient ou sur des notions fausses ou sur des aperçus mal dirigés. Napoléon croyait à la fortune, et qui plus que lui en avait fait l'essai? Il aimait à vanter son étoile; il était fort aise que le vulgaire ne répugnât pas à le croire un être privilégié; mais il ne se trompait pas sur lui-même, et, qui plus est, il ne se souciait point d'accorder à la fortune une trop grande part dans son élévation. Je lui ai souvent entendu dire: „On m'appelle heureux parce que je suis habile; ce sont les hommes faibles qui accusent de bonheur les hommes forts."

Je citerai ici une anecdote qui prouve jusqu'à quel point il comptait sur l'énergie de son âme et se croyait au-dessus des accidents de la vie. Parmi les paradoxes qu'il se plaisait à soutenir sur des questions de médecine et de physiologie (sujets qu'il abordait avec une sorte de prédilection), il prétendait que la mort n'était souvent que l'effet d'une absence de volonté énergique dans les individus. Un jour, à Saint-Cloud, il avait fait une chute dangereuse (il avait été jeté d'une calèche sur une borne qui manqua lui enfoncer l'estomac)*); le lendemain, lorsque je lui demandai des nouvelles de sa santé, il

*) Je ne suis point éloigné de croire que cet accident a pu contribuer à développer le germe de la maladie à laquelle Napoléon a succombé à Sainte-Hélène, et je suis surpris que cette remarque n'ait jamais été faite. Il est vrai, toutefois, qu'il m'a désigné plusieurs fois cette maladie comme héréditaire dans sa famille.

me répondit avec un grand sérieux: „J'ai complété hier mes expériences sur le pouvoir de la volonté; quand le coup a porté sur mon estomac, j'ai senti la vie m'échapper; j'ai tout juste eu le temps de me dire que je ne voulais pas mourir, et je vis! tout autre à ma place serait mort." Si l'on veut appeler cela superstition, il faut convenir au moins qu'elle était bien différente de celle qui lui a été attribuée.

Il en est de même de sa bravoure. Il tenait fortement à la vie; mais une somme immense de destinées se trouvant liée à la sienne, il lui était permis, sans doute, d'y voir autre chose que la chétive existence d'un individu. Il ne se croyait donc point appelé à exposer „César et sa fortune" uniquement pour faire preuve de courage. D'autres grands capitaines ont pensé et agi comme lui. S'il manquait de cet aiguillon qui constitue les casse-cous, ce n'était certainement pas une raison pour le taxer de poltronnerie, comme quelques-uns de ses ennemis n'ont pas hésité à le faire. L'histoire de ses campagnes a suffisamment prouvé qu'il était toujours à la place, dangereuse ou non, qui convenait au chef d'une grande armée.

Dans la vie privée, sans jamais avoir été d'un commerce aimable, il était facile, et il poussait même souvent l'indulgence jusqu'à la faiblesse. Bon fils et bon parent, avec ces nuances que l'on rencontre plus particulièrement dans l'intérieur des familles bourgeoises italiennes, il souffrait des débordements de quelques-uns des siens, sans déployer une force de volonté suffisante pour en arrêter le cours, lors même qu'il aurait dû le faire dans son intérêt évident. Ses sœurs en particulier obtenaient de lui tout ce qu'elles voulaient.

Ni l'une ni l'autre de ses épouses n'ont jamais eu à se plaindre des procédés personnels de Napoléon. Bien que le fait soit assez constaté, un mot de l'Archiduchesse Marie-Louise le mettra dans un nouveau jour. „Je suis sûre," me dit-elle quelque temps après son mariage, „qu'à Vienne on s'occupe beaucoup de moi, et que l'opinion générale y est que je suis livrée à des angoisses journalières. C'est ainsi que la vérité

n'est souvent pas vraisemblable. Je n'ai pas peur de Napoléon, mais je commence à croire qu'il a peur de moi."

Simple, et souvent même coulant comme il l'était dans la société privée, il se montrait peu à son avantage dans le grand monde. On imaginerait difficilement plus de gaucherie dans la tenue que Napoléon n'en avait dans un salon. Les peines qu'il se donnait pour corriger les défauts de sa nature et de son éducation, ne faisaient que d'autant plus ressortir tout ce qui lui manquait. Je suis persuadé qu'il eût fait de grands sacrifices pour pouvoir hausser sa taille et ennoblir sa tournure, qui, à mesure que son embonpoint augmentait, devenait plus commune. Il marchait de préférence sur la pointe des pieds; il s'était donné une espèce de mouvement de corps qu'il avait copié des Bourbons. Ses costumes étaient étudiés pour faire contraste, dans leurs rapprochements, avec ceux du cercle qui l'entourait, ou par leur extrême simplicité ou par leur extrême magnificence. Il est certain qu'il a fait venir Talma pour apprendre des poses. Il protégeait beaucoup cet acteur, et son affection tenait en grande partie à une ressemblance qui, en effet, existait entre eux. Il était bien aise de voir Talma en scène; on eût dit qu'il se retrouvait en lui. Jamais il n'est sorti de sa bouche un mot gracieux ni seulement bien tourné vis-à-vis d'une femme, bien que l'effort pour en trouver s'exprimât souvent sur sa figure et dans le son de sa voix. Il ne parlait aux dames que de leur toilette, dont il se déclarait juge minutieux et sévère, ou bien du nombre de leurs enfants, et l'une de ses questions habituelles était si elles les avaient nourris elles-mêmes, question qu'il leur adressait ordinairement dans les termes les moins usités en bonne compagnie. Il s'avisait aussi parfois de leur faire subir en quelque sorte des interrogatoires sur des relations secrètes de société, ce qui donnait à ses entretiens plutôt l'air d'admonestations déplacées, au moins dans le choix du lieu et des formes, que le caractère poli des conversations d'un salon. Ce défaut de savoir-vivre lui attira plus d'une fois des

reparties qu'il n'eut pas l'adresse de relever. Son sentiment contre les femmes se mêlant de politique ou d'administration était poussé jusqu'à la haine*).

Pour juger cet homme extraordinaire, il faut le suivre sur le grand théâtre pour lequel il était né. La fortune avait sans doute beaucoup fait pour Napoléon, mais par la force de son caractère, par l'activité et la lucidité de son esprit et par son génie pour les grandes combinaisons de l'art militaire, il s'était mis au niveau de la place qu'elle lui avait destinée. N'ayant qu'une seule passion, celle du pouvoir, il ne perdait jamais ni son temps ni ses moyens à des objets qui eussent pu l'éloigner de son but. Maître de lui-même, il le devint bientôt des hommes et des événements. Dans quelque temps qu'il eût paru, il aurait joué un rôle marquant. Mais l'époque où il fit les premiers pas de sa carrière était particulièrement propre à faciliter son élévation. Entouré d'individus qui, au milieu d'un monde en dissolution, marchaient au hasard, sans direction fixe, et livrés à tous les genres d'ambition et de convoitise, lui seul sut former un plan, y tenir ferme et le conduire à sa fin. C'est dans le cours de sa seconde campagne d'Italie qu'il a conçu celui qui devait le porter au sommet de la puissance. „Jeune," m'a-t-il dit, „j'ai été révolutionnaire par ignorance et

---

*) Mme de Staël s'adressa à moi en 1810 pour obtenir de Napoléon, par mon intermédiaire, la permission d'habiter Paris. Tout le monde a connu le prix extraordinaire qu'elle attachait à cette faveur, et je puis me dispenser d'en retracer les motifs. Je n'avais pas de raison pour accorder un intérêt particulier à la sollicitation de Mme de Staël; je savais d'ailleurs que ma protection lui serait peu utile. Il se présenta cependant une occasion où je pus placer sous les yeux de Napoléon la demande de cette femme célèbre: „Je ne veux pas de Mme de Staël à Paris," me dit-il, „et j'ai pour cela de bonnes raisons." Je lui répondis que, s'il pouvait en être ainsi, il n'était pas moins certain que, par sa manière de traiter une femme, il lui donnait un relief que, sans cela, elle n'aurait peut-être pas. „Si Mme de Staël," me répondit Napoléon, „voulait ou savait être royaliste ou républicaine, je n'aurais rien contre elle; mais elle est une machine à mouvement qui remue les salons. Ce n'est qu'en France qu'une pareille femme est à craindre, et je n'en veux pas."

par ambition. A l'âge de la raison, j'ai suivi ses conseils et mon instinct, et j'ai écrasé la Révolution."

Il était tellement habitué à se regarder comme nécessaire au maintien du système qu'il avait créé, qu'à la fin il ne comprenait plus comment le monde pourrait aller sans lui. Je n'ai aucun doute que ce ne fût du fond de son âme et de pleine conviction que, dans notre entretien à Dresde en 1813, il me dit ces propres paroles: „Je périrai peut-être, mais j'entraînerai dans ma chute les trônes et la société tout entière."

Les succès prodigieux dont sa vie était remplie avaient sans doute fini par l'aveugler; mais jusqu'à la campagne de 1812, où pour la première fois il succomba sous le poids des illusions, il n'avait jamais perdu de vue les calculs profondément réfléchis par lesquels il avait tant de fois triomphé. Même après le désastre de Moscou, nous l'avons vu défendre son existence avec autant de sang-froid que d'énergie, et sa campagne de 1814 fut, sans contredit, celle dans laquelle, avec des moyens fort réduits, il déploya le plus de talent militaire. Je n'ai jamais été de ceux — et leur nombre était considérable — qui ont cru qu'après les événements de 1814 et 1815 il essayerait de se créer une nouvelle carrière, en descendant au rôle d'aventurier et en donnant dans des projets romanesques. Son esprit et la trempe de son âme lui faisaient mépriser tout ce qui était petit. Semblable aux gros joueurs, les chances d'une partie mesquine, au lieu de lui plaire, l'eussent abreuvé de dégoût.

On a souvent agité la question si Napoléon était foncièrement bon ou méchant. Il m'a toujours paru que ces épithètes, telles qu'on les entend ordinairement, ne sont point applicables à un caractère comme le sien. Constamment occupé d'un seul objet, livré jour et nuit au soin de tenir le gouvernail d'un empire qui, dans ses accroissements progressifs, a fini par embrasser les intérêts d'une grande partie de l'Europe, il ne reculait jamais devant la crainte des froissements qu'il pouvait causer, ni même devant la somme immense de souffrances in-

dividuelles, inséparables de l'exécution de ses projets. Tel qu'un char lancé écrase ce qu'il rencontre sur sa route, Napoléon ne songeait qu'à avancer. Il ne tenait aucun compte de ceux qui n'avaient pas su se mettre en garde; il était tenté parfois de les accuser de stupidité. Impassible pour tout ce qui se trouvait hors de la direction de sa route, il ne s'en occupait ni en bien ni en mal. Il a pu compatir aux malheurs bourgeois, il était indifférent aux malheurs politiques.

Il en était de même par rapport aux instruments dont il se servait. La générosité désintéressée n'était pas dans son âme; il ne dispensait ses faveurs et ses bienfaits qu'à raison du prix qu'il attachait à l'utilité de ceux qui les recevaient. Il traitait les autres comme il se croyait traité par eux. Il acceptait tous les services, sans scruter ni les motifs, ni les opinions, ni les antécédents de ceux qui les lui offraient, sauf à en faire usage dans le seul calcul de ses propres besoins.

Napoléon avait deux faces. Comme homme privé, il était facile et traitable, sans être ni bon ni méchant. En sa qualité d'homme d'État, il n'admettait aucun sentiment, il ne se décidait ni par affection ni par haine. Il écrasait ou écartait ses ennemis, sans consulter autre chose que la nécessité ou l'intérêt de s'en défaire. Ce but atteint, il les oubliait et ne les persécutait pas.

On a fait bien des tentatives inutiles et dépensé vainement beaucoup d'érudition pour comparer Napoléon à tel ou tel de ses prédécesseurs dans la carrière des conquêtes et des bouleversements politiques. La manie des parallèles a fait un mal réel à l'histoire; elle a répandu un faux jour sur les caractères les plus marquants, et elle a souvent entièrement dénaturé le point de vue sous lequel il fallait les envisager. Il est impossible de juger un homme en le détachant du cadre dans lequel il s'est trouvé placé et de l'ensemble des circonstances qui ont agi sur lui. Quand même la nature se serait plu à créer deux individus absolument semblables, leur développement dans des temps et des situations qui n'admettraient

aucune analogie, effacerait nécessairement leur ressemblance première et confondrait le peintre maladroit qui voudrait la reproduire avec son pinceau. Le véritable historien, celui qui sait tenir compte des éléments variés à l'infini qui doivent entrer dans la composition de ses tableaux, celui-là, dis-je, renoncera bien volontiers à la vaine prétention de comparer Napoléon, soit aux héros de l'antiquité, soit aux conquérants barbares du moyen âge, soit (excepté pour le talent militaire) à un grand Roi du siècle dernier, soit à un usurpateur de la trempe de Cromwell. Aucun de ces rapprochements hasardés ne saurait offrir de nouvelles lumières à l'instruction de la postérité, mais inévitablement ils fausseraient la vérité de l'histoire.

Le système de conquêtes de Napoléon était d'ailleurs d'un caractère tout particulier. La domination universelle à laquelle il visait n'avait pas pour objet de concentrer dans ses mains le gouvernement direct d'une masse énorme de pays, mais d'établir une suprématie centrale sur les États de l'Europe, d'après l'idéal défiguré et exagéré de l'empire de Charlemagne. Si des considérations momentanées lui ont fait abandonner ce système, si elles l'ont entraîné à s'approprier ou à incorporer au territoire français des contrées auxquelles, pour son intérêt bien entendu, il n'aurait pas dû toucher, ces mesures essentiellement nuisibles à l'affermissement de son pouvoir, loin d'avancer le développement du grand plan qui occupait le fond de sa pensée, n'ont servi qu'à le renverser et à le détruire. Ce plan se serait également étendu à l'Église. Il voulait fixer à Paris le siége du catholicisme et détacher le Pape de tout intérêt temporel en lui assurant la suprématie spirituelle sous l'égide de la France impériale.

Dans ses combinaisons politiques et militaires, Napoléon ne manquait pas de faire une large part à la faiblesse et aux fautes de ceux qu'il avait à combattre. Il faut convenir qu'une longue expérience ne l'autorisait que trop à suivre ce principe. Mais il est certain aussi qu'il en a abusé, et que l'habitude de

mépriser les facultés et les moyens d'action de ses adversaires a été une des principales causes de sa chute. L'alliance de 1813 l'a tué, parce qu'il n'a jamais pu se persuader qu'une coalition pourrait maintenir l'esprit d'union parmi ses membres et persévérer dans le but de son action.

L'opinion du monde est partagée encore, et le sera peut-être toujours, sur la question si Napoléon a mérité en effet le titre de grand homme? Il serait impossible de disputer de grandes qualités à celui qui, sorti de l'obscurité, a pu, en peu d'années, devenir le plus fort et le plus puissant parmi ses contemporains. Mais force, puissance, supériorité, sont des termes plus ou moins relatifs. Pour apprécier au juste le degré de génie qu'il a fallu à un homme pour dominer son siècle, il faut avoir la mesure de ce siècle. Tel est le point de départ qui établit une divergence essentielle dans les jugements sur Napoléon. Si l'ère de la Révolution française a été, comme ses admirateurs le pensent, l'époque la plus brillante, la plus glorieuse de l'histoire moderne, Napoléon, qui a su y atteindre la première place et la conserver pendant quinze ans, a été, sans contredit, un des plus grands hommes qui jamais aient paru. Si, au contraire, il n'a eu qu'à s'élever comme un météore au-dessus des brouillards d'une dissolution générale; s'il n'a trouvé autour de lui que les débris d'un état social ruiné par l'excès d'une fausse civilisation; s'il n'a eu à combattre que des résistances amorties par la lassitude universelle, des rivalités impuissantes, des passions ignobles, enfin, au dehors comme au dedans, des adversaires désunis et paralysés par leur désunion, il est certain que l'éclat de ses succès diminue à proportion de la facilité qu'il a eue à les obtenir. Or, comme dans notre opinion telle a été en effet la position des choses, tout en reconnaissant ce qu'il y a eu d'extraordinaire et d'imposant dans la carrière de Napoléon, nous ne sommes point en danger de nous exagérer l'idée de sa grandeur.

Le vaste édifice qu'il avait construit était exclusivement l'ouvrage de ses mains, et lui-même en a été la clef de voûte.

Mais cette gigantesque construction manquait essentiellement de base; les matériaux qui la composaient n'étaient que les décombres d'autres édifices; les uns pourris, les autres sans consistance dès leur création. La clef de voûte a été soulevée, et le bâtiment a croulé de fond en comble.

Telle est, en peu de mots, l'histoire de l'Empire français. Conçu et créé par Napoléon, il n'a existé qu'en lui seul; avec lui, il a dû s'éteindre*).

---

*) In den letzten Monaten des Jahres 1853 sind zwei Werke erschienen, welche, obgleich in ihrer Bedeutung verschieden, einen eigenthümlichen Werth für die Beurtheilung der Persönlichkeit Napoleon's I. haben. Diese Werke sind: Die Memoiren des Königs Joseph (von Neapel und von Spanien) und die Geschichte Napoleon's auf St. Helena, nach den hinterlassenen Schriften Sir Hudson Lowe's. In den beiden Werken malt sich der Geist und der Charakter des Mannes in den entgegengesetztesten Lagen aus: in der des Weltbezwingers und der eines Staatsgefangenen auf einer Insel im Weltmeer. Zu den beiden Werken bietet Napoleon nicht allein den Stoff, sondern er tritt in ihnen als der Selbsthandelnde auf. Was ergeht für den unparteiischen Beobachter aus der Lesung dieser Werke? Sicher nicht die Ueberschätzung der großen Figur des Mannes, welcher die Geschicke der Gesellschaft Jahre hindurch in seinen Händen hatte.

Für mich persönlich bieten die in Rede stehenden Schriften keine Entdeckung, selbst keine Berichtigung des Urtheils, welches mir eine jahrelange und directe Berührung — eine Berührung, wie keine zweite zwischen Napoleon und einem Nicht-Franzosen stattgehabt — aufdrang. Seine seltenen Geistesgaben, seine Willenskraft und seine Schwächen habe ich stets ohne Vorurtheil im Lichte der Wahrheit aufgefaßt, einer strengen Controle ohne Scheu unterzogen und nicht mir allein, sondern Napoleon selbst in entscheidenden Momenten vorgemalt.

Vor diesen neuesten geschichtlichen Producten versiegen die sämmtlichen Machwerke, welche aus den Federn der Begleiter Napoleon's nach St. Helena und größtentheils aus der Napoleon's selbst geflossen sind und nicht das Bild des Mannes wie er war, sondern das Bild wie er sich vor der Welt zeigen wollte, geben.

## Charakteristische Beiträge zum Portrait Napoleon's

nach Aufzeichnungen des Fürsten Metternich.

### Die Krönung der Kaiserin Josephine.

Peu après sa sortie du ministère, le Cardinal Consalvi m'a raconté le fait suivant, relatif à la nullité du mariage de l'Empereur Napoléon avec l'Impératrice Joséphine.

L'Empereur Napoléon n'avait invité le Pape à venir couronner à Paris que lui seul. Il ne fut jamais question du couronnement de l'Impératrice Joséphine dans les longues négociations qui eurent lieu pour vaincre la répugnance de Sa Sainteté à faire ce voyage; on ne lui nomma cette Princesse, pendant son séjour à Paris, qu'à la veille du couronnement.

Sa Sainteté insista itérativement pour être instruite des détails et du cérémonial de la fête; mais on évita de lui en donner la moindre connaissance, alléguant des prétextes frivoles qui impatientèrent le Pape, au point qu'il déclara qu'il n'officierait point dans cette fonction solennelle, s'il n'était informé plusieurs jours à l'avance du rôle qu'on lui destinait, et des formules de serment qui devaient être articulées. On lui promit alors de le satisfaire; mais, de retards en retards, la communication qu'il désirait ne lui fut faite que la veille même du jour fixé et annoncé à toute la nation dans les feuilles publiques, pour célébrer le couronnement.

Le Saint-Père s'aperçut, à son extrême surprise, qu'il s'agissait de couronner l'Impératrice en même temps que Napoléon.

Le Pape fut indécis sur le parti qu'il devait prendre; d'un côté, il n'avait aucune preuve de la validité du mariage de

l'Empereur, contracté à une époque où ce sacrement n'était considéré que comme un contrat civil; d'un autre côté, comment hésiter à célébrer le couronnement le lendemain, jour annoncé publiquement à la nation? Un refus de sa part l'eût exposé à jouer un rôle humiliant, puisque Napoléon aurait pu se faire couronner par l'Archevêque de Paris ou par le Cardinal Fesch, et condamner le Pape à une nullité d'autant plus sensible que son voyage avait eu plus d'éclat; d'ailleurs le mécontentement de Napoléon aurait sans doute fait avorter le but qui détermina réellement le Saint-Père à entreprendre ce voyage. Il se serait exposé à ne retirer aucun fruit d'une démarche qu'il reconnaissait devoir à cette époque indisposer les Puissances catholiques et le monde chrétien. Il avait reçu des assurances réitérées qu'on se prêterait à réformer et refondre les articles organiques que le gouvernement français avait insérés, à l'insu de Sa Sainteté, à la suite du Concordat, et à prendre des arrangements sur les affaires ecclésiastiques et en faveur du clergé français. Ces considérations, importantes pour le Souverain Pontife, l'avaient emporté sur le blâme qu'il ne se dissimulait point devoir s'attirer par un voyage qu'on lui a longtemps reproché.

Le Saint-Père, entraîné néanmoins par le sentiment de ses devoirs, se disposait à déclarer qu'il ne paraîtrait point à l'auguste cérémonie et sacrifierait tous ses intérêts, s'il ne recevait des preuves immédiates de la validité du mariage entre l'Empereur et l'Impératrice Joséphine.

Sur ces entrefaites, deux ou trois Évêques français que le Cardinal Consalvi me nomma, vinrent présenter leurs hommages au Saint-Père; il leur communiqua le sujet de l'agitation et des inquiétudes que sa physionomie trahissait. Les Évêques le rassurèrent sur ses doutes, lui donnèrent des détails sur le mariage de Napoléon avec Joséphine et sur le lien sacramentel qui les avait unis. Le Saint-Père, trompé, surpris dans sa bonne foi, les couronna le lendemain, et ce ne fut que plusieurs jours après cette cérémonie qu'il apprit que l'on avait abusé

de sa crédulité. Il fut tenté d'éclater, mais la considération qu'il s'attirerait un blâme général en informant le public qu'il avait sacré et couronné l'Impératrice sans être préalablement sûr des liens qui unissaient cette Princesse à Napoléon, qu'il avait pour ainsi dire sanctionné un concubinage, le retint. Il sentit que la dissimulation et la surprise dont on avait usé envers lui ne l'excuseraient point, et qu'on l'aurait taxé de faiblesse; il prit donc le parti du silence, mais ne cessa de faire les plus fortes remontrances à Napoléon et de l'engager à réparer un tort que le Pape ne lui a jamais pardonné.

Peu après commencèrent les vives discussions qui entraînèrent les malheurs du Pape, et cette confidence me fut faite lorsque l'aigreur et l'animosité avaient amené les affaires à un point où toute conciliation devenait impossible, et pour me donner une preuve de plus combien les griefs du Pape dataient de loin, et étaient nombreux et fondés.

Cette circonstance ne fut connue que de trois Cardinaux; ils étaient outrés de la perfidie injustifiable des Évêques, mais ils taxaient aussi le Saint-Père d'un peu trop de crédulité à cette occasion.

## Empfang der Diplomaten nach Napoleon's Rückkehr von Tilsit (1807).

L'Empereur parut à l'audience diplomatique du 2 Août de bonne humeur; on s'était dit assez généralement à l'oreille, depuis son arrivée à Paris, que ses manières avaient beaucoup changé, et qu'on ne serait probablement plus exposé aux incartades trop connues qu'il faisait subir au Corps diplomatique. La petite description suivante prouvera à quel point cette attente a été fondée.

L'Empereur, comme de coutume, commença sa ronde par le Cardinal Légat, mais ne lui dit rien; il s'avança droit vers moi et s'entretint très-gracieusement sur divers sujets. Il me demanda des nouvelles de Sa Majesté Impériale, des détails

sur son séjour à Baden, etc. En s'approchant du Prince de Masserano, il lui dit: „J'apprends que le Roi d'Espagne a été indisposé, cela ne l'aura pas empêché de chasser comme à l'ordinaire deux fois par jour."

Puis, s'adressant au Ministre de Danemark: „Vous avez donc laissé violer la Baltique. Nous posions en principe que vous en étiez les gardiens." Le Baron de Dreger ayant répondu une assez longue phrase que je ne pus entendre, „La chose sera, j'espère, arrangée à l'heure qu'il est", lui répondit l'Empereur.

Au général Armstrong, Ministre des États-Unis: „Avez-vous appris le français depuis?" Ce Ministre ne parle et ne comprend que l'anglais.

L'Empereur, en revenant sur ses pas, ayant l'habitude de faire toujours deux fois le tour du cercle et s'approchant de nouveau de lui, le général détourna la tête pour éviter la discussion grammaticale que probablement il craignait.

Après une longue phrase à l'Ambassadeur de Portugal, il finit par lui dire: „Cela ne peut pas durer; il nous faut la paix ou la guerre."

En revenant, il causa encore avec moi, et termina le cercle par la sortie suivante, adressée en italien au Nonce: „Vous êtes mauvais chrétiens, vous autres à Rome; vous laissez quinze siéges épiscopaux vacants. Et cette prétention de faire aller à Rome les Évêques du Royaume d'Italie pour y chercher l'investiture! L'Empereur Joseph s'y était déjà opposé; comment peut-on croire que j'y consentirai actuellement! Si Jésus-Christ avait institué le pèlerinage de Rome comme Mahomet celui de la Mecque, tout le monde irait; mais où cela est-il écrit? et ce qu'on n'exige ni de l'Archevêque de Paris, ni de celui de Vienne, pourquoi le veut-on de celui de Milan?" Le Nonce voulut dire un mot: „Le Saint-Père", interrompit l'Empereur, „est un brave homme, mais tous ceux qui l'entourent n'ont point de tête. Eh bien, qu'il se dépouille de toute souveraineté, et qu'il se borne à la puissance spirituelle comme Saint-Pierre; on pourra alors souffrir qu'ils y aillent; mais je ne permettrai

jamais que mes sujets aillent prêter foi et hommage à un Prince étranger!" — Le Nonce fit encore semblant de vouloir parler; „Tout ce qui se fait là n'a pas le sens commun", reprit l'Empereur; et se montant de plus en plus, il finit par dire: „Eh bien, on me forcera à vous mettre à l'ordre, et alors je vous serrerai tellement, que je vous réduirai à la besace." Il fit, en achevant cette phrase, son salut de congé au cercle, et le Corps diplomatique s'éloigna.

## Der Hof in Fontainebleau (1807).

L'aspect de la Cour à Fontainebleau ne laisse pas que d'offrir plusieurs objets de curiosité à l'observateur impartial.

La Cour cherche à se rapprocher tantôt des anciennes formes, et tantôt les rejette-t-elle comme au-dessous de la hauteur du moment. L'Empereur chasse une quarantaine de mauvais cerfs qui ont été apportés du Hanovre et du reste de l'Allemagne pour repeupler une forêt de vingt lieues de tour, parce que les Rois avaient également des jours fixes pour la chasse. Il n'aime au fond de ce plaisir que l'exercice violent qui convient à sa santé, et aussi ne fait-il que courir ventre à terre à droite et à gauche dans la forêt, sans suivre régulièrement la chasse. Il désespère sous ce rapport le Maréchal Berthier, qui voudrait rétablir de l'ordre dans son département de Grand Veneur. Le nombre de chevaux et d'équipages étant complétement insuffisant, personne, excepté les Princes étrangers, n'est admis à ces parties.

Il y a trois fois par semaine spectacle à la Cour. Les acteurs de la Comédie française reçoivent mille écus par représentation; ce taux est celui de l'ancien temps. Le reste des soirées est réparti entre les Cours de la Reine de Hollande, du Roi de Westphalie, de la Grande-Duchesse de Berg et de la Princesse de Bade. Il y a cercle chez l'Impératrice les dimanches. Le corps diplomatique n'est admis que de temps en temps chez les Princes, et ils choisissent pour cela les jours

où l'Empereur ne s'y trouve pas; ni moi ni aucun de mes collègues ne l'avons encore aperçu que de loin.

Les Secrétaires d'État de France et d'Italie et les deux Ministres des relations extérieures et de l'intérieur sont établis à Fontainebleau et tiennent maison ouverte pour tous les étrangers. Il serait difficile de se faire une idée de la dépense prodigieuse que font la Cour et les Ministres; le château était délabré, les meubles vendus; tout est réparé, et tandis que tous les coins de Paris, toutes les principales villes de la France n'offrent que constructions nouvelles, on emploie des millions pour des objets de pur luxe et de simple fantaisie. On célébrera le 14 de ce mois les fêtes en l'honneur du mariage du Prince Jérôme avec la Princesse de Wurtemberg. On donnera à cette même occasion à Paris le „Triomphe de Trajan", grand opéra qu'on prépare depuis plusieurs mois.

Le mariage du Duc d'Arenberg et celui du Prince héréditaire de Hohenzollern-Sigmaringen avec M^elles^ Tascher et Bonafoux, la première, nièce de l'Impératrice, et la seconde, nièce du Prince Murat dont elle porte maintenant le nom, devaient se faire le même jour; ils viennent d'être retardés encore d'une ou de deux semaines. Rien n'annonce que la première obtienne le titre d'Altesse Impériale, ce dont la famille de son futur s'était flattée.

M^gr^ le Grand-Duc de Wurzbourg, les Princes Primat, de Nassau et de Waldeck, sont logés au château. On accorde au premier tous les honneurs et égards dus à son rang, et Son Altesse Impériale ne cesse de se concilier généralement tous les suffrages.

## Die Napoleon'sche Aristokratie (1808).

... L'Empereur Napoléon emploie les derniers moments de son séjour à Paris au déroulement successif de son vaste plan d'organisation. Les Moniteurs du 14 et du 16 Mars renferment toutes les dispositions relatives à l'exécution de ce

plan. Nous allons voir incessamment nombre d'individus titrés; tous les légionnaires prenant le titre de chevalier, il y aura de ces derniers dans les simples rangs de l'armée et dans les ateliers des artistes.

La dotation des titres est un objet d'intérêt majeur pour l'observateur étranger. Le génie de Napoléon a saisi de nouvelles chances de lier à sa personne, à sa succession, à l'étendue de ses conquêtes, même l'intérêt particulier, ce puissant et premier mobile chez les individus surtout, qui se trouvent déjà ou qui vont se trouver comblés des faveurs impériales. Il dispose maintenant de la masse immense de domaines qu'il s'est réservée dans tous les arrangements qui ont suivi la dernière guerre. Il me suffira sans doute de citer quelques exemples pour fournir les moyens de calculer le reste des faveurs qu'on va distribuer. Le Maréchal Ney m'a dit lui-même que les différentes dotations en biens-fonds qu'il avait reçues en Italie, en Pologne, et qu'on venait de lui assurer en Westphalie et en Hanovre, se montaient à cinq cent mille livres de rentes en baux. En outre, ses appointements, la Légion d'honneur, ce qu'il perçoit des caisses de l'État sous plusieurs titres, le tout ensemble monte à trois cent mille francs. Il m'a assuré que ses revenus se trouvaient loin du maximum accordé à plusieurs de ses confrères.

L'Archichancelier Cambacérès vient de recevoir une dotation de cent cinquante mille francs ad perpetuum sur les revenus de Parme dont il va prendre le titre de Duc. L'Architrésorier Lebrun, en prenant celui de Duc de Plaisance, y réunit un revenu égal. MM. de Ségur, de Champagny et Maret ont reçu chacun entre cinquante et cent mille francs de revenus en fonds de terres en Westphalie et en Hanovre. On suppose que le titre ducal leur est réservé, ainsi qu'à MM. Duroc, Caulaincourt, Savary, etc., etc. Ce dernier a trouvé au moment de son retour de Saint-Pétersbourg une assignation de cinq cent mille francs sur le trésor public dans son bureau. Tout général qui revient ici de l'armée reçoit mille, deux et trois mille louis pour s'amuser

pendant quelques jours à Paris; c'est sous ce titre que le Vice-Connétable leur distribue cette gratification. La garde impériale enfin a reçu une marque particulière de la bienveillance du Souverain, qui vient d'allouer à tous les officiers une pension perpétuelle transmissible à leurs descendants en ligne directe, savoir: 500 francs aux sous-lieutenants, 1,000 aux lieutenants, 2,000 aux capitaines, et ainsi de suite.

Si le grand point de vue d'attacher à sa personne et à sa dynastie un nombre prodigieux de citoyens de l'Empire ressort clairement de ces immenses concessions, il en est d'autres qui n'échappent pas à l'observateur éclairé. La loi qui empêche les nouveaux titrés de vendre sans autorisation spéciale les dotations qu'ils reçoivent à l'étranger, tend visiblement à lier ces mêmes individus à la défense de ces territoires. La suprématie impériale ne s'étend pas seulement jusqu'au delà des rives de la Vistule; Napoléon a diminué la puissance et les moyens des Souverains qui, sous sa tutelle, régissent les provinces du grand Empire, en les privant d'une masse importante de leur revenu. Il a augmenté sa puissance en plaçant ces mêmes richesses entre les mains de sujets français qui, avec ce titre, se trouveront les propriétaires les plus riches des États de la Confédération. Vingt millions afflueront tous les ans dans l'intérieur de la France; la nouvelle noblesse les y versera dans les canaux de l'industrie, et cette seule considération établit un bilan de 20 millions en faveur de l'Empire. Que la France exporte de plus pour pareille somme dans les pays soumis à son influence, ou qu'elle lui arrive par d'autres motifs, le fait est et restera le même quant au résultat; les biens-fonds, de leur côté, se soutiendront à un taux très-élevé si, peu à peu, on permet aux titrés de vendre à l'étranger et de s'arrondir en France, opération lente qui ne sort jamais des mains du gouvernement, et que des chances heureuses pour la dynastie nouvelle hâteront sans doute, de même qu'elle se trouverait arrêtée au moment où le moindre danger menacerait l'ordre actuel des choses.

L'ancienne noblesse paraît aussi devoir être favorisée dans la distribution de nouveaux titres. Cette mesure doit essentiellement entrer dans les vues de l'Empereur. Assurément, rien n'est de nature à rallier plus complètement les différentes classes au régime impérial que de les faire toutes participer aux nouvelles distinctions. En effet, l'Empereur a l'intention de rattacher à son trône un grand nombre de citoyens par la création de titres héréditaires par la concession de fiéfs et par l'établissement de majorats dans les familles.

---

Les seules nominations à des titres de noblesse, en dehors de celles que renfermait le dernier message au Sénat, viennent d'avoir lieu pour des militaires. A peu près tous les maréchaux sont faits Ducs.

Augereau prend le titre de Duc de Castiglione, Masséna celui de Rivoli, Ney celui d'Elchingen, Davoust celui d'Auerstaedt, etc., etc.; le Maréchal Duroc a le titre de Duc de Frioul, Caulaincourt celui de Vicence; le colonel Arrighi, cousin de l'Empereur, celui de Padoue; Junot celui d'Abrantès. Il est digne de remarque que le véritable Marquis d'Abrantès est attendu ici d'un jour à l'autre avec une députation portugaise de laquelle M. de Lima fera partie.

Les Ministres seront pour la plupart Ducs; tous les titres ont d'immenses dotations. A peu près tous les généraux de brigade ont reçu 10,000 livres de rente à perpétuité; les colonels entre 2 et 8,000. Enfin toutes les passions sont mises en jeu par l'homme qui n'en connaît qu'une seule; l'Europe a été chassée, forcée, et on en fait la curée dans le moment actuel; l'ambition, la vanité, la cupidité, tous les entraînements de l'âme sont mis en jeu auprès des complices de la grande œuvre de destruction. On en contentera beaucoup, on ne les contentera pas tous; il faut de l'appât pour la suite, on ira le chercher partout où on le trouvera, et le système de faire partager aux collaborateurs les dépouilles opimes offre trop d'exemples de succès dans l'histoire, pour qu'il ait pu échapper à Napoléon.

## Napoleon auf dem verhängnißvollen Ballfeste bei Fürst Schwarzenberg in Paris am 1. Juli 1810.

Aus einem Vortrage an Kaiser Franz.

L'Ambassadeur de Votre Majesté avait fixé le 1er de Juillet pour donner une fête à Leurs Majestés Impériales à l'occasion de Leur mariage. Toutes les dispositions étaient prises avec autant de magnificence que de goût. Le programme ci-joint*) ne donne qu'une idée faible de l'intention des auteurs et de la perfection de l'exécution dans tous les détails.

L'Empereur arriva à la barrière de Paris à neuf heures trois quarts. Leurs Majestés y changèrent d'équipages et furent reçues par l'Ambassadeur, à peu près à dix heures, à la porte de son hôtel. L'Empereur portait le grand-cordon de Saint-Étienne par-dessus l'habit. Il avait ordonné que toutes les personnes décorées d'ordres autrichiens les portassent de même; les chevaliers d'ordres français avaient les cordons sous l'habit.

Leurs Majestés, après avoir parcouru les jardins, après avoir assisté à l'exécution d'un charmant ballet sur une pelouse qui offrait comme perspective une des constructions du jardin de

---

*) Programme de la fête: Un groupe de musique placé dans la cour d'honneur jouera des fanfares et autres airs choisis à l'arrivée de Leurs Majestés, de la famille impériale, des grands dignitaires, etc.

Les musiciens du concert seront placés dans l'orchestre à sept heures.

Le concert ne commencera que lorsque les dames invitées seront arrivées, et continuera jusqu'à l'arrivée de Leurs Majestés.

Lorsque Leurs Majestés entreront dans la galerie, l'orchestre jouera une fanfare.

Leurs Majestés, conduites par Son Excellence, traverseront la salle de concert et passeront dans le jardin; Elles s'arrêteront un instant devant le temple d'Apollon: — les Muses qui l'entourent exécuteront un chœur.

Leurs Majestés passeront par l'allée de la cascade; une harmonie placée dans la grotte souterraine s'y fera entendre.

De là Leurs Majestés iront sous le berceau de vigne, qui sera orné de chiffres, de fleurs, de guirlandes et de glaces. Au fond sera élevé un vaste buffet. En passant sous ce berceau, Leurs Majestés y entendront des concerts

Laxenbourg (das Ritterschloß), se rendirent par une vaste galerie nouvellement construite devant la façade de l'hôtel du côté du jardin, dans une salle faite pour contenir à peu près 1200 à 1500 personnes. Le bal s'ouvrit par une contredanse. Cette contredanse finie, l'Empereur descendit de la partie élevée de la salle pour faire sa tournée habituelle. Sa Majesté l'Impératrice, la Reine de Westphalie, la Reine de Naples et la Vice-Reine d'Italie restèrent à leurs places sur cette même estrade. Tout à coup, une guirlande prit feu dans la galerie et le communiqua à une des draperies. L'Empereur ne se trouvait qu'à peu de pas de cet endroit. Plusieurs personnes firent des efforts pour arracher la partie embrasée; le mouvement qu'elles donnèrent aux draperies peut avoir contribué à étendre la flamme; l'embrasement devint général.

Je me trouvais au pied de l'estrade; j'en montai sur-le-champ les degrés pour prévenir Sa Majesté l'Impératrice de l'accident, en l'engageant à me suivre dès que je croirais le moment venu. L'Empereur, avec lequel se trouvait le Prince de Schwarzenberg, fut pour ainsi dire forcé par ce dernier à se retirer; il traversa toute la salle, vint rejoindre l'Impératrice, et nous sortîmes tous les quatre. Le Prince de Schwar-

de musique vocale et instrumentale, l'un allemand et l'autre français — plus un solo d'un instrument nommé Glass-Cord (Instrument nouveau inventé par Franklin).

En continuant à circuler dans le jardin, Leurs Majestés arriveront en face d'un temple dédié à la Renommée. Trois figurants qui seront au faîte représenteront: la Victoire, Clio, Muse de l'histoire, et, au milieu, la Renommée. Les trompettes y exécuteront des fanfares et on y chantera un chœur. Devant ce monument brillamment illuminé seront des trépieds, où l'on brûlera des parfums.

Leurs Majestés se rendront au pavillon impérial, sur une estrade où il y aura des siéges pour Elles et Leur famille.

Ici s'exécutera une fête de château, suivie du feu d'artifice.

Après le feu, Leurs Majestés et Leur suite rentreront dans le salon d'honneur, et tout le monde se rendra par la galerie dans la salle de bal.

Leurs Majestés, après avoir pris des glaces, se rendront dans ladite salle.

Après le bal, festin dans le temple de la Renommée.

zenberg ne quitta plus Leurs Majestés jusqu'au moment où, après avoir traversé les jardins, Elles montèrent dans leur voiture.

Voyant l'Empereur et son auguste épouse en sûreté, je voulus retourner dans la salle. Le feu était partout; la foule se précipitait à ma rencontre; je parvins jusqu'au haut des marches qu'il fallait monter pour entrer dans la salle; j'aperçus la Reine de Westphalie qui se trouvait mal; je la saisis et l'emportai assez loin du feu pour qu'elle n'eût plus rien à craindre, et je l'abandonnai à quelques personnes de sa Cour.

La Reine de Naples, le Vice-Roi et la Vice-Reine d'Italie, grosse de six mois, étaient restés sur l'estrade, rassurés par le sang-froid du Vice-Roi. La première de ces Princesses voulut entreprendre de sortir par la grande porte qu'avaient gagnée l'Empereur et l'Impératrice; elle fut bientôt tellement enveloppée par la foule, que, se trouvant à la queue, elle eût infailliblement été atteinte par le feu, comme plusieurs autres personnes, sans le secours de M^gr^ l'Archiduc Grand-Duc et du Maréchal Moncey, qui la saisirent et lui firent jour. Le Vice-Roi voyant tomber les lustres de la salle et ne pouvant par conséquent plus la traverser, fit gagner à son épouse l'intérieur de l'hôtel par une petite porte qui se trouvait non loin de lui. Il n'arriva donc aucun accident à la famille Impériale, qui, à l'exemple de l'Empereur et de l'Impératrice, donna des preuves du plus grand sang-froid.

Sa Majesté l'Impératrice n'a pas été effrayée un seul instant, et je suis heureux de pouvoir assurer Votre Majesté que cet affreux accident n'a eu aucune prise sur Elle.

J'ai l'honneur de joindre au présent très-humble rapport le Moniteur d'aujourd'hui, qui rend un compte détaillé de l'événement. Il serait difficile d'y ajouter quelque chose. J'ai toutefois fait rédiger une autre relation pour être insérée dans la Gazette de Vienne. Il m'a paru que nous devions payer un juste tribut à la manière dont l'Empereur s'est comporté dans cette occasion.

Il n'a reconduit son auguste épouse que jusqu'à l'endroit où, en arrivant, il avait changé d'équipage. Il la fit monter dans le carrosse qui l'avait menée de Saint-Cloud et revint lui-même à l'hôtel de l'Ambassadeur. Présent partout, donnant des ordres tant pour sauver l'hôtel du feu que pour le garantir de tout désordre intérieur, dirigeant, ordonnant tout, il y demeura pendant plus de deux heures, tantôt exposé à une pluie affreuse qui était survenue, tantôt à tous les effets de la chaleur et de la fumée. Il était seul, sans garde quelconque et prenant visiblement à tâche de prévenir toute fausse interprétation d'un événement dont le triste caractère n'eût peut-être pas empêché la malveillance de tirer quelque parti.

Plusieurs personnes retardées dans leur marche ou renversées furent grièvement atteintes par les flammes. Le Prince Kourakin tomba sur les marches brûlantes de la salle et ne fut sauvé que par un homme qui le retira par les jambes. Il a tous les cheveux et la peau du front, des mains et des jambes brûlés. Les médecins ne le regardent pas comme dangereusement atteint. Madame la Princesse de la Leyen mère fut également renversée par la foule, et ses brûlures paraissent mortelles. La femme du Consul de Russie, Labensky, atteinte par un lustre dans sa chute et affreusement grillée, est morte hier dans la journée.

Parmi les personnes les plus compromises doivent être comptées la seconde des filles du Prince Joseph Schwarzenberg; le préfet d'Istrie et sa femme; le général Tousard et sa femme; M$^{me}$ de la Force et au moins une douzaine d'autres plus ou moins grièvement blessées. Une vingtaine d'individus ne sont que légèrement atteints; mais une victime à laquelle il serait difficile de vouer assez de regrets, et qui a péri en suivant le sentiment le plus invincible, celui d'une mère qui veut secourir ses enfants, la Princesse Pauline de Schwarzenberg, épouse du Prince Joseph, absorbe toutes les pensées.

Placée au fond de la salle, à côté de M$^{me}$ de Metternich, près de l'estrade impériale, ces deux mères se précipitèrent dans la colonne de l'anglaise que l'on dansait à ce moment,

pour se saisir de leurs filles heureusement placées près de la porte qui donnait sur le jardin, et sauvées de tout accident par ce hasard. M[me] de Metternich fut entraînée par la foule dans le jardin, où elle fut rejointe sur-le-champ par sa fille et la fille aînée de la Princesse Schwarzenberg. Cette dernière aperçut sa fille cadette à une certaine distance sur les côtés de la grande salle. Elle courut à elle, l'entraîna à sa suite; mais la mère fut bientôt jetée dans le jardin, séparée de son enfant, qui tomba privée de connaissance dans un coin. La mère éplorée demanda à tout le monde si on n'avait pas vu ses enfants. Elle parla dans le jardin au Roi de Westphalie, au ministre Regnauld, à deux ou trois autres personnes, et nous restâmes jusqu'à quatre heures du matin dans des inquiétudes affreuses sur son sort, toutes les recherches pour la retrouver ayant été vaines jusqu'à cette heure. Comme elle avait été rencontrée dans le jardin, on ne craignait pas pour elle les atteintes du feu. Couverte de diamants, elle pouvait avoir été saisie, dépouillée par des voleurs, dans la supposition qu'elle se fût risquée seule dans la rue. L'Empereur ordonna lui-même les recherches; on visita toutes les maisons des rues adjacentes. Ce n'est qu'à cinq heures qu'en remuant les monceaux de cendres et les débris de la salle, on découvrit un cadavre entièrement consumé dans un petit bassin qui se trouvait sous l'estrade impériale au fond de la salle. Le docteur Gall fut le premier à le reconnaître pour celui de la Princesse Pauline Schwarzenberg, et le procès-verbal dressé par le préfet de police constate ce triste fait. Il ne s'explique que par la circonstance que la Princesse, connaissant parfaitement les localités, sûre que l'enfant qu'elle conduisait par la main était restée en arrière, et ne pouvant pas pénétrer par la porte par laquelle sortait la foule, se sera rendue dans la salle par l'intérieur des appartements; qu'elle aura voulu la traverser pour gagner la petite porte par laquelle était sorti le Vice-Roi, mais que, suffoquée par la fumée ou par une chaleur affreuse, peut-être même écrasée par la chute du toit qui dans cette partie de la salle croula le premier, elle

a péri à peu de pas de cette même porte, et un peu en arrière de l'endroit où la famille impériale avait été placée.

Je suis d'autant plus autorisé à admettre cette supposition, qu'après avoir mis en sûreté la Reine de Westphalie, voulant de nouveau pénétrer dans la salle et arrêté par la foule qui sortait, je pris ce même chemin pour prendre la salle à revers, et m'assurer s'il n'y était resté personne. Je ne rencontrai pas une âme sur ma route; arrivé à la porte de la salle qui servait de communication avec les appartements, je fus arrêté un moment par l'embrasement général de tous les pans de murs et du plafond. Les lustres étaient tous tombés; la partie du toit à ma droite, là où on retrouva le corps de la Princesse Pauline, avait croulé; celle qui se trouvait au-dessus de moi tenant encore ferme, je fis quelques pas en avant et je me convainquis que la salle était entièrement vide. Tout ce bâtiment croula moins de deux ou trois minutes après. La Princesse doit m'avoir précédé de très-peu d'instants.

La seconde fille du Prince Joseph Schwarzenberg, la même qui avait été séparée de sa mère, a été sauvée par un officier français. Elle a de fortes brûlures, mais on espère la sauver.

Tel est le récit exact d'un événement qui sera défiguré de vingt manières, mais qui me force à payer un tribut du plus juste éloge à l'Ambassadeur de Votre Majesté, qui s'est conduit avec un calme, un sang-froid et une dignité au-dessus de toute expression. Occupé de la personne des Souverains, il a oublié tout ce qu'il y avait d'affreux dans sa position. Tous les employés à l'Ambassade, les Autrichiens à Paris, les courriers de cabinet, ont retiré des flammes, au péril de leur vie, tous ceux qu'ils ont pu secourir. Beaucoup de personnes de la Cour de France n'ont pas montré moins de calme et de courage; au moment du plus fort de l'incendie, les pompiers ayant fait défaut, ce n'est qu'à des hommes de la société que l'on doit la conservation de l'hôtel, qui commençait à s'embraser dans tous les sens.

## Ueber die Flucht des Königs von Holland.

Aus einem Vortrage an Kaiser Franz ddo. Paris 28. Juli 1810.

C'est par un courrier expédié à Paris par le Cabinet saxon que l'Empereur Napoléon a été informé de l'arrivée du Roi de Hollande à Teplitz.

J'ai vu l'Empereur le même jour, et Sa Majesté m'ayant prévenu de la nouvelle qui venait de lui parvenir, je me crus d'autant plus autorisé à m'expliquer très-clairement sur ce fait, que l'avant-veille Elle m'avait parlé dans tous les détails de la fuite de son frère. Je dis à l'Empereur que, convaincu que ma Cour ne désirait ni manquer d'égards à un Prince de la famille impériale de France, ni se montrer trop empressée envers celui qui se réfugiait chez elle, je rendrais service à Votre Majesté Impériale en l'informant des désirs du chef de la famille à son égard; j'ajoutai la demande s'il lui conviendrait mieux de le voir traiter en Prince français ou en simple voyageur.

L'Empereur me parut très-sensible à cette attention, et me dit que le Roi ayant pris lui-même un nom de particulier, il lui paraissait qu'il n'avait aucun droit à exiger les moindres honneurs. Il me témoigna ensuite sa satisfaction de ce qu'il eût pris le parti de se rendre chez nous; il ne me cacha pas qu'il avait beaucoup craint de lui voir passer les mers, et que sa retraite en Russie ne lui eût été guère plus agréable. J'observai à l'Empereur qu'en se rendant chez nous, le Roi n'avait sans doute pas cru sortir de sa famille, et l'Empereur revint, dans la suite, vingt fois sur cette idée, qui parut le flatter beaucoup.

Il entra dans beaucoup de détails sur l'inconséquence de la conduite du Roi, qu'il a stigmatisée publiquement par l'article du Moniteur du 22 Décembre. On ne peut nier que le Roi ne se soit effectivement placé dans une attitude très-fausse; il n'avait que le choix entre le rôle du frère ou du Souverain dépouillé; il devait, en suivant le premier, ne pas risquer de se brouiller,

et céder à la force; en suivant le second, il devait imiter le Prince du Brésil et se mettre à la tête de ses colonies. Telle est l'opinion du public sur son compte, et ce même public ignore encore que de Dresde il a fait une amende honorable, ce qui pourrait effectivement faire supposer que ses maux physiques ont dans cette occasion beaucoup pesé sur son moral. L'Empereur a logé le Prince royal à Saint-Cloud; il n'en aura pas moins de peine à justifier les principes avancés dans le susdit article du Moniteur, dont la lecture a fait une sensation difficile à exprimer sur tous ceux qui s'occupent d'affaires publiques.

L'Empereur d'Autriche a ordonné que l'on ne s'occupât aucunement du séjour du Roi. Cette mesure est parfaitement conforme aux intentions de l'Empereur des Français. Je crois néanmoins devoir soumettre à Votre Majesté ma conviction que, tout en laissant le Roi sous le plus strict incognito, il ne serait pas déplacé d'ordonner aux autorités locales de lui témoigner des égards particuliers. L'Empereur nous en tiendra compte si à son retour le Roi se loue de son séjour, et surtout s'il appuie sur ces mêmes formes de pure courtoisie; l'Empereur tient à ces petites nuances plus qu'il ne serait possible de se le figurer.

## Die Madeleine-Kirche.

Napoléon causant un jour avec M. Molé sur les édifices en construction à Paris, ce dernier lui demanda quand on s'occuperait de l'église de la Madeleine. „Eh bien," lui demanda l'Empereur, „que veut-on que j'en fasse?" M. Molé lui répondit qu'il avait appris que Sa Majesté la destinait au temple de la Gloire. „C'est ce que l'on croit, en effet," lui dit Napoléon; „mais je la destine à un monument expiatoire pour le meurtre de Louis XVI; toutefois, le moment n'est pas venu où je puisse l'annoncer.

Un projet analogue a été arrêté et exécuté peu d'années après par Louis XVIII.

## Napoleon's Urtheil über Chateaubriand.

L'anecdote suivante devra suffire pour jeter du jour sur ce qu'il y a de vrai dans la prétention de M. de Chateaubriand et de ses amis, d'avoir su résister à la séduction que Napoléon savait exercer sur ses adversaires.

Passant un jour en revue avec l'Empereur des Français les hommes marquants de l'époque, Napoléon me dit: „Il y a des hommes, et la France en abonde malheureusement, qui se croient aptes à tout parce qu'ils ont une qualité ou un talent. Au nombre de ces hommes se trouve Chateaubriand, qui fait de l'opposition parce que je ne veux pas l'employer. Cet homme est un raisonneur dans le vide, mais doué d'une grande force de dialectique. S'il voulait user de son talent dans la ligne qu'on lui désignerait, il pourrait être utile. Mais il ne s'y prêterait pas, et il n'est dès lors bon à rien. Il faut savoir se conduire soi-même ou se soumettre à des ordres. Il ne sait faire ni l'un ni l'autre; aussi faut-il ne pas l'employer. Il s'est offert vingt fois à moi; mais comme c'était pour me faire plier à son imagination, qui toujours le conduit à faux et non pour m'obéir, je me suis refusé à ses services, c'est-à-dire, à le servir."

## Napoleon's Familie.

Napoléon avait un grand faible pour sa famille. Il est hors de doute que beaucoup de déplacements de Souverains ont été dus à la convoitise de ses frères et de ses sœurs.

Tous les membres de cette trop nombreuse famille n'étaient cependant pas également ambitieux. La mère de Napoléon n'aimait que l'argent. Ni la tournure de son esprit ni ses goûts ne la portaient vers l'élévation sociale. Elle avait un revenu immense, et, sans les ordres précis de son fils, elle n'eût songé qu'à placer ses fonds. Quand ses enfants se permettaient de tourner en ridicule son extrême économie, elle leur disait: „Vous ne savez pas ce que vous faites; le

monde ne va pas toujours du même train, et si jamais vous me retombez tous sur les bras, vous me saurez gré de ce que je fais aujourd'hui."

En 1814, Mme Lætitia avait amassé une forte somme d'argent comptant qu'elle avait enfouie dans une cachette recouverte par le portrait de feu son mari. Le fait, et le lieu où le trésor était déposé, furent dénoncés à Napoléon, qui se rendit chez sa mère et fit enlever l'argent. Elle peut avoir emporté de France un fonds de fortune d'à peu près six millions de francs.

Je n'ai jamais connu personnellement ni Joseph ni Lucien Bonaparte; je ne me permets donc pas d'énoncer sur leur compte une opinion. Napoléon avait une opinion favorable de l'esprit de Lucien, mais il ne cessait de l'accuser d'une ambition démesurée et mal dirigée.

Dans une entrevue que Lucien eut avec son frère à Milan, il offrit comme gage de réconciliation une déclaration de sa femme donnant, de son plein gré, l'assurance qu'elle ne voulait point porter obstacle à la fortune de son époux. L'Empereur, au sortir d'une de leurs conférences, dit aux personnes réunies dans son antichambre: „Lucien ne veut point renoncer à sa petite racaille; il veut me prouver qu'il a la tête dure, je lui prouverai que je l'ai plus dure que lui." — Et il ne fut plus question de racommodement depuis lors. On sait effectivement, qu'en consentant à quitter sa femme, il insista sur la reconnaissance de ses enfants. Sa conduite en 1815 a fourni la vraie mesure de la sévérité de ses principes républicains.

Napoléon m'a souvent dépeint Joseph comme un homme doux de caractère et d'esprit, mais incapable d'entreprendre une carrière qui exigerait de la vigueur.

Louis était placé dans la famille comme un étranger. L'injustice seule eût pu trouver à reprendre à son caractère moral.

Jérôme était doué de beaucoup d'esprit. La dépravation de ses mœurs, une vanité exaltée et sa manie d'imiter en tous points son frère, l'ont couvert de ridicule.

Deux des sœurs de Napoléon furent remarquables par la tournure de leur esprit, la troisième par sa grande beauté.

Élisa, l'aînée d'entre les sœurs et à la fois plus âgée que Napoléon, avait un esprit mâle, et dans le caractère comme dans la figure une grande ressemblance avec son frère. L'ambition était sa passion dominante, et si l'extraction basse de son mari, Baciocchi, et le manque complet de facultés intellectuelles de ce dernier n'y eussent porté un obstacle, il est hors de doute que cette branche de la famille ne se fût élévée à une haute fortune.

Des trois sœurs, c'était cependant celle qui avait le moins de pouvoir sur Napoléon, qui la craignait et savait lui résister.

Caroline réunissait à une figure agréable un esprit peu commun. Elle avait étudié à fond le caractère de son frère et ne se faisait illusion sur aucun de ses défauts, ni sur les risques que courait sa fortune par suite de l'excès de son ambition et de son esprit de domination; elle connaissait de même parfaitement les côtés faibles de son mari, et elle l'eût conduit, si on avait pu le conduire.

Murat n'était que soldat, mais soldat de la Révolution et doué d'un certain instinct de domination que j'ai constamment vu être l'apanage des Jacobins. Caroline exerçait un grand pouvoir sur l'esprit de son frère, et c'est elle qui servait de ciment aux liens de famille. Son ambition était de se créer à elle et aux siens une existence placée autant que possible hors de la portée de Napoléon, et même en dehors des chances de sa fortune, d'une fortune qu'elle jugeait compromise par chaque excès ressortant de son insatiable convoitise.

Pauline était aussi belle qu'il est possible de l'être; elle était amoureuse d'elle-même, et son occupation unique était le plaisir. D'un caractère affable, douée d'une extrême bienveillance, Napoléon lui vouait un sentiment différent de celui qu'il portait à ses autres parents. Il la citait comme un exemple unique dans la famille. „Pauline", m'a-t-il dit souvent, „ne me demande jamais rien." La Princesse Borghèse avait de son

côté l'habitude de dire: „Je n'aime pas les couronnes; si j'en avais voulu, j'en aurais eu; mais j'en ai abandonné le goût à mes parents." Elle avait pour Napoléon une vénération qui approchait du culte.

Joséphine avait exercé sur Napoléon un long empire; elle était douée d'un caractère bienveillant et d'un tact social tout particulier. Son esprit n'était pas étendu, mais suivait une bonne direction. Son goût excessif pour la dépense a souvent amené des explications pénibles entre elle et son mari. Il serait injuste de mettre à sa charge aucun des écarts de l'ambition de Napoléon. Si elle l'avait pu, elle aurait sans aucun doute enrayé le char sur lequel, toutefois, elle avait contribué directement, dans le commencement de sa fortune, à placer le futur Empereur.

Douée de plus d'esprit et d'une dose d'ambition bien plus grande, sa fille Hortense n'a cessé de jouer un rôle dans la carrière de Napoléon. Celui-ci l'aimait, et ses condescendances pour elle furent la cause de jalousies perpétuelles et actives entre elle et ses belles-sœurs. Plus d'un froissement dans la situation personnelle de Napoléon et même dans la marche des affaires était dû à cette cause.

Le Cardinal Fesch était un composé singulier de bigoterie et d'ambition. Dévot de bonne foi, il n'était cependant pas éloigné de voir dans Napoléon un instrument du ciel et un être à peu près surnaturel. Il croyait son règne écrit dans le livre du destin, et regardait ses écarts comme autant de décrets de Dieu.

Napoléon connaissait toutes les individualités de sa famille, et il ne s'est point caché la faute qu'il avait commise en s'abandonnant à l'esprit de domination et à l'insatiable convoitise de quelques-uns d'entre eux.

Il me dit un jour, en 1810, à l'occasion d'un long entretien dans lequel il venait de me faire l'histoire de sa vie: „J'ai obscurci et je gêne ma carrière par le fait d'avoir placé mes parents sur des trônes. On apprend en marchant, et je vois aujourd'hui combien le principe fondamental des anciennes monarchies, de tenir les Princes de la maison régnante dans

une grande et perpétuelle dépendance du trône, est sage et nécessaire. Mes parents m'ont fait beaucoup plus de mal que je ne leur ai fait de bien, et, si j'avais à recommencer, mes frères et mes sœurs auraient pour toute fortune des palais à Paris et quelques millions à dépenser dans l'oisiveté. Les beaux-arts et la charité eussent été leur domaine, et non pas des royaumes, que les uns ne savent pas conduire, et dans lesquels d'autres me compromettent en me parodiant.

Napoléon avait soin de placer auprès de chacun de ses frères et parents un homme de confiance. La fortune de M. Decazes a daté du poste qu'il occupait en qualité de secrétaire des commandements de M^me Lætitia.

## Das Manuscript von St. Helena.

Dans le temps où il parut, le Manuscrit de Sainte-Hélène fit un grand effet en Europe.

Cet opuscule fut regardé généralement comme un précurseur des Mémoires que Napoléon était censé écrire dans le lieu de son exil. Il suffit en effet de le lire pour être frappé de l'analogie des pensées et du style avec ce qui jusqu'à cette heure avait été connu de Napoléon. Une seule considération a dû frapper; c'est la singularité du fait qu'un auteur se serait permis de livrer à ses contemporains dans la forme d'un court abrégé, pour ainsi dire, le résumé d'un ouvrage qu'il s'apprêterait à publier in extenso, et de consigner dans cet abrégé une foule de sentiments et d'idées dont la reproduction eût, sans contredit, formé la partie la plus essentielle de l'ouvrage lui-même. Ce qui affaiblit ce raisonnement, c'est la considération de l'avantage que Napoléon aurait pu trouver à tenir les esprits en Europe en mouvement et de les occuper de ses pensées; la hardiesse des vues exprimées et leur conformité permanente avec les antécédents de sa vie.

Les opinions sur le compte du pamphlet se partagèrent cependant bientôt, et, s'il ne s'éleva pas un doute sérieux sur

la nature de son contenu, qui fut attribué universellement à Bonaparte lui-même, les uns le crurent émané de Sainte-Hélène directement, d'autres ne le prirent que pour une compilation des opinions et des vues de Napoléon sur les actes principaux de sa vie politique, rédigée par quelque personne qui, à des époques antérieures, aurait été à même de connaître et de recueillir à leur source l'expression de ses pensées et de ses vues. Mais pour rédiger dans un style aussi individuel les pensées d'un tiers, il devenait nécessaire de supposer dans l'auteur de l'entreprise un talent tout particulier. Le bruit ne tarda pas à se répandre que l'entreprise avait été conçue et exécutée par M^me^ de Staël. M^me^ de Staël, de son côté, attribua l'œuvre à Benjamin Constant, dont à cette époque elle s'était séparée par suite d'une brouille. Plus tard, on sut que l'auteur en était le Marquis Lullin de Châteauvieux, un homme du monde que personne n'avait soupçonné de savoir tenir une plume.

---

## II.

# Alexander I. Kaiser von Rußland.

### Ein Portrait

#### aus der Feder Metternich's vom Jahre 1829.

Das Bild des Kaisers Alexander zu zeichnen, ist ein schweres Unternehmen.

Das treffendste Wort über diesen Fürsten hat Napoleon gesprochen. In einer unserer Unterredungen im Jahre 1810 fragte er mich, ob ich den Kaiser von Rußland näher kenne. Ich antwortete, daß ich keine anderen persönlichen Berührungen mit ihm gehabt habe, als zur Zeit seines Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1805. „Wohlan," versetzte Napoleon, „der Lauf der Begebenheiten könnte Sie noch einmal mit diesem Fürsten zusammenführen; Kaiser Alexander ist eine anziehende Persönlichkeit, ganz gemacht, einen eigenthümlichen Zauber auf Die zu üben, welche mit ihm in Berührung kommen. Wäre ich der Mann, mich bloßen Eindrücken hinzugeben, ich könnte ihm von Herzen zugethan sein. Neben so vielen Vorzügen des Geistes und so viel Bestechendem im Umgang liegt Etwas in seinem Wesen, was ich nicht bezeichnen und worüber ich mich nicht besser aussprechen kann als indem ich Ihnen sage, daß bei ihm in allen Dingen immer ein „Etwas" fehlt. Das Sonderbarste dabei ist, daß man nie voraussehen kann, was in einem gegebenen Falle oder in einer bestimmten Angelegenheit fehlen wird, denn das fehlende Stück wechselt in's Unendliche."

In der Voraussicht, daß der Lauf der Ereignisse mich in unmittelbare Berührung mit dem Kaiser Alexander bringen werde, hatte

Napoleon in einem prophetischen Sinne gesprochen, gewiß ohne die Erfüllung so nahe zu glauben, wie sie es in der Wirklichkeit war. Drei Jahre später befand ich mich in den unmittelbarsten Beziehungen zum Kaiser von Rußland. Diese Beziehungen haben ohne Unterbrechung durch dreizehn Jahre gedauert in einem steten Wechsel von wirklicher Vertraulichkeit, von mehr oder minder ausgesprochener Kälte und von persönlichen und offenkundigen Ueberwerfungen. Jede dieser Phasen hat mich in die Lage gesetzt, die Richtigkeit des Urtheils Napoleon's über den Kaiser Alexander zu erkennen.

So andauernde und wechselvolle Beziehungen haben mich aber auch in den Stand gesetzt, mir genaue Rechenschaft zu geben über die Individualität dieses Monarchen.

Meinerseits wüßte ich die gewonnenen Eindrücke nicht besser wiederzugeben als indem ich sie in den Satz zusammenfasse: daß der Charakter Alexander's eine sonderbare Mischung von männlichen Vorzügen und weiblichen Schwächen zeigte.

Kaiser Alexander besaß ohne Zweifel Geist; aber sein Geist, fein und scharf, ermangelte aller Tiefe; er verirrte sich ebenso leicht in Folge eines Uebermaßes von Mißtrauen als durch entschiedenes Hinneigen zu falschen Theorien. Lieblings-Ideen gewannen in seinem Urtheil immer die Oberhand; er erfaßte sie wie durch plötzliche Eingebung und mit äußerster Wärme; und sie erlangten bald Uebergewicht genug, um ihn zu beherrschen und ihren Urhebern die Unterjochung seines Willens leicht zu machen.

Solche Ideen gewannen bald in seinen Augen den Werth eines Systems; beweglich wie er war, ja sogar von außerordentlicher Beweglichkeit des Gedankens, stießen bei ihm die Systeme, die er erfaßte, nicht aufeinander, sie lösten sich ab. Hingegeben dem Systeme, das eben an der Reihe war, gelangte er, ohne dessen gewahr zu werden, durch verschiedene Mittelstufen zu dem gerade entgegengesetzten und bewahrte von der Ueberzeugung, die ihn kurz vorher durchdrungen, keine andere Erinnerung als die der Verpflichtungen, welche sie ihn mit verschiedenen Individuen eingehen ließ. Daher die für den Geist wie für das Herz des Kaisers sehr drückende Summe von mehr oder minder unlöslichen Verlegenheiten, in die er sich verstrickt sah; daher

die öfteren Gunstbezeigungen für Dinge und Menschen, die sich ganz entgegengesetzt waren; daher die Schwierigkeit, seine Haltung zu verstehen für jene Beobachter, die sich nicht in der Lage befanden, die wahren Ursachen so sonderbarer Erscheinungen zu ergründen.

Das Leben Alexander's hat sich abgenützt zwischen Hingebung und Enttäuschung; seine Eingebungen waren spontan und lebhaft und — es klingt sonderbar — ihr Verlauf zeigte eine Art von Periodicität. Ich werde später dafür triftige Belege liefern.

Er war ein Mann von Wort, ging mit Leichtigkeit in der jeweiligen Richtung seiner Ideen Verpflichtungen ein; wußte mit Feinheit Denjenigen auszuweichen, welche ihn in eine entgegengesetzte Richtung hätten drängen können; aber da seine Gedanken, die sich leicht zu einem System gestalteten, steten Wandlungen unterworfen waren, so versetzte eben die Achtung vor dem gegebenen Wort sowol sein Gewissen als seine Haltung in eine Lage gleich peinlich für ihn wie schädlich für die öffentliche Sache.

Mit Unrecht haben viele Zeitgenossen in Alexander einen heftigen Ehrgeiz zu erkennen geglaubt. In seinem Charakter fand sich weder genug Stärke für wahren Ehrgeiz noch genug Schwäche für bloße Eitelkeit. Er handelte gewöhnlich aus Ueberzeugung und wenn er hie und da sich anspruchsvoll zeigte, so bezog sich dies weit mehr auf die kleinen Siege des Weltmannes als auf die Erfolge des Beherrschers eines großen Reiches.

Seine Jugend war in eine Zeit gefallen, die nicht ihres Gleichen hatte in den Jahrbüchern Rußlands. Unter der Regierung Katharina's sah er große Beispiele eines glänzenden Despotismus; unter jener Paul's war er öfter nahe daran, selbst das Opfer eines bis in die Wahl seiner Formen niedrigen Despotismus zu werden. Es genügt, Rußland unter diesen zwei Regierungen gekannt zu haben, um zu begreifen, daß ein Geist wie der Alexander's dort weder Vorbilder zur Nachfolge noch Männer zur Rathserholung finden konnte.

Die erste Erziehung Alexander's war von Katharina II. dem La Harpe anvertraut. Es ist daher nicht überraschend, daß falsche Vorstellungen von Liberalismus und Philanthropie durch lange Zeit eine entschiedene Herrschaft über den Zögling eines solchen Erziehers übten,

und daß eine so wunderliche Mischung wie die Lehren eines liberalen Mentors und das praktische Vorgehen der russischen Regierung sowol sein Urtheil als sein Handeln in eine falsche Richtung bringen mußten, und zwar weit über die Grenze hinaus, wo die Erfahrung ihm zu Hilfe kommen konnte.

Die Erziehungsweise La Harpe's war danach angethan, den Geist seines Zöglings weit mehr mit falschen und in ihrer Anwendung widersinnigen Lehrsätzen anzufüllen, als mit positiven Kenntnissen zu bereichern. Ohne Zweifel davon überzeugt, daß das Reich, welches sein Zögling eines Tages zu regieren berufen sein würde, in der Civilisation nicht genug vorgeschritten sei, um unmittelbar das Joch dieser Doctrinen zu tragen, war er darauf bedacht, in dem künftigen Selbstherrscher einen mächtigen Hebel vorzubereiten, um den Umsturz anderer weit mehr herangereifter Länder zu sichern und besonders den seines eigenen Vaterlandes, der Schweiz. Die Rolle eines philanthropischen Monarchen zeigte sich auf diese Art für Alexander als eine solche, welche ihm die Palme unausbleiblichen Ruhmes sichern würde, eines Ruhmes, der leicht zu gewinnen war für einen Monarchen, der sich den Gefahren entrückt sah, die daraus für die anderen Throne und alten Institutionen Mitteleuropas entsprangen.

Einfach in seinen Liebhabereien, nüchtern von Temperament und manchen Neigungen hingegeben, die ich mir erlauben möchte, als bürgerliche zu bezeichnen, war Alexander für solche Führer zu lenksam, als daß sie nicht hätten davon Nutzen ziehen sollen.

Eine lange Beobachtung der moralischen Eigenschaften dieses Monarchen und seines politischen Ganges hat mich zu der Entdeckung von dem geführt, was ich schon oben als Periodicität seines Gedankens bezeichnet habe. Diese Periodicität hat beiläufig ein fünfjähriges Metrum befolgt; ich wüßte meine Beobachtung nicht genauer wiederzugeben.

Der Kaiser ergriff eine Idee und folgte gar bald ihrer Richtung. Während des Zeitraumes von beiläufig zwei Jahren war die Idee im Wachsen, so daß sie in seinen Augen den Werth eines Systems erlangte. Im Laufe des dritten Jahres blieb er dem angenommenen System treu, gewann es lieb, hörte mit einer wahren Inbrunst dessen

Gönner an und war jeder Berechnung über den Werth dieser Meinung wie über ihre gefährlichen Folgen unzugänglich. In dem vierten Jahre begann der Anblick dieser Folgen ihn zu ernüchtern; das fünfte Jahr zeigte nur mehr eine unförmliche Mischung des dem Erlöschen nahen Systems mit der neuen Idee, die in ihm zu keimen begann. Diese Idee war oft diametral entgegengesetzt derjenigen, die er eben verließ. Ich werde zum Beleg dieser Bemerkung folgende historische Thatsachen anführen.

Meine erste Berührung mit dem Kaiser Alexander hat zur Zeit meiner Sendung nach Berlin im Jahre 1805 stattgefunden. Ich fand ihn damals liberal im ausgedehntesten Sinne des Wortes und als bitteren Feind Bonaparte's; er überschüttete diesen mit seinem Hasse in der doppelten Eigenschaft als Despot und Eroberer. Im Jahre 1807 ging eine große Veränderung in seiner Denkweise vor. Im Jahre 1808 hatten seine persönlichen Gefühle sich sogar dem Kaiser der Franzosen zugewendet. Das Jahr 1812 brachte eine neue Wandlung in seinen Gesinnungen. Hätte Napoleon auch Rußland nicht den Krieg gemacht, Alexander's Gefühle für ihn wären nichtsdestoweniger erloschen. Die alten Ideen von Philanthropie und Freigeisterei hatten nicht nur die Macht über seinen Geist wieder gewonnen, sondern sie entbrannten sogar mit dem Feuer ihrer Zeit. Im Jahre 1814 hatten sie ihren Höhepunkt erreicht. Im Jahre 1815 hatten sie schon dem religiösen Mysticismus Platz gemacht. Im Jahre 1817 erfuhr diese neue Richtung seines Geistes eine große Aenderung. Im Jahre 1818 fand ich in Aachen den Kaiser als eifrigen Verfechter der monarchischen und conservativen Principien und als erklärten Feind jeder revolutionären Richtung und bereits auf dem Wege der Rückkehr zum religiösen Mysticismus. In dieser Richtung blieb er fest bis zum Jahre 1823. Da erhoben sich die Verlegenheiten, welche ihm seine eigenen Räthe durch die griechischen Angelegenheiten bereitet hatten; da konnte er jeden Tag das Ueberwuchern der revolutionären Principien schauen, deren Keime er in seiner Verblendung während der früheren Jahre im eigenen Reiche selbst ausgestreut hatte. Alle diese peinlichen Umstände stürzten sein Gemüth und seinen Geist in eine sichtbare Erschlaffung. Der Ueberdruß am Leben begann von dort an sich an ihm zu zeigen.

Sein Körper, anscheinend so rüstig, litt unter den moralischen Eindrücken. Es war während seines Aufenthaltes in Verona gegen Ende des Jahres 1822, wo Alexander dem Kaiser Franz sein sicheres Vorgefühl einer nicht mehr langen Lebensdauer vertraute. Das Uebel machte immer Fortschritte und im Jahre 1825 erlag Alexander einer vollständigen Lebensmüdigkeit.

Es ist kein Zweifel, daß unter die Ursachen, welche direct beigetragen haben, seine Tage abzukürzen, jener schmerzliche Gefühls-Conflict zu rechnen ist, der ihm durch die Aussicht auf den Proceß bereitet war gegen Verschwörer, deren Hauptschuldige dem Kaiser den Vorwurf machen konnten, durch ihn selbst verleitet worden zu sein.

Indem ich das Bild des ganz eigenartigen Wesens eines Fürsten entrolle, über welchen die Welt Mühe haben wird, das richtige Urtheil zu fällen, glaube ich den Schlüssel zu manchen Combinationen zu geben, die sonst ein unlösbares Räthsel bleiben würden.

Die Beständigkeit der Herzensneigungen des Kaisers Alexander schien sich in dem Gefühle concentrirt zu haben, welches er für den Kaiser Franz empfand. Die Einzelheiten, die ich in diesem Betreffe liefern kann, werden das Charakterbild dieses Monarchen ergänzen und auch einiges Licht auf seine Beziehungen zu mir werfen.

Die beiden Kaiser befanden sich zum ersten Mal in persönlicher Berührung auf den Schlachtfeldern Mährens im Herbste des Jahres 1805. Das Mißgeschick, welches die bedauerlichen Dispositionen der österreichischen Generale schon bei Beginn des einzigen Feldzuges dieses Krieges eingeleitet hatten, ging bald seiner Erfüllung durch die russischen Generale am Ende dieser unglücksvollen Unternehmung entgegen. Der Kaiser Alexander, jung und ohne alle Kriegserfahrung, lieh hochfahrenden gänzlich unpraktischen Plänen lieber sein Ohr als den nüchternen Rathschlägen, die dem strengen Verstande des Kaisers Franz entsprachen. Alles, was dieser vorhergesehen und seinem Alliirten vorhergesagt hatte, erfüllte sich in trauriger Aufeinanderfolge. Diese Thatsache ist dem Geiste des Kaisers Alexander stets gegenwärtig geblieben und ist die erste Grundlage jenes persönlichen und vollständigen Vertrauens geworden, welches er nie aufgehört hat seinem Freunde zu widmen.

Gar viele spätere politische Ereignisse haben es unmöglich gemacht, daß diese Gesinnung von Seite Seiner kaiserlichen Majestät immer zum Ausdruck komme; im Princip bestand sie aber doch. Die Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 begründeten durch einen langen Zeitraum eine directe und ununterbrochene Beziehung zwischen den beiden Monarchen und stifteten zuletzt einen wahren Bund der Herzen.

Eine Freundschaft, die jeder Probe Stand gehalten und welche ungeachtet der wichtigsten politischen Interessen und, was sonderbar ist, der tiefgreifendsten Verschiedenheit in der Persönlichkeit der beiden Freunde nichts zu erschüttern vermochte, ist ohne Zweifel ein Problem, das nur mit Hilfe des vollen Einblickes in den Charakter der beiden Monarchen zu lösen ist.

Die höchst werthvollen und ganz positiven Eigenschaften, die der Kaiser Franz in sich vereinigte: Ruhe, Unparteilichkeit, Sicherheit des Urtheils, die sich immer gleich bleibende Stimmung, flößten Alexander ein Gefühl der Anhänglichkeit ein, welches am treffendsten mit kindlicher Ehrfurcht bezeichnet wird. Dieses Gefühl wurde in der Folge noch erhöht durch eine dem Geiste dieses Fürsten ganz eigenthümliche Färbung. Es war eine religiöse. Kaiser Alexander betrachtete seinen Freund als den Monarchen nach dem Willen Gottes, als den Repräsentanten des göttlichen Willens und der göttlichen Weisheit. Er widmete ihm eine Art von Cultus. Bei verschiedenen Gelegenheiten, wo der Kaiser Franz direct den persönlichen Neigungen Alexander's entgegentrat, genügte die Meinung des weisen Monarchen, um Alexander in seinen Entscheidungen aufzuhalten und ihn zu bestimmen, dieselben ganz fallen zu lassen oder sie in wesentlichen Stücken abzuändern.

Die Anhänglichkeit des Kaisers Alexander für den Kaiser Franz blieb bis an sein Lebensende eines seiner bestimmenden Gefühle.

In Allem, was das Privatleben betraf, folgte Alexander nur reinen und einfachen Neigungen, die aber den Stempel gewählter Eleganz trugen. Mit den Wissenschaften hat er sich wenig befaßt und ich habe bei ihm nie eine ausgesprochene Neigung zu irgend einem Zweige derselben entdeckt. Unter den schönen Künsten liebte er nur die Architektur. Sein kurzes Gesicht und eine etwas hinderliche Schwer-

hörigkeit gestatteten ihm nicht, sich dem Cultus der anderen Künste hinzugeben, die man nur durch das Mittel jener Sinne genießt, deren Vollkommenheit ihm versagt war. Er liebte die Arbeit im Kabinet, wenn sie nicht über die politische Sphäre und die militärischen Details hinausging. Er hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen rein administrative Gegenstände und wenn er sich mit ihnen befaßte, konnte es nicht wohl anders kommen, als daß er dabei von den politischen Theorien beeinflußt war, zu denen ihn die Eigenart seines Geistes jeweilig hinzog. Die Verwaltungsgeschichte seines Reiches während der ganzen Dauer seiner Regierung beweist, wie wirksam und wie schädlich diese Einflüsse waren.

Diesen Umrissen werde ich noch einige, aus meinem Verkehr mit dem Kaiser geschöpfte Aufklärungen beifügen. Sie werden nicht ohne allen Werth sein für den Standpunkt der Zeitgeschichte und zugleich als Bestätigung des Urtheils dienen, das ich über den Geist und Charakter dieses Fürsten abgegeben habe.

Ich werde damit beginnen, als allgemeinen Satz aufzustellen, daß nichts so wenig Uebereinstimmung bieten kann, als der Gedankengang des Kaisers und die Richtung meines Geistes. Auch unsere Neigungen — mit Ausnahme einer gewissen Gleichförmigkeit in der Wahl unserer gesellschaftlichen Verbindungen — gingen entschieden auseinander, und hätte nicht das ungeheure Interesse an den schwebenden Fragen uns einander nahe gebracht, es wäre wahrscheinlich nichts im Stande gewesen, so andauernde und manchmal so enge Beziehungen zwischen uns zu begründen.

Ich habe schon gesagt, daß meine erste directe Berührung mit dem Kaiser im Jahre 1805 in Berlin stattfand. Alexander war in diese Hauptstadt gekommen, um in eigener Person die Sache und die Interessen der österreichisch-russischen Allianz zu vertreten. Das Einstehen für die gleiche Sache bringt leicht zwei Männer einander nahe, was auch der Unterschied ihrer Stellung sei.

Der Kaiser hatte die Gewohnheit, die großen politischen Fragen selbst zu behandeln und auf diese Art, wie er sich auszudrücken liebte, sein eigener Minister zu sein; von jener Zeit an traten wir in unmittelbare und später sogar in enge Beziehungen.

In Folge des Friedens, welcher zu Ende des nämlichen Jahres zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen wurde, und da Graf Stadion, damals Botschafter in St. Petersburg, das auswärtige Amt übernommen hatte, verlangte Alexander mich als Vertreter Oesterreichs bei ihm. Eine eigenthümliche Verkettung der Umstände führte zu meiner Ernennung als österreichischer Botschafter in Frankreich. Als ich sieben Jahre später dem Kaiser an der böhmischen Grenze wieder begegnete, fand ich ihn sichtbar zurückhaltend gegen mich. Ich habe die Gründe davon in einem anderen Theile dieser Memoiren auseinandergesetzt*). Mit der bezaubernden Güte und Herzlichkeit, die ihm eigen war, schien mir der Kaiser Untreue in der Freundschaft vorzuwerfen. Der Abschluß der Allianz zerstreute diese Wolken, aber eine wahrhafte Vertraulichkeit begann in unseren persönlichen Beziehungen erst nach dem Mißerfolge der ersten militärischen Unternehmung der Alliirten gegen Dresden wieder aufzuleben. Die Anstrengungen, welche ich im Einklang mit den Ansichten des Kaisers Franz und des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg vergeblich gemacht hatte, um diese Operation zu verhindern, die Freimüthigkeit meiner Erklärungen über diesen Gegenstand gegen den Kaiser Alexander, vielleicht auch das Zutreffen meiner Vorhersehungen dienten als Grundlage dieser Annäherung.

Ungeachtet des grellen Auseinandergehens unserer Ansichten über eine Menge von Gegenständen, und trotz vieler gewichtigen Umstände und des Mißbehagens, welches so natürlich daraus sich hätte ergeben können, hat doch nichts im Laufe der Feldzüge von 1813 und 1814 unsere innigen und täglichen Beziehungen getrübt; wahrlich Beziehungen seltener Art zwischen dem Souverain eines großen Reiches und dem Kabinets-Chef eines anderen Großstaates.

In dem ganzen Verlauf der Kriegs-Operationen brachte ich die Abende bei Seiner kaiserlichen Majestät zu. Wir verweilten von acht oder neun Uhr Abends bis Mitternacht unter vier Augen in zwanglosem Gespräch. Es verbreitete sich über die verschiedenartigsten Gegenstände sowol des Privatlebens als aus dem Gebiete der großen moralischen und Regierungsfragen und über die Tagesbelange. Rück-

*) Siehe I. Buch, Autobiographische Denkschrift, Seite 146.

haltlose Offenheit in unserem Meinungs-Austausch über alle Dinge gab diesen Beziehungen den Reiz voller Ungezwungenheit.

Ich verhehlte dem Kaiser niemals die Wahrheit weder über ihn selbst noch über irgend etwas, das für mich den hohen Werth eines Princips hatte. Nur zu oft habe ich Lieblings-Meinungen zu bekämpfen gehabt, die er mit großem Nachdruck behauptete; unsere Erörterungen waren manchmal sehr lebhaft — die Erzählung des Aufenthaltes in Langres gibt dafür einen Beleg*) — nichtsdestoweniger hat unser Verkehr niemals darunter gelitten und er behauptete sich auf der Linie immer gleicher Offenheit und Herzlichkeit bis in eine spätere Zeit.

Während unseres Aufenthaltes in Paris im Jahre 1814 hatte ich mit Alexander gar manche Discussion über die Principien, welche Ludwig XVIII. befolgen sollte. Da Kaiser Alexander damals für liberale Ideen schwärmte, so mußte unsere Ansicht über das, was geeignet wäre, den inneren Frieden Frankreichs unter der Herrschaft der Bourbons zu befestigen, gar oft im entschiedenen Gegensatz sich befinden.

Nach dem Frieden von Paris begab ich mich nach England zu gleicher Zeit wie der Kaiser von Rußland und der König von Preußen. Während unseres Aufenthaltes in diesem Lande behielten meine persönlichen Beziehungen mit dem Kaiser den gleichen Charakter der Vertraulichkeit. Nicht unerhebliche Reibungen zwischen Alexander und Georg IV., damaligen Prinz-Regenten, setzten mich oft in persönliche Verlegenheiten seltener Art. Gleich gut gesehen von beiden Fürsten und eingeweiht in ihre täglichen und persönlichen Beschwerden, mußte mein Bestreben dahin gerichtet sein zu verhindern, daß ihre gegenseitige Gereiztheit nicht in ein wahres Zerwürfniß ausarte. In Wahrheit fand sich das Unrecht immer auf Seite des Kaisers, dessen Empfindlichkeit fortwährend von der Großfürstin Katharina rege gehalten wurde, die um mehrere Wochen früher als ihr Bruder in England angekommen war. Das damalige Benehmen dieser mit sehr werthvollen Eigenschaften des Herzens und des Geistes begabten Fürstin ist für mich stets ein Räthsel geblieben. Es ist außer Zweifel, daß zu den Beweggründen

*) Siehe Autobiographische Denkschrift, Seite 185.

ihrer Reise auch der zählte, die schon abgemachte Heirat zwischen dem Prinzen von Oranien und der Kronerbin von England rückgängig zu machen und ihre eigene Schwester auf den Thron von Holland zu setzen. Aber dieser Zweck, den sie auch erreichte, genügt für sich allein nicht, um all' das Befremdliche und Mißliebige in ihrem Benehmen und die Vorgänge zu erklären, zu welchen sie den Kaiser verleitete.

Ich glaube hier eine Anekdote anführen zu sollen, die über den oft absonderlichen und unerklärlichen Gedankengang Alexander's einiges Licht zu verbreiten geeignet ist.

Seine kaiserliche Majestät schmeichelte gern den hervorragendsten Persönlichkeiten aus den Reihen der englischen Opposition. Eines Tages verlangte er von Lord Grey, daß ihm dieser eine Arbeit über die Bildung einer Opposition in Rußland unterlege. Nach der Audienz besuchte mich Lord Grey, um von mir über einen solchen, in seinem Gegenstande ebenso unverständlichen als in der Ausführung unpraktischen Einfall Aufschluß zu erhalten. „Gedenkt denn der Kaiser," so fragte mich der Lord, „bei sich ein Parlament einzuführen? In dem Falle, als er dazu entschlossen wäre, und ich hüte mich wohl, darauf einzurathen, kann er zum Voraus der Sorge um eine Opposition überhoben sein, sie wird ihm gewiß nicht fehlen." —

Der Wiener Congreß war es, der wiederum eine Wandlung in meinen Beziehungen zum Kaiser herbeiführte.

Die Schöpfung eines Königreichs Polen, das unter russischem Scepter das ganze Gebiet des vor Kurzem bestandenen Herzogthums Warschau umfassen sollte und die Zutheilung des Königreichs Sachsen an Preußen waren zwischen Kaiser Alexander und König Wilhelm III. zur Zeit ihrer Unterhandlungen in Kalisch beschlossen worden. Dies war uns bekannt. Die Einverleibung Sachsens in Preußen verstieß gegen die unabänderlichen Grundsätze des Kaisers von Oesterreich und mußte zugleich bedauerliche Reibungen zwischen seinem Reich und Preußen hervorrufen. Kaiser Franz, gleich beim Auftauchen des Planes entschlossen, demselben einen festen Widerstand entgegenzusetzen, hatte es gleichwol für klug erachtet, die Erörterungen darüber bis nach dem Abschluß des Friedens mit Frankreich zu vertagen und sie dem Congreß vorzubehalten, der den Wiederaufbau der verschiedenen Mächte Europas regeln sollte.

Diese wichtige Frage hatte eine Trübung in den Verhältnissen der Höfe herbeigeführt. Ein jeder derselben zögerte, sie zur Sprache zu bringen. So vergingen selbst nach Zusammentritt des Congresses mehrere Wochen, ohne daß von irgend einer Seite die Frage auch nur berührt worden wäre. Die ersten Eröffnungen darüber wurden vom Kaiser Alexander an Lord Castlereagh gemacht. Dieser gab mir sofort Kenntniß davon. Ich sprach mich für eine entschiedene Ablehnung aus. Wenige Tage später brachte der Kaiser den Gegenstand unmittelbar gegen mich zur Sprache. Ich fand ihn etwas verlegen. Meine kategorische Antwort stieß nur auf ein schwaches Beharren und er äußerte zuletzt den Wunsch, ich möge über die Sache direct mit dem preußischen Kanzler verhandeln. Noch an demselben Tage meiner Unterredung mit Seiner kaiserlichen Majestät machte mir Fürst Hardenberg eine diesbezügliche Eröffnung, die er schriftlich unterstützte. Meine mündlichen und schriftlichen Erklärungen waren die nämlichen, die ich schon dem Kaiser von Rußland gegeben hatte. Fürst Hardenberg sah alle seine Berechnungen durchkreuzt und sich in eine peinliche Lage versetzt. Von sehr reizbarem Temperament wie er war, vielleicht auch, weil er in Folge seiner Schwerhörigkeit manche meiner Worte unrichtig auffaßte, oder weil der geringe Nachdruck, welchen der Kaiser Alexander in Beziehung auf die Incorporation Sachsens in der Unterredung mit mir entwickelte und von der ich dem Fürsten Hardenberg Mittheilung gemacht hatte, diesem die Sache als eine verlorene erscheinen ließ — der preußische Kanzler fand sich sofort veranlaßt, directe Berufung an das Gewissen des Kaisers einzulegen, welcher sich durch manche falsche Auslegung meiner Worte verletzt gefühlt haben mochte.

Dieser Vorfall gab Anlaß zu einer sonderbaren Ueberstürzung. Den Tag nach meiner Auseinandersetzung mit dem preußischen Kanzler ließ der Kaiser, mein Herr, mich zu einer sehr frühen Stunde zu sich berufen. Seine Majestät unterrichtete mich, daß Kaiser Alexander Sie soeben verlassen habe nach einer sehr lebhaften Conversation, in welcher dieser Fürst, sich von mir persönlich beleidigt erachtend, Seiner Majestät eröffnet habe, daß er entschlossen sei, mich zum Duell herauszufordern. Der Kaiser fügte bei, daß er vor Allem Alexander bemerklich gemacht habe, wie viel Absonderliches ein solches Vorhaben in sich

schließe und die Erfolglosigkeit seiner Vorstellungen sehend, schließlich ihm gesagt habe, daß, wenn er auf seinem Vorhaben bestehe, er mich gewiß bereit finden werde, einer Herausforderung Folge zu leisten, welche zwar meine Vernunft ohne Zweifel verdammen, die Ehre aber mir gebieten würde anzunehmen. Seine Majestät sagte mir endlich noch, daß Sie nachdrücklich darauf bestanden habe, der Kaiser möge, bevor er zur Herausforderung schreite, noch eine directe Explication mit mir veranlassen, worauf Alexander eingegangen sei.

Ich erklärte Seiner kaiserlichen Majestät, daß ich mit Ruhe die Schritte des Kaisers von Rußland abwarten werde. Kaum in meine Wohnung zurückgekehrt, ließ Graf Ozarowsky, einer der General-Adjutanten Alexander's, sich melden. Er sei, so sagte er mir, von seinem erhabenen Herrn beauftragt, mich zu der Erklärung an den preußischen Kanzler aufzufordern, daß in dem, was ich diesem über meine Unterredung mit Kaiser Alexander geäußert, Irrthum unterlaufen sei. Ich bat den Adjutanten, seinem kaiserlichen Herrn zu versichern, daß ich niemals ein Wort widerrufen würde, dessen Genauigkeit mir mein Bewußtsein verbürge, daß jedoch, wenn Fürst Hardenberg mich schlecht verstanden und in Folge davon meine Worte unrichtig wiedergegeben habe, ich bereit sei, den Irrthum zu beheben, dort, wo er sich finde. Graf Ozarowsky zog sich zurück. Einige Augenblicke später ließ Seine kaiserliche Majestät mir sagen, daß Sie auf dem Ball bei mir nicht erscheinen werden, zu welchem ich für den nämlichen Tag alle Fürsten und alle Mitglieder des Congresses eingeladen hatte. Ich sah noch am selben Tage die russischen Minister und setzte den Grafen Nesselrode von dem, was sich soeben zugetragen, in Kenntniß. Er sagte mir, keine Instructionen in diesem Betreffe vom Kaiser empfangen zu haben. Die Conferenzen nahmen ihren Fortgang, als ob keinerlei Schwierigkeit sich erhoben hätte, und ihr Ergebniß war: daß das halbe Sachsen seinem Könige erhalten blieb.

Wenn aus diesem sonderbaren Zwischenfall keinerlei Störung in dem Verlauf der gewichtigen Erörterungen des Congresses sich ergeben hat, wenn sogar das Verhältniß offener Freundschaft, welche zwischen den beiden kaiserlichen Höfen bestanden hat, dadurch keine Beeinträch-

tigung erlitten, so war dies hingegen nicht der Fall rücksichtlich der persönlichen Beziehung zwischen dem Kaiser von Rußland und mir. Alexander, welcher viel in die Welt ging, gefiel sich besonders in gewissen vertrauteren Kreisen, die auch ich zu besuchen pflegte. So verging selten ein Tag, ohne daß ich mit ihm nicht zusammen gekommen wäre. Wir thaten dergleichen, uns nicht zu bemerken. Das Befremdliche eines solchen Verhältnisses für die Menge der Beobachter, die zu jener Zeit die Salons von Wien besuchten, ward allmälig durch die Gewohnheit verwischt. Die Mitglieder der kaiserlich russischen Familie wohnten wie früher den Festen und Gesellschaften bei, die in meinem Hotel statthatten. Nur der Kaiser erschien nicht mehr dabei. Das Publicum hatte sich nachgerade an den Gedanken gewöhnt, daß Seine kaiserliche Majestät mit mir schmolle; aber da die Geschäfte darunter in keiner Weise litten, so fand selbst die unruhige Neugierde der Diplomaten keine Nahrung mehr in dem an und für sich so wunderlichen Sachverhalte. Gar oft habe ich auf indirectem Wege den Wink erhalten, Schritte zur Annäherung an Seine Majestät zu thun. Ich glaubte die Wiederherstellung der natürlichen Ordnung der Dinge der Zeit überlassen zu sollen.

Die Verstimmung dauerte in der That bis zu dem Momente, wo ein ungeheures Ereigniß den Angelegenheiten Europas ein verändertes Aussehen gab.

Die erste Nachricht von der Abreise Napoleon's von der Insel Elba kam mir am 6. März um 6 Uhr Früh durch eine vom österreichischen General-Consul in Genua expedirte Staffette zu. Der Bericht beschränkte sich auf die einfache Ankündigung der Thatsache. Ich begab mich auf der Stelle zum Kaiser, meinem Herrn. Seine kaiserliche Majestät befahl mir, die Nachricht unverweilt dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen zu überbringen. Es war nach einem Zwischenraum von beinahe drei Monaten das erste Mal, daß ich mich dem Erstgenannten dieser Monarchen vorstellte. Er empfing mich auf der Stelle. Ich gab ihm Nachricht von dem neuen Ereigniß und entledigte mich der Aufträge des Kaisers, meines Herrn. Kaiser Alexander sprach sich mit Ruhe und Würde in einem mit seinem erhabenen Alliirten übereinstimmenden Sinne aus. Wir hatten nicht

lange Rath zu halten über die zu ergreifenden Maßregeln; die Entscheidung war rasch und kategorisch.

Diesen Gegenstand einmal abgethan, sprach der Kaiser zu mir: „Wir haben noch einen persönlichen Zwist auszutragen. Wir sind Beide Christen und unser heiliges Gesetz befiehlt uns, Beleidigungen zu vergeben. Umarmen wir uns und Alles sei vergessen."

Ich erwiederte dem Kaiser, daß ich meinerseits ihm nichts zu vergeben, aber daß ich peinliche Vorfälle zu vergessen habe; daß nach aller Gerechtigkeit Seine kaiserliche Majestät sich in der nämlichen Lage befinden müsse, daß ich daher die Vergebung nicht annehme, aber das Vergessen vorschlage.

Der Kaiser umarmte mich und entließ mich mit der Bitte, wieder sein Freund zu sein.

In unseren späteren vielfachen Berührungen ist von der Zeit unseres Zerwürfnisses nie mehr die Rede gewesen. Unser Verkehr war sogar bald zur früheren Vertraulichkeit zurückgekehrt. Diese behauptete sich während unseres Zusammenseins im Jahre 1815 und war bei unserer späteren Begegnung in Aachen im Jahre 1818 noch dieselbe.

Es erübrigt mir noch, eines Umstandes aus dem Jahre 1822 Erwähnung zu thun, welcher vielleicht mehr als irgend ein anderer über den Charakter des Kaisers Alexander Licht verbreitet.

Sechs Wochen ungefähr nach dem Zusammentritt in Verona begab ich mich eines Abends zum Kaiser, um ihm von den Geschäften des Tages zu sprechen. Ich fand ihn in einem Zustande starker Aufregung und säumte nicht, ihn um die Ursache zu fragen. „Ich bin in einer sonderbaren Lage," sagte mir Seine kaiserliche Majestät, „ich fühle das Bedürfniß, mich gegen Sie zu erklären über einen Gegenstand, den ich als sehr wichtig betrachte und bin verlegen, wie ich es thun soll." Ich erwiederte ihm, daß ich wohl begriffe, wie irgend eine wichtige Angelegenheit seine Gedanken beschäftige, aber daß ich nicht einsehe, wie er bei dem Bedürfniß über ein solches Geschäft sich mit mir zu besprechen, irgend etwas finden könne, was das Recht hätte, ihm als Schwierigkeit zu erscheinen.

„Das ist es eben," versetzte der Kaiser, „daß dieser Gegenstand nicht das Gebiet der gewöhnlichen Politik betrifft, er betrifft uns

persönlich und ich hege die Besorgniß, daß Sie meine Gedanken in dieser Beziehung nicht ganz erfassen.“ Es geschah erst nach wirklichen Anstrengungen, daß der Kaiser dazu kam, folgende denkwürdige Worte an mich zu richten: „Man will uns entzweien und die Bande zerreißen, die uns aneinander knüpfen; ich betrachte diese Bande als geheiligt, denn sie verbinden uns im allgemeinen Interesse. Sie wollen die Ruhe der Welt und ich habe keinen anderen Ehrgeiz als deren Erhaltung; die Feinde des Friedens von Europa sind nicht im Irrthum in dieser Beziehung, sie sind es auch nicht in Betreff der Stärke des Widerstandes, welchen unsere Eintracht ihren tückischen Plänen entgegenstellt, sie möchten um jeden Preis dieses Hinderniß wegräumen, und überzeugt, daß bei offenem Vorgehen ihnen dies nicht gelingen werde, werfen sie sich auf krumme Wege; man überhäuft mich mit Vorwürfen, weil ich auf meine Unabhängigkeit verzichtet habe und mich von Ihnen leiten lasse.“

Ich antwortete dem Kaiser mit Lebhaftigkeit, daß das, was er zu sagen mir die Ehre erwiesen, für mich nicht neu sei und daß ich nicht anstehe, sein Vertrauen mit einem Geständniß zu erwiedern, welches die Wahrheit der von ihm ausgesprochenen Thatsache nur bekräftige. „Man beschuldigt Sie, Sire, sich ganz meinen Rathschlägen hinzugeben, anderseits beschuldigt man mich, die Interessen meines Landes meinen Beziehungen zu Euer Majestät zu opfern. Die eine Anschuldigung ist so viel werth wie die andere. Das Gewissen Euer Majestät ist so rein wie das meinige. Wir dienen einer und derselben Sache und diese Sache ist ebensowol die Rußlands als die Oesterreichs und der gesammten Gesellschaft. Seit langer Zeit bin ich die scharf in's Auge gefaßte Zielscheibe der Factionen und verbinde mit der innigen Eintracht unserer beiden Höfe die Idee eines Bollwerkes, welches allein noch dem Hereinbrechen der allgemeinen Unordnung entgegengestellt werden kann. Sie werden anderseits aus der äußersten Zurückhaltung meines persönlichen Benehmens die Wichtigkeit ermessen können, die ich auf die Bewahrung dieser Innigkeit lege. Wünschen Euer Majestät in diesem Benehmen etwas geändert zu sehen?“

„Da habe ich Sie erwartet,“ unterbrach mich der Kaiser; „wenn ich einige Schwierigkeit empfunden habe, Ihnen gewisse Verlegenheiten

meiner Stellung einzugestehen, so kommt es nicht daher, daß ich nicht vollkommen entschlossen wäre, denselben zu trotzen; was ich fürchte ist, daß Sie in's Wanken kommen könnten."

Wir gingen dann in viele Details über die Umtriebe einer Faction ein, welche in Rußland und selbst in der Umgebung des Kaisers eine große Zahl von Adepten zählte.

Am Schluß unserer langen Unterredung nahm er mir das förmliche Versprechen ab, „mich durch kein Gerede einschüchtern zu lassen, treu zu bleiben dem innigsten Bündniß mit ihm," und bat mich, „das nicht minder förmliche Versprechen des unverbrüchlichen Verharrens auf dem gleichen Wege des Vertrauens auch von seiner Seite entgegenzunehmen."

Auf die Lockerung dieser Eintracht, welche die beiden Kaiser und ihre Kabinete vereinigte, hatten es in der That die Männer der Bewegung abgesehen, sowie einige Ehrgeizige und die Menge der russischen, wenig denkenden und viel begehrenden Höflinge. In directer Verbindung mit dem Liberalismus des Tages, folgten diese Männer seinem Anstoße und wurden Werkzeuge dort, wo sie in ihrer blinden Selbstüberhebung Führer zu sein glaubten. Eine Allianz, die keinen anderen Zweck hatte als den Schutz der wahren politischen Freiheit, und welche auf den Grundlagen der vollständigsten Achtung für die wirkliche Unabhängigkeit der Staaten beruhte und so für den öffentlichen Frieden und für die Beseitigung aller Eroberungsgelüste und Störungen bedacht war, eine solche Allianz konnte der Schaar der Sophisten und Ehrgeizigen nicht zusagen.

Der Aufstand der Griechen wurde später durch diese nämlichen Männer hervorgerufen. Nach den Berechnungen der Wühler sollte er als Keil benützt werden, um die Mächte und ganz besonders die zwei kaiserlichen Höfe zu trennen; er sollte als wirksames Zersetzungsmittel gegen die Allianz dienen. Diese Berechnungen waren richtig, aber sie erfüllten sich in einem Sinne, den die Rädelsführer nicht vorausgesehen hatten. Der Monarch, welcher den Revolutionären im eigenen Reiche so sehr in die Hände gearbeitet, unterlag geistig und körperlich dem Kampfe. Kaiser Alexander ist aus Lebensüberdruß gestorben. Sich getäuscht sehend in allen seinen Berechnungen, vor die Noth-

wendigkeit gestellt, entschiedene Schläge zu führen gegen eine Classe seiner eigenen Unterthanen, die irre geleitet und verführt waren durch Männer und Grundsätze, die er selbst lange Zeit unterstützt hatte, brach seine Seele zusammen, und die Vorfälle, welche die Thronbesteigung seines Nachfolgers umdüsterten, stehen da als ein Beweis der Kümmernisse, welche die letzten Augenblicke Alexander's verbitterten.

Der treue Geschichtschreiber wird Mühe haben, den Charakter dieses Fürsten richtig zu beurtheilen. Seine Blicke werden nur zu oft über grellen Widersprüchen schweben und sein Geist nur schwer einen festen Standpunkt gewinnen, so nothwendig für Denjenigen, der sich zu der edlen Aufgabe berufen fühlt, Geschichte zu schreiben.

Der Geist und das Herz dieses Fürsten umschlossen so entgegengesetzte moralische Anlagen, daß eine gewisse Charakterstärke, mit der er begabt war, unmöglich genügen konnte, unter seinen Neigungen das Gleichgewicht zu erhalten.

Jeder Abschnitt seines Lebens war mit Fehlgriffen und Verirrungen bezeichnet, schwer genug, um sich für ihn und die öffentliche Sache zu Bloßstellungen zu gestalten. Immer von der Begeisterung hingerissen und immer unbeständig in der Richtung seines Geistes, hat Alexander nie die Wohlthat eines Augenblickes wirklicher Ruhe genossen. Er hatte werthvolle Eigenschaften, seine Gesinnung war edel, sein Wort ihm heilig. Diesen Vorzügen standen große Mängel zur Seite. In den Reihen der Gesellschaft geboren, wären seine Eigenschaften nicht aufgefallen, aber auf dem Thron mußte es anders kommen. Beherrscher eines jeden anderen Reiches als Rußlands, wären seine Fehler gewiß weniger hervorgetreten, aber auch seine Vorzüge weniger bemerkt worden. Alexander war einer Stütze wesentlich bedürftig; sein Geist und sein Herz mußten geleitet und getragen werden. Wenn jeder Fürst nicht wenig Mühe hat, aufrichtig uneigennützige Diener zu finden, unabhängig genug durch Charakter und Stellung, um sich zur Rolle eines Freundes zu erheben, so ist ein Kaiser von Rußland gewiß weniger als irgend ein Monarch dabei durch seine Lage begünstigt.

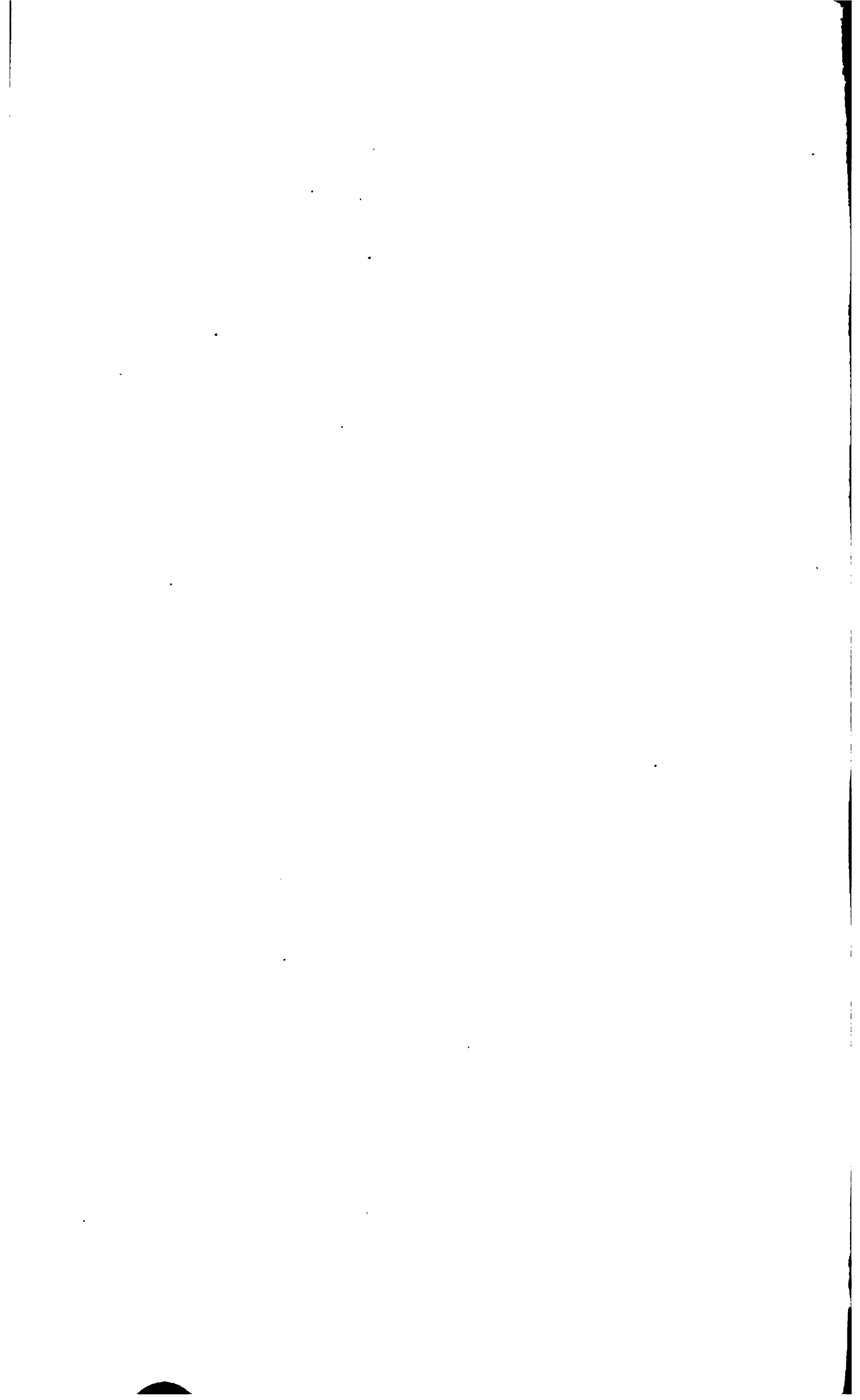
Die Regierung Alexander's — man darf dies nicht vergessen — ist in eine Zeit gefallen, starrend von Schwierigkeiten ohne Zahl für

die Häupter aller Regierungen, und wenn dies von allen fürstlichen Zeitgenossen galt, so war es ganz besonders bei Alexander der Fall.

Schon früher waren die Keime einer falschen Civilisation auf den Boden dieses weiten, despotisch regierten, jeder eigentlichen Institution ermangelnden Reiches ausgestreut, wo die Masse der Bevölkerung in tiefe Finsterniß versunken ist. Diese Keime wollte Paul I. ersticken. Seiner kurzen Regierung folgte die Alexander's. Bekannte Revolutionäre, nachdem sie seine Erziehung geleitet, wußten auf den Geist des jungen Monarchen einen nachhaltigen Einfluß zu üben. Alexander, aller Erfahrung bar und voll von eitlen Theorien, schaffte das Ueble dort, wo er nur auf das Gute zielte. Er hat sich getäuscht und die Entdeckung seiner Irrthümer hat ihn in's Grab gebracht.

Eine Seele, solchen Wechselfällen unterworfen, muß unter die zarten Seelen gerechnet werden, zu den starken gehört sie nicht.

---



# Drittes Buch.

---

## Schriften-Sammlung

### aus der ersten Lebensperiode Metternich's.

### 1773—1815.

---

# Vorbemerkung des Herausgebers.

Der Stoffreichthum des dritten Buches gestattet uns nicht, die ganze Schriften-Sammlung für die Zeit bis 1815 in diesen ersten Band aufzunehmen; ihre Fortsetzung folgt daher im nächsten Bande. Wir sehen uns veranlaßt, darauf besonders hinzuweisen, weil die getroffene Einrichtung, unabhängig von dem System des Werkes, lediglich aus typographischen Rücksichten nothwendig war.

Die Aufsätze und Briefe, die Depeschen, Vorträge und Denkschriften, größtentheils von der Hand Metternich's, die den Inhalt der Schriften-Sammlung ausmachen, sind alle fortlaufend numerirt, chronologisch geordnet, ohne Störung des Princips der Zeitfolge nach Materien zusammengelegt, durch Titel-Ueberschriften ersichtlicher gemacht und im Einklang mit den Capiteln der autobiographischen Denkschrift, zu deren Ergänzung und Erläuterung sie dienen, in gleichnamige Abschnitte eingetheilt.

Wir schließen die Schriften-Sammlung im ersten Bande mit den „Lehrjahren" und eröffnen den zweiten Band mit den Actenstücken, die sich auf den „Eintritt Metternich's in den Staatsdienst" beziehen, mit einem Zeit-Abschnitte, der uns zur Durchführung der nöthig gewordenen Trennung des dritten Buches der passendste schien, weil da eine neue Lebensphase Metternich's beginnt, sein Wirken als Staatsmann nunmehr in den Vordergrund tritt und seinen Emanationen einen vorwiegend politischen Charakter verleiht.

In der letzteren Richtung hat die rastlos thätige Feder Metternich's bezüglich seines Wirkens als Gesandter in Dresden und Berlin, später als Botschafter in Paris, endlich als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs ein so umfangreiches Schriften-Materiale geschaffen, daß es in der That kein Leichtes war, bei der Auswahl der in die Sammlung aufzunehmenden Schriftstücke die rechte Mitte zu treffen zwischen den praktischen Erfordernissen eines auch weiteren Leserkreisen zugänglichen Druckwerkes und den berechtigten Erwartungen ernster Geschichtsforschung, für die es bei einer historischen Erscheinung von der

Bedeutung Metternich's, dessen Thätigkeit so wirksam in das Räderwerk der Zeit eingegriffen, eigentlich keinen Quellenstoff ohne irgend welche Bedeutung gibt. Daß bei der Lösung dieser schwierigen Aufgabe der verewigte Staatskanzler selbst, also die Hand des berufensten Sammlers, leitend mitgewirkt hat, haben wir bereits an anderer Stelle hervorgehoben, betonen aber diese wichtige Thatsache hier nochmals zur Orientirung der Leser und in der Absicht, wenigstens einen Theil der Verantwortung von unseren Schultern abzuwälzen.

Die ausgewählten Schriftstücke sind, wie sich aus der Art und dem Zweck ihrer Sammlung ergibt, weder als Beilagen anzusehen, auf deren Inhalt der Text der Autobiographie sich beziehen würde, noch als sogenannte pièces justificatives zu den Ausführungen der letzteren. Deshalb wird man bei vielen Schriftstücken einen directen Zusammenhang mit der Autobiographie vermissen, zuweilen sogar unter den einzelnen Urkunden keine andere Verbindung wahrnehmen als den gemeinschaftlichen Zweck, den ihre Veröffentlichung zu erfüllen hat, nämlich das Wirken Metternich's zu erläutern und die Darstellung desselben dort zu ergänzen, wo der Verfasser der autobiographischen Denkschrift sich nur mit flüchtigen Andeutungen begnügt oder sich vollends in Schweigen hüllt. Nichtsdestoweniger haben wir, getreu unserem Princip, uns aller leitenden Anmerkungen zu den einzelnen Schriftstücken enthalten. Man wird daher einen die Schriften-Sammlung durchziehenden, biographisch eingreifenden Leitfaden ebensowenig vorfinden, wie eine kritische Umschau auf das weite Feld der bestehenden Geschichtsliteratur. Das Eine wie das Andere wäre nicht wohl ausführbar gewesen ohne Gefahr, den Standpunkt historischer Objectivität zu verrücken und den Herausgeber auf einen Boden zu drängen, den er weder selbst betreten wollte, noch durch einen Anderen betreten zu sehen wünschte, damit die Schriften des Staatskanzlers nicht in einem anderen Lichte, als welches sie von sich selbst empfangen, dem Publicum vorgeführt werden. Man dürfte übrigens den Abgang solcher leitenden Bemerkungen nicht schwer empfinden, vielmehr als einen Vorzug des Werkes anpreisen, daß keine Apologien des Staatskanzlers, keine Kritiken über seine Gegner im Leser den Eindruck beeinträchtigen, unvermischt von der Zuthat eines fremden Urtheiles: Metternich's Politik aus Metternich's Munde zu hören.

---

# Aus der Zeit der Lehrjahre

(1773—1800).

---

## 1793.

### Aufruf an die Armee.

**Project eines Aufrufes an die k. k. Armee, in meinem jugendlichen Eifer abgefaßt im Jahre 1793.**

(Siehe Anmerkung 4 auf Seite 222.)

**1.** Krieger! Euer Muth, eure Tapferkeit bedarf keiner Anfeuerung; verdoppelt aber den Eifer, die Begierde, die gräßlichste Schandthat, das Blut Maria Theresiens an den Ungeheuern zu rächen, welche euch bekriegen.

Maria Antonia von Oesterreich, Königin von Frankreich, haben sie ermordet, die Unschuld schlachteten sie auf dem Schaffot, der Stätte des Lasters.

Verderben über die Häupter dieser gottvergessenen Mörder, der Mörder ihrer Könige und ihres Vaterlandes.

Das Blut eurer unsterblichen Theresia, Oesterreichisches Blut floß auf dem Schaffot!!

Höret seine Stimme, es fordert euch zu Rächern, und Rache bis in den Tod rufen euch Himmel und Erde!

Tapfere Vertheidiger eurer rechtmäßigen Monarchen, ruhet nicht, ehe sein Ruf erfüllt ist!

---

## 1794.

# Ueber die Nothwendigkeit einer allgemeinen Bewaffnung des Volkes an den Grenzen Frankreichs

### von einem Freunde der allgemeinen Ruhe.

**Anonyme Flugschrift von Grafen Clemens v. Metternich, gedruckt im August 1794.**

(A. 4, S. 222.)

**2.** Die französische Revolution hat jene Stufe erreicht, von welcher sie allen Staaten Europas den Untergang zu drohen scheint. Verbreitung einer allgemeinen Anarchie ist ihr Zweck, und ungeheuer sind ihre Mittel. Vier in innerer Zerrüttung, und drei im Kriege mit den ersten Mächten verstrichene Jahre verminderten sie nicht. Ohne Geld, ohne Regierungsform, ohne disciplinirte Armee, ohne Einigkeit, in keiner Volksclasse gründete sich die Revolution im Inneren, und droht täglich mehr dem Auslande. Man hielt das Alles verzehrende Feuer für unbedeutend und entfernt — plötzlich erwachte man. Ein allgemeiner Ruf um Hilfe durchtönte alle Reiche, man griff nach den Waffen und schickte unbedeutende Heere. Ein erster unglücklicher Feldzug verbreitete den Schrecken; man glaubte an die Nothwendigkeit kräftigerer Mittel und erstaunte über die Stärke der sogenannten Freiheitspossen.

Glänzend war der Anfang des 1793sten Jahres. Heere kämpften gegen Heere, und ewig wird die Geschichte des März-Monates in den militärischen Annalen sich auszeichnen. Die französische Armee, überall geschlagen, fast zernichtet, floh bis zu ihrer Grenze und fand nur Sicherheit hinter der Menge Festungen, der Schutzwehre des zerrütteten Reiches. Die Tyrannen des Conventes erschraken und geboten allmächtig der ganzen Nation, sich zum Aufbruch zu bereiten. In sogenannte Requisitionen war die Menge getheilt; wer sich weigerte, fiel durch das Eisen der Guillotine. Sogleich flohen Schwärme aus allen Gegenden Frankreichs an die Grenzen; Kinder und Greise, Gutwillige und Gezwungene, Furchtsame und Tapfere, Alles stritt im selben Gliede. Völker fielen über Heere und kleine Haufen widerstanden ungeheuren Schwärmen. Tausende fielen auf einer Seite und Tausende ersetzten sie, Hunderte auf der andern und leer blieben ihre Lücken.

Unbegreiflich ist es, wie die vereinten Armeen widerstehen konnten, doch weniger Dem, der die Alles umfassende Tapferkeit der österreichischen Truppen kennt. Gefechte fielen fast täglich vor und weit mühsamere Märsche und Gegenmärsche ermüdeten die physischen Kräfte der Soldaten. Die Campagne näherte sich ihrem Ende; in den Niederlanden deckten sich die österreichischen, englischen und holländischen Armeen durch die neu eroberten Plätze; am Rhein retirirten sich die vereinten österreichischen und preußischen bis über diesen Fluß; die spanische zog sich über ihre Grenze und Italien war sogar von nahem Einfall bedrohet.

In dieser Lage bezogen die combinirten Armeen ihre Winterquartiere und im Felde blieb fast durchgehends die republikanische Masse. Allgemein war die Verwunderung über die geringen Erfolge und den großen Verlust an Truppen in diesem so glänzend für die Sache der Menschheit angefangenen Jahre. Man sann über die Ursachen der unglücklichen Ereignisse. Die stärksten Mittel an Geld und Truppen waren angewandt und keine Grenze nach zweijährigem Kriege geschützt. Erstaunen über die Stärke der immer mehr um sich greifenden Anarchie und Gefühl eigener Schwäche bemeisterten sich der meisten Seelen. Das Unzulängliche in der Ausführung der Pläne, die so schwere Selbstvertheidigung, die Unmöglichkeit der Wiederherstellung der Ruhe in Frankreich schien hinlänglich bewiesen und nur von den Mächten nicht begriffen zu sein.

Ein einziges vielleicht nicht leichtes, aber in seiner Ausführung sicheres Mittel blieb noch übrig. Zwei Campagnen hatten gelehrt, was man von Heeren gegen ein ganzes bewaffnetes Volk zu erwarten habe und täglich wuchs die Furcht der angrenzenden Nationen. Jene der österreichischen Niederlande, kaum dem französischen Joche entronnen, kannte mehr als jede andere die drückende Last der Anarchie, und sie war bereit zur Selbstvertheidigung. Man machte den Vorschlag einer allgemeinen Bewaffnung des Volks und wirklich wurden Waffen und Munition in einigen bedrohten Gegenden der Provinz Flandern vertheilt. Mit Freuden ergriff sie der Landmann; der Besitzer zur Erhaltung seiner Güter und die Classe der Nichtsbesitzenden um der einmal gegebenen Impulsion zu folgen. Die neu geschaffene Armee vertheilte sich unter die Truppen und täglich trotzten kleine Häuflein den unver-

meidlichen Gefahren des Kriegs. Eine zu guter Zeit ausgetheilte Medaille*) steigerte den ersten Eifer bis zum Enthusiasmus und in Menge begleiteten Bauern die entfernt geschickten Militärpatrouillen. Unbegreiflich ist die Abneigung, welche schale Köpfe gegen den ersten Fortschritt dieses Alles versprechenden Mittels hegten; dem Monarchen ward ein Schreckbild vorgemacht und ein Verbot erfolgte auf die ersten Anzeige dieser Entschließung der niederländischen Regierung.

Mit Anfang dieses Jahres entschloß sich Se. Majestät der Kaiser, die Armeen in Niederlanden selbst zu commandiren. Der Feldzug eröffnete sich spät und der erste Vortheil war die Einnahme einer Festung. Doch leider entsprach die Folge nicht dem Anfang; täglich mehr wuchs die Zahl der Feinde und täglich verminderten sich die Armeen der Mächte. Gefechte auf dem linken Flügel nöthigten in größter Eile ansehnliche Hilfe von dem rechten, und in wenig Tagen drohte eine gleiche Gefahr auf der entgegengesetzten Seite. Kaum ruhte die durch Märsche getödtete Armee einige Augenblicke, kaum erfreute sie sich eines Sieges, als schon neue Angriffe auf der kaum verlassenen Stelle neue Hilfe erheischten. Der Kaiser verließ seine Armee, kehrte in seine Staaten und mit ihm entfloh die Hoffnung der ganzen Nation. Jeden Tag zeichnete seitdem ein Gefecht und drohender, sogar wahrscheinlicher als je war der Verlust so vieler Tausende, so großer Summen, der abermalige Verlust der Niederlande in selbem Kriege, in zwei sich folgenden Campagnen.

Unbegreiflich wird es der Nachwelt sein, wie lange die obgleich tapfersten Armeen der Menge widerstehen konnten und gleich unbegreiflich, wie ungern man sich endlich durch verzweifelte Umstände zu dem einzigen Mittel der Volksmasse gegen Volksmasse nöthigen ließ.

---

*) Ein sich besonders in Vertheidigung des Ortes Templeuve in Westflandern ausgezeichneter junger Mann erhielt dieselbe aus den Händen des Herrn Major d'Aspre. Das Ehrbare dieses öffentlichen Zeichens persönlicher Tapferkeit, der Prunk der hierzu veranstalteten Ceremonie, Alles stimmte den ohnedies guten Willen der Landleute aufs Höchste. Jeder Bauer wollte Held werden, jeder das roth und weiße Band im Knopfloch tragen. Am folgenden Tage fanden sich mehr Freiwillige zu den gefährlichsten Patrouillen als man brauchen konnte. Fürsten! mit welchen anscheinend geringen Mitteln könnt ihr die größten Zwecke erreichen!....

Nun bat man die Menge um Beistand und suchte durch Vertrauen in ihre Stärke das lange Zögern zu entschuldigen. Doch zu spät war der Versuch und ewig wird er das Andenken Jener schänden, welche das heilsame Unternehmen im rechten Zeitpunkt hemmten und eines der blühendsten Länder einer zweiten, vielleicht immerwährenden Anarchie preisgaben, vielleicht durch Kleinmüthigkeit oder Unsinn den Sturz von ganz Europa beförderten.

Großen und ungewöhnlichen Uebeln können nur große und ungewöhnliche Mittel steuern. Groß war die Gefahr für alle Glieder der Gesellschaft seit dem Anfange der französischen Revolution; wenig hellsehende Köpfe konnten die Folgen für Jahrhunderte aus ihren ersten Fortschritten berechnen und welches waren die Mittel, welche die fernere Ausbreitung hindern oder nur erschweren sollten? Armeen verschiedener Mächte, getheilt durch politisches Interesse — Armeen, wie sie zur Entscheidung oft kleiner Zwistigkeiten dienten — wogen das Schicksal künftiger Generationen. Die Aufopferung vieler Tausende schreckt nie eine oligargische Regierung, jene einiger Hunderte ist ein ansehnlicher Verlust für Heere, welche allein die ungeheure Last der Vertheidigung und des offensiven Krieges tragen und nur Hilfe aus den entferntesten Regionen erwarten können. Auf diese Art verbluten sich die kriegführenden Mächte seit der ersten Kriegserklärung, welche die Folge des Gefühls eigener Stärke war — der Nothwendigkeit, das revolutionirte Volk an der Grenze zu beschäftigen*).

Die tief in alle Kabinete sehende Nationalversammlung kannte die geringen Anstalten der kaum vereinten Höfe und berechnete die schwachen Mittel zu ihrer Selbstvertheidigung. Ungeheure Heere sollten auf allen Seiten die Grenzen durchbrechen und das Unternehmen konnte nicht fehlschlagen. Ein Theil Italiens, Deutschlands und die ganzen Niederlande deckte in wenigen Augenblicken ein zusammengerottetes Gesindel, dessen Stärke in der Menge bestand. Sicher wäre dieser Versuch in seiner Geburt mißglückt, hätte man eine verhältnißmäßige Masse, durch die Tapferkeit der disciplinirten Armeen unterstützt, dem Anlaufe entgegenstellen wollen.

*) Und dieses die Ursache, welche den Convent immer hindern wird, eine jegliche Friedensunterhandlung einzugehen.

Ich höre von allen Seiten alte Diplomaten, von jener großen Classe Menschen, welche den jetzigen Krieg wie einen anderen und die Revolution in ihrem Entstehen als Kinderspiel betrachteten, welche dem allgemeinen Brande mit wirklicher Doctors-Kaltblütigkeit zusahen, mir zurufen:

„Wie! das Volk bewaffnen, dem Pöbel Waffen in die Hände geben? Ihr wollt ja euern eigenen Untergang."

Wahr vor wenig Jahren, falsch in jetzigem Augenblicke, und welcher Unsinnige könnte zur Bewaffnung des Pöbels rathen? Nie ist die Classe des echten Volkes von jener des Pöbels unterschiedener, als in Zeiten, wo Erstere eigenen Besitz gegen die Angriffe der Zweiten zu vertheidigen hat. Das Volk ist überall gegen Einführung der neuen Grundsätze, der Pöbel dafür. Die Existenz der ersteren weit überlegenen Menge hängt an der allgemeinen Ruhe, nur die kleinere Zahl der andern sucht Unordnung. Das Volk findet sein Heil in Selbstvertheidigung, in Vertheidigung seines Eigenthums, sei es noch so geringe; der Pöbel, der nichts zu verlieren und in der Unordnung Alles zu gewinnen hat, befindet sich nur in Städten, hundert verschiedene Arbeiten und Verdienste beschäftigen ihn auf dem Lande, wo er seine Existenz dem ansässigen Bauern zu verdanken hat, also ganz von ihm abhängt.

In einer ganzen Volksbewaffnung begreife ich also nicht diese dem Staate zu allen Zeiten so gefährliche Classe der Unbeschäftigten, Nichtsbesitzenden und fast stets zum Aufstande bereiten Menschen, welche sich seit einigen Jahren in großen Städten besonders außerordentlich vermehrte. Man gebe oder erlaube vielmehr dem Bürger und dem sässigen Bauern zu den Waffen zu greifen und selbst an Abwendung der ihm so stark drohenden Gefahr zu helfen. Wer würde sich weigern, sein Vermögen — sein Eigenthum — sein Weib — seine Kinder zu vertheidigen?*) Wer nicht mit Freuden sich zu siegreichen Armeen

*) Durch diese Wahrheit ist der neuere Einwurf mehrerer der oben erwähnten Diplomaten gehörig beantwortet. „Was wäre unsere neue Masse gegen die einmal an Krieg gewöhnte französische," fragen sie. — Was eine freie, für sich, für ihr Eigenthum streitende Menge gegen eine andere gezwungene, durch einige verhaßte Tyrannen aufgeopferte immer sein wird.

gesellen? Nur ein Paar glückliche Ereignisse und den weiteren Fortschritten des Feindes würden bald unübersteigliche Dämme gesetzt sein.

Der jetzige Krieg nimmt seit einiger Zeit denselben Gang wie die ersten Versuche der Völkerwanderung. Ungeheure Schwärme fallen über kleinere Armeen, werden stets geschlagen und bleiben stets unüberwindlich. Tod und Verwüstung bahnen ihnen den Weg, Greuel aller Art werden mit mehr als vandalischer Grausamkeit verübt und zu enge scheinen die Grenzen dem im sonst so blühenden Vaterlande vor Hunger sterbenden Volke. Zerstörung aller Monumente und Werke der Kunst, Unterjochung der Nationen ist die auffallende Aehnlichkeit mit den Thaten der nordischen Horden des fünften und sechsten Jahrhunderts. Vernichtung aller Sitten und Gebräuche machen sie noch gefährlicher. Die Ursache der ersten Völkerwanderung war entweder Verdrängung durch benachbarte Nationen oder die Begierde, bessere Klimate mit rauhen Himmelsstrichen zu tauschen. Neuerung im moralischen System — Umsturz der heiligsten Pflichten — Einführung der Greuel einer Revolution lagen nie in ihrem Zwecke. Das Ziel der zweiten ist Auflösung aller gesellschaftlichen Bande — Zerstörung aller Grundsätze — Raub alles Eigenthums. Italien fiel durch Lauigkeit von der höchsten Stufe der Cultur in die schrecklichste Barbarei — Mangel an Energie drohet Europa dasselbe Schicksal.

Volksbeherrscher und Völker, durch gegenseitiges Interesse so enge verbunden! ihr nahet täglich mehr dem Ende eurer Ruhe; wenig Augenblicke bleiben euch; dann bereuet ihr vielleicht zu spät die in strafbarer Unthätigkeit verlorene Zeit. Sie entscheidet euer Schicksal und jenes eurer Enkel. Das Beispiel dreier nutzloser Campagnen lehrt euch die Nothwendigkeit stärkerer Mittel zu Abwendung der so nahe drohenden Gefahr. Bedienet euch dieser nämlichen Mittel, die euren beiderseitigen Feind bis jetzt erhielten. Hausväter und Besitzer, streitet in gleichem Gliede mit den tapfern Vertheidigern eures Vaterlandes, eurer Fürsten, eures Eigenthums. Vor euch vereint werden die räuberischen Horden fliehen — zu euch sich die Gutgesinnten aller Völker gesellen. Euch verdankt dann Europa seine Erhaltung und Generationen ihre Ruhe.

---

# 1797.

# Aus Rastadt.

## Auszüge von Privatbriefen Metternich's an seine Gemalin aus den Jahren 1797 und 1798.

(A. 7, S. 223.)

3. Ankunft in Rastadt. — Bonaparte's Abreise. — Wohnung im Schloß. — Theures Leben. — 4. Die Herren Treilhard und Bonnier. — Unsichtbarkeit der französischen Deputirten. — Herrichtung eines Theaters. — 5. Diner bei Cobenzl. — Der Citoyen Perret. — Angeblich gute Gesellschaft. — 6. Erster Besuch von Treilhard und Bonnier. — 7. Verworrenheit der Geschäfte. — Säcularisation. — 8. Absage der französischen Deputirten zum Diner bei Cobenzl. — Totaler Umschlag der französischen Nation. — Kleidung der französischen Deputirten. — 9. Merfeldt nach Wien. — Schlechte Einleitung der Sache. — Räumung des Deutschen Reiches Seitens der Reichstruppen. — Straßburger Schauspieltruppe. — Abendzerstreuungen. — 10. Nach Carlsruhe. — Empfang von Metternich's Vater daselbst. — Charakteristik der großherzoglichen Familie. — Rückkehr. — Erster Theaterbesuch. — 11. Charakteristik der französischen Deputirten und des Gefolges Bonaparte's. — Sonderbares Costüme der Schauspieler. — 12. Bevorstehende Eröffnung des Hauses Metternich's. — Katzen-Epidemie in Wien. — 13. Nach Straßburg. — 14. Aufschub der Reise dahin wegen der erwarteten Ankunft Bonaparte's. — Erstes Diner bei Metternich's Vater. — Charakteristik der französischen Komödie. — 15. Gang der Geschäfte. — Wahrscheinliche Gerüchte darüber in Wien. — Erwartete Ankunft Bonaparte's. — 16. Noch nicht erfolgte Ankunft desselben. — Ungegründete Beunruhigung in Wien darüber. — Sonderbare Zeiten. — 17. Einförmigkeit des Aufenthaltes. — Tages-Eintheilung. — Einladungskarte der Franzosen. — Bonnier ein Flegel. — Vorrücken der Franzosen. — Blokade von Mainz. — Besitznahme des bischöflichen Palastes in Basel. — Die Schweizer. — Gedanken einer Landung in England. — Unsinnige Projecte zur Ausführung dieses Vorhabens. — 18. Bonaparte noch immer erwartet. — Ueber das linke Rhein-Ufer ist das Kreuz zu machen. — 19. Diner bei Treilhard. — Weihnachten. — 20. Noch ungewisse Dauer des Congresses. — Die Franzosen verweigern die Vollmachten der Reichs-Deputation. — Allgemeine Befriedigung über Franz Georg Metternich's Auftreten. — 21. Einrücken der Franzosen in Basel. — Erster Schritt gegen die Freiheit der Schweiz. — Einmarsch der Franzosen in Mainz. — 22. Bonaparte in Rastadt erwartet. — Dessen englische Expedition. — 23. Geschäftsgang. — Unterredung mit Treilhard wegen Entschädigung für die Besitzungen am linken Rhein-Ufer. — Bericht an Thugut darüber. — Die Stellung des Vaters Franz Georg Metternich. — Minister-Ankunft von allen Seiten. — Irrige Meinung der Wiener Politiker über den Congreß. — 24. Langweilige Bälle. — 25. Vermuthete Ursachen der verzögerten Ankunft Bonaparte's. — 26. Anlangen der neuen Vollmachten für die Reichsdeputation. — Beginn der Unterhandlungen mit derselben. — Abfassung interessanter Depeschen nach Wien. — Verzweifelte Stimmung auf dem linken Rhein-Ufer. — Sammlung von Daten über dies unglückliche Land. — Metternich's Mitwirkung bei einem Dilettanten-Concert. — 27. Eröffnung des Congresses. — Die Franzosen verlangen das linke Rhein-Ufer. — Bevorstehende Abreise Metternich's mit Depeschen nach Wien. — 28. Letzter Brief vor der Abreise. — Falsche Nachricht von der Besetzung Basels durch die Franzosen. — 29. Rückkehr nach Rastadt. — 30. Souper bei den Franzosen. — Oper und Schauspiel. — 31. Souper bei Cobenzl mit den Opernsängern. — Blonde Perrücken-Mode. — Verfolgung der belgischen Emigrirten. — 32. Schwäche und Unthätigkeit der Reichsfürsten und Stände. — Die Franzosen dictiren das Gesetz. — Frankreich für, Oesterreich gegen die Säcularisation. — Gewißheit der Nichtankunft Bonaparte's. — Bevorstehende Expedition nach England. — Pitt kann ruhig sein. — 33. Metternich's Rückkehr nach Wien für Monat Mai in Aussicht. — Einladung zum Diner bei Treilhard. —

## Graf Metternich an seine Gemalin Gräfin Eleonore.

**3.** Je sors de voiture, et mon premier soin est de vous annoncer notre heureuse arrivée au lieu de notre destination.

Bonaparte est parti cette nuit pour Paris, et il ne sera de retour ici que dans huit ou dix jours; les autres députés y sont tous, et nous entrerons dès demain en besogne.

Le château est superbe; il a été gâté par les Français, mais on a fait l'impossible pour le remettre en ordre. Nous occupons la partie du château*) que le Prince Eugène habitait lors de la dernière paix de Rastadt, et Bonaparte celle où était le Maréchal de Villars. Nous avons spectacle français dans le château même, ce qui ne laissera pas que d'être commode. Tout est d'une cherté horrible; pour vous en donner une preuve, je ne vous citerai qu'un seul souper de six plats mauvais, vrais plats de gargote, que l'on nous a fait payer cinquante-cinq florins à Cannstadt. *Rastadt, 2 Décembre 1797.*

---

*) Der Briefsteller wohnte bei seinem Vater, der die Stelle eines kaiserlichen Plenipotentiairs am Rastädter Congresse bekleidete. D. H.

**4.** Je vous ai mandé hier que Bonaparte était parti pour Paris peu d'heures avant notre arrivée. Il ne nous reste donc que MM. Treilhard et Bonnier*). Ils demeurent vis-à-vis de mes fenêtres, qui donnent dans la cour, et ont tous beaucoup de monde à leur suite. Bonaparte surtout ne sortait jamais qu'entouré de sept ou huit aides de camp, tous très-bien vêtus, et lui brodé sur toutes les coutures. L'entrée de l'appartement de mon père est commune avec les Français; c'est une très-grande salle: d'un côté sont nos gens, et de l'autre tous les citoyens, laquais, hussards, courriers, dont il y en a au moins une vingtaine en petites jaquettes galonnées, etc., etc. Mon père occupe le grand appartement, que l'on a fait arranger en toute hâte pour le rendre habitable, ainsi que le reste de la maison abîmée par les Français.

Les députés français sont invisibles; ils ne sortent pas de leurs chambres, et Bonnier a si peur que l'on n'entre dans la sienne, qu'il a fait murer toutes les portes qui dégagent son appartement; il n'en laisse qu'une seule ouverte pour se rendre chez lui, et la ferme quand il est seul. Tous leurs laquais ressemblent à des crocheteurs, et les maîtres sont en habit bourgeois, en frac, pantalon, et comme nous ne serions pas le matin.

On travaille à force à arranger la salle de spectacle pour la troupe de Strasbourg; on y donnera aussi des redoutes et des bals; mais à moins que les Ambassadeurs n'y dansent, je crois que l'on ne fera que se promener, et je défie bien qu'on y fasse autre chose. Rastadt est quasi rempli de députés et d'envoyés de toute espèce. Il y a cependant encore quelques appartements à avoir qui se louent chèrement, ou qui plutôt ne se loueront plus; les étrangers qui pourraient être tentés d'y venir mourraient d'ennui. *3 Décembre.*

---

*) Bonnier d'Arco, einer Patrizier-Familie entsprossen, geboren 1750; Treilhard, eigentlich Johann Bart. Graf v. Trelliard, geboren 1742, Beide französische Minister beim Rastädter Congresse. D. H.

**5.** Je sors d'un dîner à demi français chez M. de Cobenzl*). Nous nous y sommes trouvés avec un aide de camp du général Bonaparte et avec le citoyen Perret, secrétaire de légation. Le premier est un petit être assez indifférent, et le second, un joli jeune homme qui parle parfaitement l'allemand et qui a étudié à Iéna et à Leipzig; c'est le même qui a suivi toutes les négociations à Udine. Ils sont tous très-polis, donnant tous les titres, etc., etc. Je dînerai avec Treilhard et Bonnier: avouez que je suis en bonne compagnie. Eh bien, je ne m'y fais pas; je crois voir un noyau de septembriseurs, de guillotineurs dans tout cela, et toutes mes entrailles se révoltent. *5 Décembre.*

**6.** Les députés français Treilhard et Bonnier ont fait ce matin leur première visite à mon père, et je vous quitte pour la leur rendre avec lui. Je ne gagne pas au troc, bien certainement, mais encore faut-il passer par là. Ils étaient très-polis, mieux mis qu'à leur ordinaire, en fracs bleus, souliers et bas, etc., etc., sans aucune couleur nationale, ni cocarde ni écharpe. *6 Décembre.*

**7.** Nos affaires sont encore tellement embrouillées que leur issue ne peut être déterminée; mais elle ne peut qu'être terrible pour l'Empire. Ueber dieses muß man das Kreuz machen. Nos affaires particulières, je crois, réussiront sous les formes que je vous ai fait entrevoir avant mon départ pour Rastadt, et je suis convaincu qu'individuellement pris, nous ne perdrons rien, nous gagnerons peut-être encore; mais je ne me fais pas à l'idée de voir ma patrie entre les mains de ces coquins, et les sécularisations, d'un autre côté, entrent si peu dans ma façon de voir, qu'il ne me faut pas moins que la certitude que ce qui ne nous serait point accordé en dédommagement servirait à augmenter le patrimoine de quelque autre,

---

*) Johann Ludwig Graf Cobenzl, kaiserlicher Bevollmächtigter für die Königreiche Ungarn und Böhmen am Rastädter Congresse. D. H.

pour que je m'accroche à cette dernière ressource. Ne dites rien à personne; je ne voudrais pas surtout être cité; mais, selon ma façon de voir, je crois tout au diable: ainsi, voici le moment où chacun doit songer à retirer du naufrage ce qu'il peut. *7 Décembre.*

**8.** Voici la seconde fois que je m'attendais à dîner avec les députés français, et au moment du dîner ils se sont fait excuser chez M. de Cobenzl. J'avoue que de ma vie je n'ai rencontré de loups-garous pareils. Ils ne voient personne, sont calfeutrés dans leurs appartements, et plus sauvages que des ours blancs. Grand Dieu! combien cette nation est changée! A la propreté extrême, à cette élégance qu'on ne parvenait pas à imiter, a succédé la plus grande saleté; l'amabilité la plus parfaite est remplacée par un air morne, sinistre, et je crois tout dire en le nommant révolutionnaire! Parmi tous ceux que nous avons ici, je n'ai trouvé d'aimable, ou plutôt de supportable, qu'un certain Perret, secrétaire de légation de Bonaparte, le même dont je vous ai parlé il y a quelques jours. C'est un très-joli jeune homme, rempli de connaissances, parlant l'allemand comme s'il n'avait jamais quitté l'Empire. On ne se fait pas d'idée de ce qu'est la valetaille. Tous ces gaillards sont en vilains souliers bien roux, de gros pantalons bleus, une petite veste bleue ou de toute couleur, de vilains mouchoirs de soie ou de coton autour du cou, les cheveux longs, noirs, sales, d'énormes chapeaux avec un énorme plumet rouge qui couronne ce hideux chef. On mourrait, je crois, d'inquiétude en rencontrant le mieux vêtu dans un bois. Ils ont avec tout cela un air boudeur, et paraissent plus mécontents d'eux-mêmes que des autres. *8 Décembre.*

**9.** Merveldt*) vous remettra cette lettre, ma bonne amie. Il va à Vienne pour ne plus revenir, sa besogne étant finie.

---

*) Max Graf Merveldt, k. k. General-Major, befand sich zum Abschluß der Militär-Convention am 1. December 1797 in Rastadt. D. H.

Je voudrais qu'il en fût de même de la grande affaire; mais celle-ci s'embrouille davantage de jour en jour. Bonaparte tranchera au vif dès son arrivée, je n'en doute nullement; mais toutes les données possibles me prouvent que de notre part et de celle des Français la chose a été mal envisagée. Mais ce qui est incontestable, c'est que l'Empire est au diable .....

Je joins ici une affiche de notre spectacle, qui commencera demain; c'est la troupe de Strasbourg qui a eu la bonne idée de venir. Je crois qu'à la longue nous mourrons d'ennui; je passe mes soirées à jouer au macao ou à quelque autre jeu de hasard chez ma tante Reinach; ou joue au creps, etc., etc. M. de Cobenzl ou moi faisons une banque d'un ducat. Je soupe assez fréquemment chez le Comte de Sickingen*), qui voit tous les soirs ses collègues, les députés des Comtes et quelques autres hommes. Je me moquerais de tout si les affaires générales allaient mieux. *9 Décembre.*

**10.** J'ai été à Carlsruhe; nous n'en sommes revenus que tard, et c'est malgré moi que j'ai manqué le moment de la poste. Il y a cinq fortes lieues d'ici à Carlsruhe: le chemin est charmant en été, une allée de superbes peupliers le borde; le pays est beau, mais il n'offre aucun agrément dans cette saison. Il ne fait que pleuvoir et on avance à peine. Mon père s'était fait annoncer la veille; toute la cour s'était mise en fiocchi; les maréchaux, grands chambellans etc., etc., sont venus à sa rencontre jusqu'à la portière de sa voiture; le margrave même l'a reçu dans la première salle. J'ai été très-content de la cour; le margrave est un bon vieillard, de très-bonne mine et extrêmement poli; il a trois fils qui s'y sont tous trouvés; la Princesse héréditaire, mère de la Grande-Duchesse Alexandra et de la Reine de Suède, a l'air d'une bonne femme; il lui reste trois filles, dont deux encore petites et une plus grande qui n'est pas du tout jolie. La Duchesse

*) Graf Sickingen, Abgeordneter der schwäbischen Grafen am Rastädter Congresse. D. H.

de Deux-Ponts, qui est aussi également une de ses filles, est bien, mais on la dit bien moins jolie que la Reine. J'ai vu le portrait du Roi de Suède, qui passe pour n'être rien moins que flatté et qui est charmant. La Princesse héréditaire n'a pu m'en dire assez de bien, je l'en crois moi-même un peu amoureuse. Nous avons fait fort bonne chère; la cour est bien montée, et je suis convaincu que vous seriez très-contente de tous les individus qui la composent. Nous sommes partis de suite après le dîner; mais la nuit et les chemins étaient tellement opposés à la vitesse de notre course qu'il nous a fallu trois heures et demie pour revenir à Rastadt, ce qui m'a fait manquer la première pièce du spectacle français, qui débutait. . . . . . Nous aurons pendant quinze jours de l'opéra-comique, et les chanteurs alterneront avec la Comédie, qui en attendant joue à Strasbourg. Bonaparte a promis au directeur de lui amener quelques-uns des meilleurs acteurs de Paris, et j'espère qu'il tiendra parole. *11 Décembre.*

**11.** Les députés français sont des hommes assez âgés. La suite de Bonaparte est composée de jeunes gens; il a lui-même vingt-huit ans depuis le mois de juin et est l'aîné de ses aides de camp et de ses secrétaires; on suppose qu'il reviendra à Rastadt dans une huitaine de jours. Tout ce qui tient à lui est extrêmement froid vis-à-vis des députés; on dit que lui-même les traite du haut de sa grandeur. Treilhard est extrêmement poli; il est venu hier au spectacle dans notre loge, donnant tous les titres, causant bien, comme tous les anciens avocats. Tout ce qui tient au corps diplomatique porte des fracs bleus à boutons jaunes, avec l'empreinte de la Liberté et l'inscription de Liberté, Égalité. Les militaires sont toujours en uniforme et ont l'air assez bien tenus.

. . . Je me suis un peu raccommodé avec le spectacle. Il y a plusieurs jolis Sujets, et les femmes surtout sont mises dans la plus grande perfection. Il y a des robes nouvelles vraiment charmantes, et comme, du reste, toutes les propriétés

ont changé de maîtres, les actrices ont une infinité de diamants. Le costume des acteurs est incroyable, et on les prendrait tous pour des caricatures. Un toupet énorme tapé en rond laisse les oreilles découvertes, et deux longues mèches de cheveux qui descendent sur les épaules sont les attributs de la perruque que portent les élégants. Une cravate monstrueuse leur couvre le menton et la moitié de la bouche; deux énormes boucles d'oreilles en parent les côtés. Un frac court et large comme un sac, un petit gilet, des souliers bien découpés et en forme de pantoufles achèvent cette toilette charmante. Il paraît que les perruques blondes sont les plus en vogue: tout est blond, hommes et femmes, et d'un blond quasi filasse. Les pièces qu'on nous donne sont toutes bonnes et n'ont pas le moindre trait à la Révolution; à la cocarde près, on ne se douterait pas de la différence d'opinions, mais tous les rôles ont leur cocarde; Crispin, Scapin, l'ancien chevalier, tous ont, en un mot, ces maudites couleurs, qui, outre le mal qu'elles ont fait, détruisent encore toute illusion. *12 Décembre.*

**12.** Mon père est trop occupé pour songer aux détails du ménage; il n'est pas non plus en état de suffire seul à la représentation, et la dignité de la charge même en souffre. Nos effets sont arrivés aujourd'hui; on est occupé à les déballer, et la maison sera ouverte incessamment.

Vous n'avez pas d'idée du bruit que fait ici l'épidémie des chats à Vienne. Toutes les lettres arrivées depuis quelques jours en parlent, et on reproche déjà aux Viennois de ne pas songer à autre chose dans un moment aussi intéressant que le présent*). *13 Décembre.*

*) Privatbriefen aus jener Zeit ist zu entnehmen, daß man in der damals zu Wien ausgebrochenen Katzen-Epidemie Anzeichen der Pest zu erblicken vermeinte, eine Besorgniß, die, anfänglich auf einige ängstliche Gemüther beschränkt, durch das gleichzeitig aufgetauchte falsche Gerücht, die Pest grassire bereits unter dem verkappten Namen einer andern Krankheit in Galizien und sei sogar bis nach Böhmen vorgedrungen, alsbald in ein allgemeines Entsetzen der Bevölkerung ausartete. D. H.

**13.** Je partirai cette nuit pour Strasbourg. Je saisis ce moment, puisqu'il y a encore moins à faire que si Bonaparte se trouvait ici, et que je voudrais pouvoir m'y arrêter au moins deux jours pour bien courir et tout voir. Vous n'avez pas d'idée combien je suis curieux de revoir les mêmes lieux que j'ai si parfaitement connus avant et au commencement de la Révolution, et qu'on dit être changés du tout au tout. *15 Décembre.*

**14.** Vous vous attendez à des détails sur Strasbourg, ma chère amie; eh bien, vous n'en aurez pas, et par la meilleure de toutes les raisons, c'est que je n'y ai point été. Un incident m'a empêché de suivre mon projet, et je l'exécuterai un autre jour. Bonaparte est parti hier de Paris et on l'attend ici mardi prochain. Je sors du premier dîner que nous ayons donné; mon père a ouvert sa maison aujourd'hui: les députés français devaient en être, mais ils avaient du monde eux-mêmes. Perret et Lavalette, l'un, secrétaire de légation de Bonaparte, et l'autre, son aide de camp, et M. Rosenstiel, secrétaire général de la mission française, sont les seuls que nous ayons eus; de plus, tout ce qui est ici de l'Empereur et l'Envoyé de Mayence. Aimé*) nous a fait faire très-bonne chère, et les choses commencent à aller leur train. Ne soyez point inquiète sur les finances, la chose va comme elle doit aller.

La comédie française, que nous avons depuis quelques jours, est très-bonne. Il y a une M^lle^ Legrand et une M^lle^ Delile, de l'Odéon de Paris, qui sont toutes deux très-bonnes. La première ressemble tant à M^me^ Spettet, „Sardellen-Königin", que certain personnage n'aurait plus été maître de lui s'il était ici. On nous donne ce soir un p a s d e t r o i s d e s a b o t i e r s qui est traduit sur l'affiche: „Ein tritt von drei Holzschuhträgern." J'ai manqué crever de rire en le lisant. *17 Décembre.*

---

*) Koch des Franz Georg Grafen v. Metternich. D. H.

**15.** Nos affaires vont ici le train que les circonstances extraordinaires dans lesquelles nous nous trouvons le permettent. Je vous plains, ma bonne amie, d'être à Vienne; vous entendrez gloser et rabâcher sur tous les événements d'une manière insupportable; on y mêlera toujours vos intérêts et ceux des personnes qui vous regardent, mais je ne puis que vous recommander le plus grand calme et la plus grande tranquillité. Les événements sont tellement extraordinaires en eux-mêmes, les démarches militaires que les Français ne cessent de faire vis-à-vis de l'Empire tellement inexplicables pour les ignorants, que je vois d'ici tout Vienne en combustion. On parlera de dissolution du congrès de vingt côtés divers, et le fait est que sa durée est incalculable, qu'il ne fait que bien commencer, et que nos intérêts particuliers seront sauvés en plein.

Nous attendons Bonaparte de retour pour demain; on lui prépare une fête pour son passage par Strasbourg, sans que l'on sache s'il compte s'y arrêter. Je vous écrirai tous les détails sur ses conversations quand il sera une fois arrivé; elles seront plus intéressantes que celles des ministres actuellement ici; l'un parle le plus joli gascon, et l'autre, Bonnier, ne dit rien: on ne sait pas encore si M[me] Bonaparte l'accompagne ou le suit. *19 Décembre.*

**16.** Bonaparte n'est pas encore de retour; le Directoire le retient encore à Paris, mais on l'attend d'un moment à l'autre, sans savoir au juste celui de son arrivée. Son absence, qui a l'air de vous inquiéter ainsi que tout Vienne, ne fait rien du tout aux affaires; il n'aurait rien à faire si même il était ici, car un congrès de l'Empire est bien différent d'une négociation entre deux puissances; ici il s'agit de tant d'intérêts divers, de tant de têtes à mettre sous un bonnet, que, malgré la meilleure envie, on ne peut aller plus vite qu'on ne le fait. Il n'y a point de pays où l'on connaisse moins l'Empire qu'à Vienne, et où l'on s'en fasse une idée plus fausse. Je vous

vois déjà d'avance me répondre vingt fois ja wenn's so ist, quand à mon retour à Vienne je vous ferai entrevoir des choses tout différemment que votre société ne vous les aura fait juger jusqu'à cette époque, et je bénirais le ciel si j'étais à cet instant bienheureux.

Le secrétaire de légation et l'aide de camp de Bonaparte m'ont interrompu. Ce sont de bien bons garçons, et que je vois souvent; ce sont jusqu'à présent les seuls avec lesquels on puisse se trouver. Bon Dieu! que le temps et les événements sont singuliers! Il y a sept mois que tout le monde fuyait devant ces hommes, et les voilà établis sous un même toit et souvent dans une même chambre avec nous. *21 Décembre.*

**17.** Je n'ai absolument rien de nouveau à vous mander; vous n'avez point d'idée combien le séjour de Rastadt est stérile pour les nouvellistes; les grandes affaires ne vous intéressent pas dans leurs détails, il n'y a rien d'autre à conter. On fait tous les jours la même chose. Je dîne ou chez mon père ou chez M. de Cobenzl; ils sont les deux seuls qui tiennent maison; je passe toute ma matinée à écrire, j'en fais autant l'après-dînée, et je vais communément au spectacle, qui est bon. On ne donne que de très-bonnes pièces, qui n'ont pas le moindre trait à la Révolution. Je soupe trois ou quatre fois par semaine chez M. de Sickingen; je vais passer ma soirée chez M$^{me}$ de Reinach, ou je rentre chez moi à la sortie du spectacle, et j'écris de nouveau et souvent jusqu'à deux ou trois heures du matin. Vous voyez que voilà un train de vie bien uniforme et bien simple, tellement uniforme que je ne puis rien vous écrire de nouveau. Je joins une invitation pour un dîner chez les Français. Vous y trouverez toutes les anciennes formes; Treilhard est en général très-poli, ce qui fait le contraste le plus frappant avec son collègue, qui est ce que nous appelons die Quintessenz von einem Flegel. Le Courrier du jour, feuille parisienne, censure même son air froid et grossier dans son numéro d'hier, et il a parfaitement raison. On ignore encore

le jour de l'arrivée de Bonaparte. Les Français, en attendant, font des progrès de tous les côtés; ils bloquent Mayence, viennent de prendre possession de l'Évêché de Bâle, ce qui inquiète beaucoup les Suisses, qui les voient actuellement au milieu de leur pays, qui risquent d'être révolutionnés comme les peuples de l'Italie, et qui ne s'en soucient guère. Le ciel sait où ce feu s'arrêtera; mais il est sûr qu'il n'y a aucune raison pour que le reste de l'Europe ne soit pas ébranlé jusque dans ses fondements par les quarante millions d'hommes qui tous visent actuellement au même but. On ne rêve en France, dans ce moment, qu'à la descente en Angleterre. Les projets les plus insensés se forment, et il me paraît que ceux qui le sont même le moins sont tout aussi inexécutables. Un certain Tillorier veut passer en ballon; un nommé Garnier, en patins élastiques; un troisième prétend avoir inventé une espèce de bateau pour passer sous l'eau et par conséquent ne point être vu; et le quatrième, le plus fou de tous, voudrait qu'on tâchât de faire des canons qui, en tirant à cinquante lieues, foudroieraient l'Angleterre des batteries de la France. On croit avoir affaire à des fous, et point du tout: voilà les faiseurs de projets du moment. On dit que Bonaparte a reçu dans un jour plus de deux mille projets, plans et lettres, au moment de son arrivée à Paris. *22 Décembre.*

**18.** Nous sommes toujours dans l'attente de l'arrivée de Bonaparte. Les feuilles de Paris annoncent son départ dans quasi chacun de leurs numéros; on l'attendait avant-hier à Strasbourg, et il n'y est point arrivé. Mayence est en attendant au diable, et il faut faire la croix sur toute la rive gauche; bien des gens n'y croient pas encore; mais, moi, j'en ai fait depuis longtemps le sacrifice, et, arrive ce qu'il voudra, je ne serai étonné de rien. *24 Décembre.*

**19.** Je sors de table chez Treilhard, qui nous a donné son premier dîner. Nous y avons fait très-bonne chère; je ne sais qui lui a fait la cuisine, car il y a trois jours qu'il avait

fait demander à Aimé s'il voulait lui faire son dîner; mais il s'est, dans tous les cas, très-bien adressé. Bon vin et bonne chère, voilà à quoi se réduit le culte de cette nation régénérée; ils ne connaissent d'autre Dieu que leur estomac et d'autre jouissance que celle des sens. On ne se doute pas, chez eux, qu'il est aujourd'hui Noël; ils ne connaissent que le 5 Nivôse. J'ai été à la messe de minuit chez les Piaristes avec mon père et le Comte de Lehrbach*); je ne crois pas qu'un seul de toute l'ambassade française, ni maître ni valet, ait songé à entendre une messe. Nous étions à peu près vingt personnes à dîner; d'abord, et comme de raison, tout ce qui compose leur suite, puis nous autres, et encore quelques Envoyés; Le dîner s'est très-bien passé; on a beaucoup causé et beaucoup mangé, et voilà tout ce que j'en puis dire de mieux. *25 Décembre.*

**20.** Ce que Merveldt vous dit de la durée du congrès est entièrement vague. Je défie que quelqu'un fixe sa durée; mais tant il y a qu'il n'a pas encore commencé: jugez si dans un mois il peut être fini. Les Français, qui se refusent à recevoir les pleins pouvoirs de la députation de l'Empire sous la forme présente, ont obligé cette dernière à s'en procurer de nouveaux. Il est absolument impossible que ceux-ci arrivent avant quatre ou six semaines; ainsi, jugez du reste. Mon père est le seul qui traite avec eux, leurs pleins pouvoirs étant échangés avec les siens. Tout le monde est on ne peut plus content de lui et de sa manière de traiter, et je ne doute nullement que la Cour n'en soit tout aussi satisfaite. *27 Décembre.*

**21.** Les Français sont entrés dans Bâle, et sous le prétexte de n'occuper que les maisons qui appartiennent à l'Évêque et qu'ils ont déclaré leur appartenir, et pour ne point violer la neutralité, ils y ont envoyé quelques

*) Konrad Ludwig Reichsfreiherr v. Lehrbach, Minister für den österreichischen Kreis am Rastädter Congresse, später auch für Ungarn und Böhmen. D. H.

milliers d'hommes sans armes. Voici le premier pas contre la liberté suisse, et vous verrez que dans peu de mois tout ce bon pays sera en proie à une révolution. De quel horrible augure cette démarche inouïe dans le droit des gens n'est-elle pas pour tous les peuples voisins du gouffre! La Révolution aura entraîné dans son torrent près de cinquante millions d'hommes dans moins de soixante-dix ans, et où s'arrêtera-t-elle? Je plains ces pauvres Suisses; mais ils sont perdus, et nous aurons la révolution sur toutes les frontières de Tyrol. Les Français sont entrés hier dans Mayence. *31 Décembre.*

## 1798.

**22.** Bonaparte est attendu pour samedi ou dimanche. Je ne sais trop s'il faut se réjouir de cette arrivée: j'ai peur qu'il ne tranche un peu dans le vif; son expédition d'Angleterre le tourmente, sans que je croie que jamais elle puisse réussir, et il voudrait avoir les mains libres. On dit toujours que sa femme l'accompagnera. *Rastadt, 1er Janvier.*

**23.** Nos affaires ici vont leur train; elles iront plus vite quand une fois Bonaparte sera arrivé. Il y aura un train du diable quand une fois toute la machine se mettra à craquer. La rive gauche du Rhin est irréparablement perdue; mais j'ai les espérances les mieux fondées d'une réussite complète pour nos indemnités. J'ai brisé la glace; j'ai eu une conversation d'une heure avec Treilhard, et le résultat en a été si curieux, que j'en envoie par le même courrier un rapport à Thugut*) qui me fera honneur, je l'espère. Ma qualité de député des Comtes m'est d'un avantage inappréciable; elle me met à même de travailler par et pour moi-même, et je vous jure que je ne perds ni une minute ni une occasion; mon projet d'indemnité sur la rive droite a été accepté d'autant

*) Johann Amadeus Freiherr v. Thugut, k. k. Minister des Aeußern. D. H.

plus facilement par les Français qu'ils avaient depuis longtemps conçu la même idée. Mon père se concilie tous les esprits; vous n'avez pas d'idée combien on est généralement content de lui et combien tout le monde lui rend justice. Nulle place n'eût été mieux faite pour lui, et jamais homme mieux pour cette place; il se tirèra de toute cette difficile besogne avec infiniment d'honneur et d'avantages. Je n'entre pas dans le détail des affaires: je vous expliquerai bien mieux de vive voix de quoi il s'agit quand je serai à Vienne; mais soyez gaie et contente. Il nous arrive actuellement des ministres de tous les coins de l'univers, nous avons des Envoyés cisalpin, ligurien, hollandais, suisse, grison, etc., etc.; bien des personnes, et surtout à Vienne où on ne sait que ce qui se passe dans une enceinte de trois lieues, croyaient que ce congrès de Rastadt ne serait qu'un jeu: Alles ist ja ausgemacht, se disaient nos grands politiqueurs; vous vous souviendrez que je prétendais éternellement le contraire. C'est ici que se décide maintenant le sort de l'univers entier, et c'est de la paix de Rastadt seule que datera celle de l'Europe, si ce siècle orageux lui permet d'en avoir une. Tout ce que je prévoyais arrive, chaque puissance cherche à regagner au moins quelque chose de ce qu'elle a perdu, en empêchant une troisième de s'agrandir; tous les éléments politiques sont en combustion, et le dénoûment final n'est attendu par personne. *6 Janvier.*

**24.** Nous avons eu avant-hier un bal dans la salle de spectacle, nous en avons un autre aujourd'hui. C'est bien sous la calotte des cieux la chose la plus ennuyeuse qu'un bal à Rastadt; il y avait à peu près cent hommes, quasi tous ministres et députés, et de huit à dix femmes, dont la moitié encore avaient la cinquantaine. Ce n'est vraiment que faute de mieux que l'on finit par y aller. *9 Janvier.*

**25.** Bonaparte n'est toujours pas encore arrivé: je ne sais trop à quoi attribuer les causes de ce retard: les uns

disent que les affaires de la descente en Angleterre l'occupent beaucoup, d'autres supposent qu'il veut attendre l'arrivée des pleins pouvoirs des députés de l'Empire, et les troisièmes croient que sa toute-puissance a beaucoup baissé depuis qu'il n'est plus entouré de toute son armée et de cette foule d'aides de camp et d'admirateurs. Il est sûr toujours que Bonaparte est la créature de Barras, et que Rewbell*), qui n'est pas bien avec ce dernier, a un pouvoir infiniment supérieur dans ce moment. Le temps expliquera l'énigme, mais il n'y a encore aucun doute sur son retour; le moment seul n'en est pas fixé, et je serais fâché de ne pas le voir avant mon départ. La comédie se joue, en attendant, comme s'il y était, et tout va son train. *13 Janvier.*

**26.** Les pleins pouvoirs nouveaux pour la députation de l'Empire sont arrivés; la négociation, qui n'avait été menée jusqu'à présent que par mon père seul, commencera donc aussi avec la députation, et les affaires acquerront un degré d'intérêt bien plus prononcé. Je serai chargé de dépêches bien intéressantes pour Vienne, et je pourrai vous dire à mon retour bien plus qu'à présent. La bombe est en l'air, elle éclatera; heureux ceux qui n'en seront point atteints! Vous ne vous faites point d'idée du désespoir qui règne sur la rive gauche du Rhin; les habitants avaient espéré redevenir Allemands jusqu'à présent, mais leur espoir baisse chaque jour et fait place au plus profond chagrin; il est sûr que le sort des propriétaires est triste, et si jamais la qualité d'État de l'Empire est précieuse, c'est bien dans le moment actuel. J'ai rassemblé une foule de données sur l'état intérieur de ce malheureux pays, et je crois en avoir assez entendu par des personnes de tous les partis pour croire être parfaitement au courant de ce qui s'y passe. Je n'entre dans aucun détail; je me fais une fête

---

*) Barras und Rewbell, bekannte Mitglieder des National-Convents, später des vollziehenden Directoriums. D. H.

de vous les donner moi-même, et ne veux pas confier à du papier ce que je vous dirai bien mieux de vive voix.

Nous avons eu hier un concert où j'ai beaucoup joué. Un des Envoyés de l'Empire a un jeune homme ici avec lui qui a un talent bien distingué pour le violon, et qui sera un sujet parfait s'il s'applique beaucoup; nous lui avons arrangé un concert entre amateurs, et le public payait un petit écu d'entrée. La musique a été bien choisie et le concert parfait, au point que tout le monde en a été étonné. J'ai mené l'orchestre dans les symphonies et dans les concerts, et j'ai joué avec le héros de la fête et deux amateurs un quatuor qui a été si bien, que tout le monde en parle encore aujourd'hui. Voilà à peu près la meilleure soirée que j'aie encore passée à Rastadt, car j'aime à la folie à faire de la musique. *16 Janvier.*

**27.** Le congrès a été ouvert aussi splendidement que possible, ce matin. Mon père a été à la députation et lui a communiqué la première proposition des Français, qui ne tend à autre chose qu'à garder la rive gauche, ce que nous savons depuis longtemps, et vous direz que telle est la proposition si vous voyez qu'on n'en fait pas mystère à Vienne. Vous savez qu'il ne fait pas bon être le premier à dire quelque chose. . . . . J'attends l'expédition des dépêches que je prendrai avec moi, ce qui m'empêche de fixer le jour du départ; mais croyez-moi, et soyez convaincue que je serai à Vienne avant la fin du mois. *19 Janvier.*

**28.** Voici la dernière lettre que vous recevrez de moi, ma bonne amie; peut-être même arriverai-je en même temps qu'elle. Je partirai définitivement mardi 23; il me faudra à peu près six jours pour faire la route, et je vous embrasserai le 29 ou le 30 de ce mois.

La nouvelle que je vous avais mandée il y a quelques jours, que les Français avaient occupé Bâle, est fausse; ce qui est d'autant plus étonnant que les Français eux-mêmes avaient répandu

cette nouvelle ici. L'un d'eux me l'avait dit lui-même. Ainsi, voilà le premier mensonge que je vous écris de Rastadt. *21 Janvier.*

**29.** Me voici donc encore une fois dans ce malheureux Rastadt, à deux cents lieues de vous et de nos bons petits enfants! Je suis arrivé hier soir; personne ne m'attendait, et je suis tombé comme une bombe dans la chambre de ma mère, qui sortait du spectacle. Mon voyage a été très-heureux..... Rastadt est toujours le même. *19 Mars.*

**30.** J'ai soupé hier chez les Français. Il n'y avait que très-peu de monde, et je me suis couché de bonne heure pour me reposer...... Nous avons encore l'opéra pour quelques jours, et la comédie viendra le remplacer. Je n'y ai trouvé aucun changement: mêmes personnages et mêmes pièces, excepté quelques nouveautés que le directeur fera donner pour moi encore avant leur départ. Je ferai aujourd'hui mes visites, pour être parfaitement en règle. *20 Mars.*

**31.** Nous avons eu hier soir chez M. de Cobenzl un souper avec tous les acteurs de l'Opéra. Il n'y avait en femmes que M^lle^ Hyacinthe. Ils sont tous partis aujourd'hui pour ne plus revenir; la comédie les remplace, et après Pâques reviendra un opéra tout à fait nouveau et composé de sujets que nous ne connaissons pas du tout. Vous n'avez pas d'idée du désespoir de tous ces gens, de devoir rentrer en France; ils voudraient toujours rester à Rastadt ou trouver à se placer en Allemagne; ils trouvent qu'on y est si libre et qu'on y fait tout ce que l'on veut, surtout que tout le monde y est si poli; quelle régénération que celle-là!

La perruque blonde est toujours à la mode; vous n'avez pas d'idée de la quantité qu'on en vend à Rastadt. Les cheveux sont tellement rares en France, qu'on commence déjà à les faire venir de la Russie et de la Suède. M^me^ de Pálffy aurait une rente viagère avec sa tête si elle avait envie de se faire toujours

raser et si la rage des cheveux blonds se soutient. Les Français continuent à exercer les plus affreuses persécutions sur les émigrés belges; l'ambassadeur de votre ami Vanderlist et de tant d'autres Brabançons est en prison à Bruxelles; il en sera au désespoir, et avec raison. L'événement est d'autant plus fâcheux que tous les papiers qu'il avait avec lui ont été saisis et envoyés à Paris. Il paraît décidé que Bonaparte ne reviendra pas à Rastadt, malgré tout ce qu'en disent ses gens. *24 Mars.*

**32.** Nos affaires vont ici le train qu'elles devaient prendre, vu la faiblesse et l'inaction des Princes et États de l'Empire; les Français dictent la loi, et cela avec une arrogance et une certitude de réussite incroyables pour tous ceux qui ne connaissent pas les fauteurs et auteurs secrets de tous nos maux. Ils se prononcent très-fortement pour la sécularisation; la Cour de Vienne, qui en connaît tous les inconvénients, est d'un avis très-opposé, et je me confirme journellement plus dans mon opinion que l'on finira par adopter la voie du milieu, qui sera la plus heureuse pour les individus. L'arrivée du prochain courrier de Vienne décidera en partie cette question et avancera de beaucoup la négociation, qui languit depuis quelque temps.

La non-arrivée de Bonaparte est maintenant certaine: tous ses gens sont allés le rejoindre à Paris, et Perret et Lavalette partiront encore aujourd'hui. Ils croient que l'expédition contre l'Angleterre est très-prochaine, et qu'ils se trouveront incessamment embarqués dans cette galère, la plus triste et la plus dangereuse entreprise de toutes; aussi sont-ils tous au désespoir; et Pitt serait bien tranquille sur les suites, s'il pouvait ne calculer le danger que sur le zèle des troupes destinées à agir contre l'Angleterre; tous font plus ou moins leur testament. 27 *Mars.*

**33.** Que je bénirai le ciel quand, une fois réuni avec vous, je ne vous quitterai plus! Je vous vouerai tous mes

soins, tous mes loisirs, à vous et à mes bons petits enfants. Ce moment ne sera pas bien éloigné, j'espère; je reviens toujours à mon ancienne idée du mois de mai: le retour au mois d'avril est impossible; il faudrait que le congrès se séparât, ce qui n'est pas à prévoir; mais comptez sur moi; au mois de mai, je serai avec vous, que les affaires aillent comme elles veulent; d'ailleurs, la conclusion sera faite à cette époque ou sera si près de son dénoûment, que ma présence ici ne sera plus de la moindre utilité, et je suppose que vous ne doutez pas qu'une fois sans besogne urgente, je n'en connaîtrai point d'autre que celle de venir vous rejoindre.

Je dînerai mardi chez Treilhard, et, puisque, vous aimez les chiffons, je vous envoie son billet d'invitation. Il m'y donne un titre que je n'ai point: les Comtes de Franconie ne me regardent encore en rien; je n'en ai point entendu parler depuis Vienne. *31 Mars.*

**34.** Nos affaires ici vont leur petit train; je voudrais qu'elles n'en allassent plus aucun, et que nous soyons tous chez nous. Je ne vous exprimerai pas le plaisir que j'aurai de me trouver de retour à Vienne, dans la plus belle saison, dans notre petit jardin que j'aime à la folie, avec vous et tout ce que j'aime; vous serez bien allante, nous ne nous quitterons pas, nous ferons des parties qui vous amuseront, et passerons quelques mois à la campagne, so recht unter uns und für uns.....

La semaine sainte nous occupe ici comme elle peut le faire à Vienne. J'irai faire mes pâques après-demain; je prierai bien pour ma bonne petite femme et mes enfants; faites-en autant pour moi. Il y a encore spectacle demain; mais les légations catholiques et protestantes de tous les pays se sont donné le mot de n'y pas aller pendant la semaine sainte, et il n'y avait par conséquent que les Français et quelques étrangers à la représentation d'hier. Les premiers voulaient que l'on ne cessât pas du tout, mais tout le monde s'y est opposé. On ne

peut pas assez prêcher d'exemple dans un moment où le monde entier n'en fournit pour ainsi dire que de mauvais et de destructeurs de tout ordre social et de tout bonheur individuel. *2 Avril.*

**35.** Vous n'avez pas d'idée de la quantité de pauvres paysans et d'habitants de l'Alsace qui passent journellement le Rhin pour assister à l'office divin pendant la semaine sainte. La journée étant superbe, je me suis promené vers midi au bord du Rhin; j'ai vu arriver toute une troupe d'hommes et de femmes qui se rembarquaient tristement dans une petite nacelle. Je les accostai et leur demandai d'où ils étaient et où ils comptaient retourner: „Hé, mon bon monsieur, me dit un pauvre vieillard, vous êtes bien heureux de pouvoir rester sur la rive droite; on y est tranquille, et nous rentrons dans notre malheureux pays où tout va sens dessus dessous!" Je lui demandai ce qu'il avait fait de ce côté. „Nous passons le Rhin aux grands jours de fête, me dit-il; il faut bien prier le bon Dieu. Chez nous, il n'y a plus rien, l'église est fermée, et notre maître d'école nous dit tous les soirs le chapelet, auquel tout le village assiste: voilà tout notre service divin. On n'ose pas sonner; mais, à midi, pour que nous sachions l'heure de l'Angelus, il frappe quelques grands coups à la cloche comme si l'heure sonnait." Je lui demandai si le maire ne trouvait rien à redire à cette contravention aux lois: „Le maire, reprit-il, est un brave homme; il est aussi défendu de recevoir des émigrés, mais notre village en fourmille; il nous dit toujours de les cacher, et de le lui laisser ignorer pour ne pas le compromettre et le rendre malheureux." Je m'informai de tout ce dont on parle communément au paysan; tous m'assurèrent qu'ils payent le double de ce qu'ils payaient dans les temps les plus durs sous l'ancien régime, et que si la chose ne finissait pas bientôt, ils feraient tous leurs paquets et s'en iraient. Quelle régénération et quelle liberté! Tous rient ou pleurent plutôt quand on leur prononce ce mot ou celui d'égalité, dont ils se moquent le

plus; et avec tous ces moyens contre eux, ces gens font des lois au monde, et nous en font sur tout journellement. *5. Avril.*

**36.** J'ai dîné hier chez Treilhard; nous avions au milieu du plateau une espèce de pyramide faite en croquants avec d'énormes drapeaux tricolores; je vous jure que j'ai perdu le goût du manger à la vue de ces enseignes exécrables. Le dîner, du reste, était fort bon; il a pris possession de l'appartement de Bonaparte, depuis qu'il est sûr que ce dernier ne revient plus.

Une gazette que j'ai lue aujourd'hui contient une anecdote assez jolie pour vous être rapportée. Un vaisseau portugais destiné à faire le tour du monde pour étendre les découvertes, principalement dans la mer du Sud, découvrit dans ces parages une île jusqu'à présent inconnue. On y relâcha, et on fut très étonné d'y être reçu par des Français. Trois cents émigrés, la plupart officiers de marine, y avaient formé une colonie; fuyant les désastres de la Révolution, ils avaient quitté la France dans ses premiers moments, enmenant leurs femmes et leurs enfants, tous les outils nécessaires, etc.; ils abordèrent dans cette île, choisirent une contrée où la nature abonde en tout et où il ne leur manquait que des bêtes à cornes. Les Portugais en firent cadeau de quelques pièces à la colonie, qui y mène une vie patriarcale et qui ne regrette plus rien de tout ce qu'elle a quitté. Eh bien, voilà encore une ressource dans les troubles civils! Si jamais nous étions dans le cas de fuir, nous en ferions autant, et on ne serait pas malheureux dans une contrée délicieuse, sous un ciel heureux, avec tous ses amis et parents. Je trouve que toute cette histoire ressemble à un joli rêve; elle n'en est pas moins vraie: elle se trouve dans la relation officielle de ce voyage, que je compte faire venir de Paris. *7 Avril.*

**37.** Je saisis cette occasion sûre pour vous faire une fois un tableau succinct de nos affaires d'ici. Vous savez

que la rive gauche du Rhin est cédée par la députation de l'Empire; vous n'ignorez pas sans doute que la base de la sécularisation pour indemniser les États perdants est également adoptée; mon père n'a pas encore acquiescé au nom de l'Empereur à ces deux bases, mais cela ne pourra pas s'empêcher, et le premier courrier sans doute nous apportera la nouvelle de la ratification impériale. Nous voici donc sûrs de perdre sur la rive gauche tout ce que nous avons, les Français s'étant déclarés trop ouvertement sur leur intention certaine de regarder tous les biens domaniaux comme biens nationaux, et sûrs d'être indemnisés sur la rive droite de ce que nous perdons sur la gauche. Il s'agit actuellement de savoir quelle est la portion que le ciel nous destine. J'ai jeté mon coup d'œil sur une possession qui réunirait tous les avantages, et je n'ai aucune raison pour croire qu'elle ne puisse pas nous tomber en partage. Mais tant il y a, que nous pouvons être parfaitement tranquilles sur notre sort futur.

Voici donc les deux points principaux arrêtés et les plus difficiles sans doute à digérer. Ne vous embarrassez pas de la durée du congrès et de la maudite besogne; elle peut être finie très-vite ou traîner plus longtemps, selon la marche que l'on prendra. *11 Avril.*

**38.** Me voici à Francfort, et bien enchanté de m'y trouver au bout de cinq ans que je n'y avais plus été. Je ne vous dépeindrai pas les sentiments divers qui se succèdent à tous les instants, et dans ma tête et dans mon cœur; mon existence, ma patrie, mon état, enfin tout s'est changé dans ce terme, qui n'est pourtant pas bien long, et il n'y a plus que les objets qui m'entourent qui se trouvent à peu près les mêmes. Un penchant irrésistible, le plus puissant et le plus doux, m'entraîne vers vous et mes enfants, dont rien n'existait il y a cinq ans: vous, du moins, n'existiez pas pour moi, et ces pauvres petits ne pouvaient pas se vanter d'être grand'chose. Lors de mon dernier séjour à Francfort, je regardais Vienne

comme vous regarderiez Naples ou Pétersbourg; je devais y faire un séjour de trois semaines, et m'y voilà pour la vie. Tout ceci est très-bien, et je ne céderais pas ces avantages pour le trésor de l'univers; mais il y a d'autres changements qui me peinent au delà de toute expression. A mesure que j'approche de ma patrie, j'en regrette plus vivement la perte; je suis entouré ici de personnes que je connaissais heureuses et au comble de la prospérité: la plupart n'ont plus rien, et une misérable cocarde remplace tous les avantages du passé. Les habitants de la rive gauche sont tous tenus à la porter, même en voyageant, de sorte que tout ce qui est ici en fait de marchands de Mayence, de Cologne, etc., ressemble à autant de Français qui en peuplent les rues. L'armée française même a ses avant-postes à une petite lieue de la ville; les soldats s'y promènent tant que bon leur semble, et vous vous doutez bien qu'ils profitent de cette faveur.

La foire est superbe pour les acheteurs; beaucoup de marchandises, beaucoup d'étalage, et peu d'affaires. Tous les négociants se plaignent des pertes qu'ils essuient journellement et n'en sont que plus traitables..... Le spectacle est bon; j'ai vu hier un opéra qui vaut mieux que nos opéras allemands de Vienne, ce qui n'est pas beaucoup dire. J'ai dîné hier chez Bethmann; je dînerai aujourd'hui chez le Comte de Schlick, et j'irai voir l'Électeur de Cologne après dîner. Il est devenu monstrueux; il est plus épais que Schreibers*), ce qui est beaucoup dire. *Francfort, 19 Avril.*

**39.** Je viens d'apprendre les nouvelles du 13 et du 14 de Vienne**): j'ignore tous les détails; il est arrivé vingt lettres

---

*) Dr. Schreibers war Hausarzt der Gräfin Metternich. D. H.

**) Bezieht sich auf den provocirenden Act des damaligen französischen Gesandten Bernadotte in Wien, der am 13. April auf seinem Hotel in der Wallnerstraße, wo auch wenige Häuser davon entfernt Gräfin Metternich wohnte, die dreifarbige Fahne aufpflanzte, was zu sehr tumultuarischen Gegendemonstrationen seitens der Bevölkerung Veranlassung gab. D. H.

qui toutes se contredisent sur les principaux faits. C'est avec une impatience démesurée que j'attends des éclaircissements, et surtout de votre part, ma bonne amie; je ne serai pas tranquille jusqu'à ce que je sache ce que vous faites, si vous n'avez pas été bien effrayée, la scène de l'événement s'étant passée si près de vous. Et moi qui n'étais pas avec vous! J'espère que Pepi*) vous aura été de quelque utilité; il a assez de sang-froid et d'attachement pour vous, pour avoir tenu la petite famille en ordre. Je vous vois d'ici courant chez les petits au premier bruit; c'est la première idée qui me soit venue. Je bénis le ciel de ne pas avoir loué la maison à l'Ambassadeur; il n'y a rien de stable avec ces gens-là. Je suspends tout jugement sur l'affaire même, jusqu'à ce que j'en sois plus instruit; mais elle ne peut être que fâcheuse de manière ou d'autre. Si les Français sont les fauteurs et les instigateurs, je ne prévois que la guerre; sinon, la chose pourra s'arranger. Quel siècle et quel avenir!

Je resterai ici encore deux ou trois jours et je retournerai à Rastadt, à moins que je ne reçoive des lettres qui m'y fassent retourner plus tôt. L'événement, dans tous les cas, hâtera les négociations: ou elles se rompront, ou elles reprendront une vigueur nouvelle pour en finir une bonne fois. *Francfort, 22 Avril.*

**40.** J'ai vu quelqu'un qui est arrivé hier de Rastadt; la nouvelle des scènes de l'Ambassadeur y a fait une sensation terrible. Je trouve que la conduite que la Cour a tenue est parfaite, et des enragés seuls pourraient lui en vouloir; la conduite de Bernadotte est horrible, et il est généralement blâmé par tous les Français, dont il y a une quantité dans ces environs. On attend avec impatience l'arrivée de nouvelles de Paris, pour savoir quelle sera la résolution du Directoire; je ne crois pas qu'elle puisse nous être défavorable. *Francfort, 24 Avril.*

*) Graf Joseph Metternich, der einzige Bruder des Briefstellers. D. H.

**41.** Je suis arrivé de Francfort il y a quelques heures..... J'ai trouvé tout ici très-tranquille; Bernadotte loge au château en face de moi; il n'a pas fait de visite à mon père et à M. de Lehrbach, qui ne l'ont point vu. Je l'ai rencontré il y a un moment, je lui trouve un air honteux, et il y a de quoi; le Directoire a l'air de ne pas approuver les démarches insolentes qu'il s'est permises: elles ont choqué toute l'armée française, dont j'ai vu beaucoup d'officiers à Francfort. Je regarde cet événement plutôt comme heureux, car il démontrera la faiblesse du gouvernement français et la force du nôtre, qui lui en impose, surtout dans un moment où il n'est pas à son aise à cause de la détestable réussite des élections dans la plus grande partie des départements. *Rastadt, 30 Avril.*

**42.** Je travaille toute la journée: je suis accablé de demandes, de requêtes, de plans de la part de mes commettants; tout le monde songe à s'indemniser, et voici le moment de la plus grande crise; pour surcroît de malheur, j'ai été obligé de permettre à mon secrétaire de légation de s'en aller pour quelque temps; sa femme est si malade qu'il y aurait eu de la cruauté à l'arrêter, et je suis seul avec des paperasses énormes. Dans peu j'aurai les coudées plus franches: mes demandes seront présentées à la députation; j'aurai rempli mon devoir, et je ne m'occuperai que du plan de vous rejoindre. Voilà toute mon ambition, c'est à cela que tendent tous mes vœux, que se bornent tous mes désirs, et rien n'empêchera que j'exécute ce que je désire le plus au monde. *4 Mai.*

**43.** Nous avons un si détestable spectacle dans ce moment, qu'il n'y a quasi pas moyen d'y aller. Tous les bons acteurs sont ou retournés à Paris, ou ne jouent plus; on en attend de nouveaux qui tardent à arriver, de sorte que la chose est au-dessous de toute critique. La promenade est notre seule ressource, et c'en est une véritable dans la superbe contrée de Rastadt. Je suis étonné de la différence que j'ai

trouvée entre la saison de Francfort et de Rastadt: tout est ici plus avancé d'un mois. *5 Mai.*

**44.** Il me paraît impossible que les affaires ne se décident pas plus vite qu'on ne le pense. L'arrivée de M. de Cobenzl est attendue d'un moment à l'autre, et le retour de Bonaparte est sûr. La question du comment elles finiront est plus difficile à résoudre. *8 Mai.*

**45.** Vous me faites des reproches qui m'ont fait rire et fâché en même temps: vous voulez que je vous instruise de cent mille choses dont aucune n'est connue à Rastadt, et qui toutes sortent de la tête creuse de quelque politique du Graben. On vous dit que Bonaparte est à Rastadt depuis longtemps; il n'y a pas le mot de vrai: nous l'attendons dans une huitaine de jours au plus tôt; le courrier français qui lui annonce l'arrivée de M. de Cobenzl n'a passé ici qu'avant-hier. On vous dit que Treilhard est nommé Ambassadeur à Vienne; point du tout, nous ignorons parfaitement qui pourra y aller, et il y a la plus grande probabilité que Treilhard sera nommé Directeur. Les élections se font entre le 20 et le 30 floréal, nous sommes aujourd'hui au 24; ainsi, dans quelques jours nous saurons ce qui en est. Il n'y a que deux compétiteurs, l'ancien Évêque d'Autun (Talleyrand) et Treilhard; tout le monde suppose que ce dernier l'emportera. On vous dit qu'il arrive une quantité de courriers de Rastadt et de Paris, il n'y en a pas un que je ne charge d'un petit mot pour vous, ma bonne amie; ainsi ne croyez pas ce qu'on vous dit, vous savez comme on ment, et croyez que s'il arrive quelque événement intéressant, je serai toujours le premier à vous en instruire, si toutefois je le puis. *12 Mai.*

**46.** Bonaparte est parti de Paris pour Toulon, où on lui a envoyé un courrier pour lui dire que M. de Cobenzl l'attend à Rastadt; tout ceci a bien l'air d'un jeu, et il y a autant à

parier pour que contre l'arrivée de Bonaparte. Dans ce cas, il faudra voir si le Directoire envoie un autre à sa place, sinon M. de Cobenzl ne restera pas ici et s'en retournera à Vienne; Treilhard part aussi dans très-peu de jours pour Paris; il a été nommé au Conseil des Anciens et réunit déjà dans ce moment 263 voix pour le Directoire, qui ne peut donc pas lui manquer; on ignore qui lui succédera dans la mission de Rastadt: vous voyez donc que voici un moment de crise bien intéressant. *15 Mai.*

**47.** Il est décidément sûr que Bonaparte ne viendra pas (soit dit entre nous), et on croit que François de Neufchâteau, le Directeur sortant, remplacera lui et Treilhard. On gagnerait au change, car on dit cet homme très-doux et très-modéré; il faudra voir ce qui en sera, et s'il pourra aider à accélérer la besogne. Je serai bientôt au fait, et dès qu'il aura étalé ses vues et ses moyens, je prendrai mon parti sur les moyens de vous rejoindre. *17 Mai.*

**48.** Treilhard a été nommé Directeur de la République. Le courrier qui lui a apporté cette nouvelle est arrivé avant-hier, pendant le spectacle; la mine rayonnante du nouveau roi et les félicitations des collègues et amis nous ont appris sur-le-champ de quoi il s'agissait; il a fait ses paquets hier et est parti ce matin, à quatre heures, pour prendre possession de sa nouvelle place. Vous concevez l'effet que l'événement doit avoir fait dans un lieu de congrès; tous les bas valets et tous les flatteurs se sont empressés en foule pour lui faire agréer leurs hommages; il n'a reçu personne dans la matinée. J'ai été le voir dans l'après-dînée, et j'ai pris le plus tendre congé de cet illustre personnage. On ignore encore par qui il sera remplacé. Nous attendons l'Abbé Sièyes*) ici, ce soir

---

*) Abbé Sièyes, an Rewbell's Stelle zum Mitglied des Directoriums ernannt, ward damals als Gesandter nach Berlin geschickt. D. H.

ou demain; il se rend à Berlin, où il est nommé Ambassadeur. Bernadotte est parti hier pour Strasbourg avec toute sa suite; il ne s'y arrêtera pas, n'ayant pas voulu accepter le commandement de la 5e division militaire, qu'on lui avait offert en le retirant de la carrière diplomatique, le gouvernement étant aussi mécontent de lui que lui l'est du gouvernement. Voici tout ce que nous avons de plus nouveau et par quoi je commence ma lettre...... *19 Mai.*

**49.** Jean Debry, un enragé Jacobin, vient d'être nommé par le Directoire en remplacement de Treilhard; nous aurons de la bonne besogne avec lui. François de Neufchâteau est depuis hier à Seltz, petit village de l'autre côté du Rhin, à une lieue d'ici, où il attend que les conférences avec M. de Cobenzl s'entament. *26 Mai.*

**50.** J'ai dîné aujourd'hui chez le Comte de Cobenzl, à Seltz; il n'y avait d'étrangers que François de Neufchâteau, MM. Geoffroy et Gallois, ses secrétaires, et le commandant de Seltz. J'ai été très-satisfait de la manière d'être de ces Messieurs; François de Neufchâteau est très-poli, doux et aimable, homme de lettres, et en porte l'empreinte. Quoique en France, je ne me suis pas douté d'y être: le dimanche était célébré comme ici, personne ne travaillait, et un de ces Messieurs m'a assuré avoir entendu chanter la grand' messe ce matin. On rend tous les honneurs possibles à M. de Cobenzl; il a deux grenadiers et deux cavaliers devant la porte de sa maison. Je ne puis vous dire combien tout ceci m'a paru extraordinaire: je n'en croyais pas mes yeux à table, où je ne voyais que Français, civils et militaires, et rien que des soldats français pour nous garder. François de Neufchâteau est toujours dans le costume de ministre, qui, à mon avis, est très-laid. Un habit noir avec un énorme collet rond (ein Pekeschkragen) en gros de Tours nacarat, veste de même étoffe et couleur brodée en noir, culotte de même et des petites bottines; un grand

sabre et un chapeau à la Henri IV avec des plumes énormes.

Je partirai demain matin pour Strasbourg, et je reviendrai mercredi; je me réjouis de revoir une quantité d'anciennes connaissances, qui toutes m'ont fait inviter depuis longtemps. *3 Juin.*

**51.** Jean Debry est ici depuis quelques jours avec femme et enfants, armes et bagages; nous attendons encore un troisième envoyé français; cela ne finit pas. *17 Juin.*

**52.** Si vous partez le 25, comme vous me l'annoncez, cette lettre ne vous trouvera plus, et je l'écris à tout hasard. Vous me paraissez inquiète et tourmentée par l'incertitude entre les inconvénients et le désir de prendre la petite Marie avec vous; je suis bien peiné de cet état, car j'en connais tout le désagrément. Le voyage est grand, mais bien des personnes font voyager leurs enfants; tout le monde fait faire aux siens le voyage de Vienne à une campagne au fond de la Bohême, et je suis d'avis que cinquante ou soixante lieues de plus ne font pas grand' chose. Je ne puis donc que vous recommander tous à la bonté paternelle du meilleur des pères, de ce bon Dieu qui vous protégera sans doute, ainsi que mes bons enfants le méritent. Il veillera sur vous en route et vous mènera à bon port dans mes bras. Tout est prêt ici pour votre réception, et je fais tout ce qui dépend de moi pour rendre votre séjour plus supportable; Rastadt acquerra des charmes pour moi dès le moment de votre arrivée. J'irai à votre rencontre jusqu'à Ulm; tout calcul fait, c'est l'endroit qui me convient le mieux. Vous irez très-commodément dans un jour de Munich à Augsbourg; la journée même est petite, mais il faut y coucher à cause du gîte. Il vous faut un autre jour pour arriver à Ulm, je vous attendrai; nous irons le lendemain jusqu'à Cannstadt, et le surlendemain très-commodément jusqu'à Rastadt. *18 Juin.*

**53.** Salut à ma bonne petite femme sur terre d'Empire. Vous voilà donc à Munich, à vingt-huit postes plus près de moi. Je partirai d'ici dimanche 1er Juillet au soir pour Ulm, où je vous attendrai. Rien ne pourra faire retarder mon départ qu'une lettre qui m'apprendrait que vous avez différé le vôtre de Vienne*). *26 Juin.*

---

*) Mit diesem Briefe schließen die uns vorliegenden Mittheilungen aus Rastadt, wo Graf Metternich mit Gattin und Kind bis Mitte März 1799 geblieben ist. Er hat den Congreß-Ort noch vor dem Abbruch der Verhandlungen verlassen. Von den drei französischen Gesandten beim Rastädter Congreß (Bonnier, Debry und Roberjot), die bei ihrer Abreise am 28. April 1799 ein so gräßlich tragisches Geschick erleiden sollten, findet sich im Schriften-Nachlasse keine Spur vor, außer einigen autographen Zeilen Roberjot's an Graf Metternich folgenden unerheblichen Inhaltes: Je n'ai pu recevoir M. le Comte de Metternich ce matin, parce que la légation française était assemblée chez moi. S'il a quelque chose à me communiquer, je le prie de m'en faire part, ou de m'indiquer l'heure à laquelle il sera visible. Je le prie d'agréer l'assurance de ma considération. Rastadt, 10 Nivôse an VII (30 Décembre 1798). Roberjot.

Ende des ersten Bandes.

Das Personal-Register, beide Bände des ersten Theiles des Werkes umfassend, befindet sich am Schluß des zweiten Bandes.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

